

KURT ZIEMKE

*Als deutscher
Gesandter
in Afghaniſtan*

P. 2061336
Finnish Republic

KURT ZIEMKE
ALS DEUTSCHER GESANDTER IN AFGHANISTAN

KURT ZIEMKE

ALS DEUTSCHER GESANDTER
IN AFGHANISTAN

Mit 51 Abbildungen
und einer Karte



DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT
STUTTGART BERLIN

1939

ALLE RECHTE VORBEHALTEN

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART

STUTTGART

Alle Rechte vorbehalten · Printed in Germany
Copyright 1939 by Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

MEINER LIEBEN FRAU
IRMINGARD ZIEMKE

Inhalt

Inhaltsverzeichnis	7
Verzeichnis der Abbildungen	15
Vorwort	17
ERSTER TEIL / KABUL	19
In der Frontier Mail	21
Ankunft in Lahore — Lahore in der afghanischen Vergangenheit — Nachricht über Ermordung König Nadirs — Die drei politischen Morde des Jahres 1933 — Schicksale der Deutschen in Kabul — Attock am Indus — Burnes' Tod in Kabul — Der Kabulfluß bei Naushehra — Ankunft in Peshawar — Dean's Hotel — Rückblick über Reise von Colombo, Bombay — Der Parsi Mr. Mistry.	
Peshawar	33
Cantonment und City — Ein Franzose errichtet ersten Galgen — Der afghanische <i>passport officer</i> — Ungnädiger Empfang durch den eng- lischen Beamten — Khyber-Paß nach Afghanistan gesperrt — Go- vernator öffnet Paß für deutschen Gesandten — Erkrankung — Emp- fang des ersten britischen Gesandten durch König Shudja — Der Kohinur — Vernichtung der britischen Armee durch die Afghanen — Tragisches Ende König Shudjas — Das Buch Elphinstones — Der englische Major Arzt.	
Der Khyber-Paß	41
Das verbotene Land — Der Sohn des Wasserträgers stürzt König Amanullah — Das Niemandland — Die Khassadars — Kämpfe der afghanischen Grenzstämme gegen die Engländer — Abreise aus Peshawar — Die Züge der Eroberer Indiens — Die deutsche Expedi- tion Niedermayer-Hentig — Kaiser Baber — Die Khyber-Stämme — Fort Jamrud — Der einsame Paß — Frau Ziemke fährt nachts durch den Khyber — Schicksale einer deutschen Afridi-Frau — Das Ver- botsschild an der Grenze — Einfahrt nach Afghanistan.	
Auf dem Weg nach Kabul	52
Die afghanische Ehrenwache präsentiert in Turcham — Die Luft der Freiheit — Kein Bettler mehr — Die Karawanen — Die britische	

Lorry — Ruhe überall — Gil, der Lehm — Die afghanischen Ortschaften — Djui, der Wassergraben — Der Krieg von 1919 — Empfang in Dakka — Die Eskorte — Soldaten führen Frau Ziemke durch reißende Flüsse — Djellalabad — Von der britischen Armee 1842 entrann ein einziger Engländer nach Djellalabad — Der Mogulpark in Nimla — Dorf und Vertrag von Gandamak — Die beiden britischen Angriffskriege und die Ermordung der zwei Gesandten — Der letzte Widerstand des Restes der Unglücksarmee — Die Brücke von Surchab — Jagdalak und Blendung des Königs Zeman — Der Paß von Balutak — Ein Zwischenfall mit gutem Ausgang — Ein früherer Zwischenfall mit tödlichem Ausgang — Heiligengrab Seh Baba — Teehaus in Tizin — Der schwierigste Aufstieg — Der Stausee — Die Schlucht von Churd Kabul — Die Vernichtung der ersten britischen Armee — Buthak — Empfang des Gesandten im königlichen Pavillon von Bagrami — Ankunft in der deutschen Gesandtschaft in Kabul.

Kabul 77

Überblick — Vorliebe Kaiser Babers für Kabul — Residenzstadt unter König Timur — Amanullah.

Erster Eindruck — Die Gesandtschaft — Tchob, das Brennholz — Tob, der mittägliche Kanonenschuß — Der Fremdling in Kabul — Ghaddi, die Droschke — Der abendliche Schuß und das Nachwort.

Die Stadt — Verkehrspolitische Bedeutung — Die Königsburg von Bala Hissar — Die Altstadt — Grabmal Timur Shah — Der Basar und seine Zerstörung durch die Engländer — Deh i Afghan, das Afghanendorf — Die Königliche Ark.

Darulaman — Ebene von Tchardeh — Sanatorium in Aliabad — Die unvollendete Residenz — Das Museum — Die Götzen der Kafiren — Die deutsche Hindukusch-Expedition — Gesandter zieht in verlassene Stadt.

Schloß und Park Babur — Das *mashin chane* und die Arbeitszeit — Zentralgefängnis — Harden-Brücke — Dhobi, der Wäscher — Die frühere deutsche Gesandtschaft in Babur — Der wundervolle Park — Grab des Kaisers Baber — Moschee — Die Expedition Niedermayer und Hentig — Tod des Reiters Jakob — Gesandter hält Heldengedenkfeier ab an Jakobs Grab.

Der Basar — Die planvolle Einteilung — Der Wasserträger und sein berüchtigter Sohn — Die Früchte von Kabul — Die Persianerfelle — Keine Antiquitäten — Die Einkäufe des Verfassers — Der Pustin — Ruf zum Gebet.

Paghman — Die britische Gesandtschaft — Der neue Stausee — Paghman unter Amanullah — König Zahir fährt nach Paghman — Triumphbogen — Der verlassene Sommerkurort — Eröffnung des ersten

modernen Parlaments durch Amanullah — Villa Bibi Churd — Der Gesandte residiert als einziger Sommergast in Paghman.

Die Bewohner von Kabul — Die afghanischen Stämme — Paschtu und Persisch — Tadjiken — Hezarehs — Die Kyzylbasch — Araber — Die Juden und das Verbot des Alkohols durch Dost Mohammed — Der Fremde.

Antrittsempfang beim König..... 113

Der Sowjetbotschafter als Doyen des Diplomatischen Korps.

Besuch im afghanischen Außenministerium.

Der Premierminister.

Die Audienz.

Die Königin.

Der afghanische Volkscharakter und die Königswahl.

Die drei Dynastien.

ZWEITER TEIL / EINE RUNDREISE 135

Reise nach Herat 137

Paghman 137

Es wird kalt — Gesandtschaft in Kabul noch im Umbau — Der Generaldirektor der Vereinigten Elektrizitätswerke von Paghman — Entschluß zur Reise nach Herat — Unterstützung der afghanischen Regierung.

Abfahrt 139

Villa Bibi Churd zieht Hakenkreuzfahne ein — Der Mihmandar — Die Leere der Landschaft — Die Panne — Der Nagel aus dem Bauernschuh als Retter — Das Gästehaus der Regierung in Ghazni.

Ghazni 142

Die Fürsorge des Premierministers — Die Geheimpolizei — Der Lastkraftwagen als Gründer neuer Stadtanlagen — Die Glanzzeit der Stadt Ghazni unter den Ghaznawiden — Firdusi — Zerstörung durch Dschingis Chan — Lord Keane erobert die Stadt — Engländer ergeben sich — Lord Roberts in Ghazni — Die Altstadt — Die Ghilzais — Afghanen glaubten irrtümlich an jüdische Abstammung — Der Basar und die Erzeugnisse von Ghazni — Der Hakim — Das Grabmal von Sultan Mahmud — Die Sandelholztür des Tempels von Somnath.

- Mokur und Kalat i Ghilzai 152
 Dürre und Einsamkeit — Ju 52 auf dem Flug nach Kandahar — Das Hotel in Mokur — Der See von Ab i Istade — Der Tarnakfluß — Bizarre Bergformen — Die Zitadelle von Kalat und die Briten — Flüsse ohne Wasser und Brücken.
- Kandahar 157
 Der Märchenhof der Ark — Gast des Generalgouverneurs — Die Bewohner beten auf dem Stadtplatz — Geschichte der Stadt — Hauptstadt des neuen Reiches unter Ahmad Shah — General Nott — Sieg Lord Roberts' — Tchyl Sütun — Elefantenberg — Die Gärten — Serdeh — Die Ju 52 über Kandahar — Der Basar — Das afghanische Nationalheiligtum — Die Moschee — Fanatismus — Das britische Konsulat — Die Schlacht von Maiwand — Die Deutschen in Kandahar.
- Girischk und Dilaram 172
 Weg nach Quetta — Brücke über den Arghandab — Fähre über den Hilmend — Stadt Girischk — Durch die Wüste — Panne bei einem Karez — Der Khaschrud — Das Karawanserei von Dilaram — Ein Bett schaukelt mit Kamel durch die Wüste.
- Farrah und Sabzewar 180
 Panne in der Sandwüste — Der iranische Botschaftsarzt als Helfer in der Not — Der vornehme Reiter in der Wüste Sultan Bakwa — Empfang beim Generalgouverneur in Farrah — Wieder die Expedition Niedermayer und Hentig — Der Farrahrud — Nachts über den Adraskand — Aufnahme beim Hakim in Sabzewar — Abenteuer des iranischen Botschaftsarztes — Tee im Robat am Adraskand — Nachricht aus Herat.
- Herat 192
 Das städtische Hotel — Garküche und Djuj — Besuch beim Generalgouverneur — Ein Deutscher in Herat — Schwierigkeiten des Lebens — Der iranische Generalkonsul — Gegensätze zwischen Afghanen und Persern — Das Sowjetkonsulat — Seine Absperrung von der Außenwelt — Generalgouverneur erwidert Besuch und taut auf — Er ladet zum Abendessen ein.
 Geschichte der Stadt — Pottinger, der Held von Herat — Dost Mohammed erobert Herat — Der falsche Derwisch Vambéry — Yakub Chan und sein Schicksal — Der Sieger von Maiwand.
 Herat im Verfall — Der Basar — Die Juden — Die Aimak — Das alte Serei — Die Hauptmoschee — Die Masalla — Gazergiah — Das Grab des Abdullah Ansari — Der Thron der Reise — Die Deutschen in Herat.

Der Nordweg Herat—Kabul	213
Abfahrt aus Herat	213
Marco Polo — Baber — Der unbekannte Weg — Das erste Personen- auto von Herat über den Norden nach Kabul — Usbeken, Turkmenen und Aimaks — Der Weg nach Kuschk — Die provisorische Telephon- linie — Die Leere — Der einsame Garten — Überquerung des Paro- pamisus — Der erste Wald — Die sportlichen Hunde.	
Kala Nao	218
Vambéry in Kala Nao — Die neue Stadt — Der alte Hakim mit den zwanzig Frauen — Liebenswürdige Aufnahme und Einfachheit — Der Aufbauwille.	
Maimene	220
Der Murghab-Fluß — Die eingefallene Steinbrücke — Aufnahme in Bala Murghab — Die turkestanische Steppe — Der fröhliche Wanderer — Afghanische Städte bei Nacht — Das neue Gästehaus in Maimene — Besuch beim Generalgouverneur — Die Usbeken von Maimene — Bau der neuen Stadt — Flüchtlinge aus Sowjetrußland — Verkehr mit Herat und Kabul — Wassermangel.	
Anchoi	225
Pannen im Sande — Die Teppichstadt Dauletabad — Hotel zur Ga- rage in Anchoi — Die Wannseevilla — Die Turkmenen — Der Basar — Der Ring der Händler.	
Balch und Mazar i Sherif	228
Der russische Steppenwind — Die berüchtigte Sandstrecke — Das neue Balch — Die Juden — Das alte Baktrien — Die Ruinen von Balch — Das neue Hotel in Mazar i Sherif — Umbau der Stadt durch den Generalgouverneur — Die Tätigkeit des Innenministers — Der Basar — Die Grabmoschee des Hazret Ali — Das Sowjetkonsulat — Die Zeitung von Mazar und Deutschland — Der zweite Stalin — Ball bei den Sowjetrussen.	
An den Oxus	240
Wood entdeckt die Quelle des Oxus — Die Reise des Dr. Iven — Mir Murad Beg und die Usbeken — Mit Auto bis Asker Chane — Zu Pferde unter Eskorte durch den Sand — Pittak Hissar am Oxus — Das graue Wasser — Termez in Sowjetrußland — Der Verkehr mit dem roten Rußland.	

- Taschkurghan 243
 Burnes in Kunduz — Die Brücke von Pul i Khomri — Die Tradition Alexanders des Großen — Die Kafiren — Faizabad — Kilidj Ali — Die Nachricht von dem Überfall — Verzicht auf Reise nach Badakhschan — Halt in Taschkurghan — Der Garten meiner Seele — Ein königliches Rasierwasser.
- Haibak und Tchin Sai 248
 Die Enge von Taschkurghan — Haibak und der ungarische Ingenieur — Der Plan der neuen Stadt — Der Thron des Rustem und Felshöhlen — Das einsame Karawanserei — Der Schäfer in der Schilfhütte — Tchin Sai die Stadt der sieben Häuser.
- Bamian 254
 Zahnbrecher- und Genickbrecherpaß — Der gute Rat des Schäfers — Die erfreuliche Nachricht — Das Der i Shikari — Das schönste Landschaftsbild der Welt — Duab — Sar Khoshak und Dschingis Chan — Das Hotel in Bamian — Die großen Buddha-Statuen — Der brennende Berg — Geschichte von Bamian — Die Höhlentempel — Der chinesische und der koreanische Pilger — Die französische Archäologische Mission — Charles Masson — Schahr i Gholghola — Kakrak — Tchyl Sütun — Der Paß von Ak Robot — Die Bergseen von Bend i Emir.
- Über das Ghorband-Tal an den Pändjirfluß 264
 Die Ruinen von Schahr i Zohak — Die Felsspalte von Shumbol — Der Shybar-Paß — Das Tal des Ghorband — Die Deutschen in Djebel i Seradj — Das Kraftwerk für Kabul — Der Salangfluß — Das afghanische Volk — Tcharikar und die Ebene von Kuh i Damen — Die Tadjiken des Kuhistan — Der Sohn des Wasserträgers — Gulbehar — Der Ändjumen-Paß und die deutsche meteorologische Station — Das einsame Zialet am Pändjir — Der singende Sand — Die vergrabene Stadt Kapischa — Die afghanische Regierung gibt Frau Ziemke ein Camping im grünen Bachtal.
- Istalif 271
 Der Garten des Kaisers Baber — Das Lob von Istalif — Eigenart der Bewohner — Die Frauen und die Briten in Kabul — Die Keramik von Istalif.

Rückkehr nach Kabul	274
Ergebnis der Reise — Ankunft in Kabul — Die festlich erleuchtete Stadt — Die Einrichtung der Gesandtschaft ist angelangt — Das Diner beim König — Genugtuung über ungestörte Durchführung der Reise.	
 DRITTER TEIL / LAND UND LEUTE	 279
Das Djäschenfest	281
Geschichtliches — Die große Tat Amanullahs — Die Nationalfeier — Volksfest — Ein Fest der Männer — Die amtliche Feier und der König — Die Parade — Die Damen des Diplomatischen Korps und der König — Nationaltänze der Stämme — Vorbeizug der Sportler — Die Ausstellung und die deutschen Lehrmeister — Das turkestanische Reiterpiel Buzkashi — Das erste Tonfilmkino — Tee im Zelt des Premierministers — Der kleine Thronfolger.	
Die europäische Kolonie	296
Das verschlossene Land — Die ersten Fremden — Sie flüchten unter dem Sohn des Wasserträgers — Das deutsche Flüchtlingsgut — Die neue deutsche Kolonie — Die einzelnen fremden Kolonien — Die Tätigkeit der fremden Angestellten der Regierung — Ihre eigenartige Stellung — Die Landesgesetze und die Praxis der Regierung — Die Neuen — Schwierigkeiten des Lebens — Wohnung und Diener — Reisen und Sport — Der Fremde und der Afghane — Eine deutsche Schule — Deutsche Ärzte — Die deutschen Leistungen und die Ortsgruppe — Oberst Christenn.	
Die deutsche Gesandtschaft	310
Die erste Gesandtschaft im Kaiserpark von Babur — Das jetzige Stadthaus — Die neue Einrichtung — Die Feier der nationalen Festtage — Die Hilfe der afghanischen Regierung.	
Das Diplomatische Korps	313
Die Gruppierungen der Mächte und die Beziehungen der Missionen untereinander — Die Sowjetdiplomaten dürfen nicht nach Indien — Die deutsche Vorzugsstellung — Die frühere französische Politik der Nadelstiche gegen England — Die ausgezeichneten Beziehungen des deutschen Gesandten — Abschiedsdiner und Geschenk des Diplomatischen Korps für Frau Ziemke — Brief des türkischen Botschafters — Die Sonderstellung der britischen Gesandtschaft — Die offiziellen Veranstaltungen — Der seltsame Kabul-Brauch und seine Änderung — Die deutsche Gesandtschaft ladet die afghanische Regierung ein.	

- Der König 324
 Abstammung — Ahnenstolz der Afghanen — König nimmt keine Einladungen an — Seine Beziehungen zum Diplomatischen Korps — Audienzen beim König — Ordensverleihungen.
- Die Regierung 328
 Gastfreundschaft der Afghanen — Die Zahl und Form der amtlichen Einladungen — Tennis-Tees — Die Empfänge des Außenministers, des Premierministers, des Kriegsministers — Der Hofminister — Die Diners — Die Jagdveranstaltungen — Beschränkung des Verkehrs auf die offiziellen Persönlichkeiten — Geschenke der Regierung.
- Das geistige Leben..... 336
 Die Spaltung der Sprache in Paschtu und Persisch — Die Eigenart der Geschichte — Einfluß der Religion — Die Paschtu-Volksliteratur — Die persische Literatur — Der Literarische Zirkel — Zeitungen und Zeitschriften — Die Schulen — Universität — Archäologie — Offiziersschule — Schulpläne.
- Streiflichter 356
 Elphinstone und die Afghanen — Verschiedene Urteile über ihren Charakter — Liebe zur Freiheit — Gleichheit untereinander — Höflichkeit und Takt — Mäßig und enthaltsam — Blutrache — Treue zum Wort — Fleiß — Regierung und Verwaltung — Angebliche Habgier — Falsche Urteile über die Afghanen — Einfachheit — Gastfreundschaft — Ehrlichkeit — Sicherheit im Lande — Besuch in Ghardez — Keine Fremdenfeindlichkeit — Duldsam — Religion — Landessitten und europäische Frau — Mischehen — Menschenkenntnis — allgemeines Verhalten.
 Einige geschichtliche Vorfälle — Die englischen Befürchtungen um Indien — Die Ermordung des Gesandten Macnaghten — General Elphinstone — Emir Yakub und der Vertrag von Gandamak — Der Untergang der britischen Gesandtschaft 1879 — Die englische Politik — Folgen der afghanischen Rauheit — Die Afghanen und die heutigen Gesandtschaften.
 Die afghanischen Herrscher — König Zahir und die Verfassung — Amanullah — Der Sohn des Wasserträgers.
- Ausblick 387
 Der moderne Staat im Werden — Keine Gefahr von außen — Die russische und die britische Politik — Das Niemandsland — Der Freiheitsdrang der Afghanen — Die Lage im Innern — Die Stämme — Die Mollas — Schulen — Armee — Das Problem.

Verzeichnis der Abbildungen

Der Verfasser in Dean's Hotel in Peshawar	48
Einfahrt in den Khyber-Paß	48
Der Khyber-Paß	49
Ein Dorf in Afghanistan	49
Der Mogulpark in Nimla	64
Seh Baba	64
Nomade	65
Afghanische Kinder	65
Kabul	96
Auf der Landstraße	97
Gartenfront der deutschen Gesandtschaft nach dem Umbau	112
Im Garten der deutschen Gesandtschaft	112
Paghman	113
Öffentlicher Garten in Paghman	113
Ghazni	144
In der Ju 52 nach Kandahar	145
Frühstück in Serdeh	145
Kandahar: Der „Märchenhof“	160
Kandahar: Blick von der Ark auf den Platz	160
Kandahar: Mausoleum Ahmad Shah	161
Kandahar: Im Mausoleum Ahmad Shah	161
Über den Hilمند bei Girischk	192
Farrah	192
Herat: Die Masalla	193
Herat: Die Minaretts	193
Herat: Der Thron der Reise (Taht i Seper)	208
Herat: Der schwarze Zenotaph	208
Gazergiah	209
Zitadelle von Herat	209
Herat: Grab des Chodja Ansari	209
Der Robot am Adraskani	256

Auf dem Weg nach Kala Nao	256
Die Moschee in Mazar i Sherif	256
Bamian. Der große Buddha	257
Bamian	257
Nationalfest. Der König spricht	272
Die Parade	273
Das „Buzkashi“	273
Frau Ziemke in afghanischer Tracht	320
Die Eskorte für Frau Ziemke	320
Der 1. Mai in der Gesandtschaft	321
Auf der Jagd: Shah Vali	336
Auf der Jagd: Der Premierminister	336
Das königliche Camping für Frau Ziemke	337
Abschiedsgruß an Afghanistan	337

Vorwort

Mir ist kein deutsches Buch bekannt, das einen umfassenderen Einblick in das heutige Afghanistan gewährt, und vielleicht kommt meine Veröffentlichung einem Bedürfnis entgegen. Mein Buch soll kein erschöpfendes Werk über die Geschichte des Landes und des Volkes, über die heutigen politischen und wirtschaftlichen Zustände sein, es ist, wie der Titel besagt, eine Schilderung persönlicher Erlebnisse und Eindrücke mit gelegentlichen Streiflichtern über die Vergangenheit, das Leben im Lande und über die Eigenart der Afghanen, die uns in mannigfacher Hinsicht näherstehen als andere Völker in Asien. Ich habe das Land so geschildert, wie ich es sah, und ich weiß, daß sich in der Zwischenzeit vieles geändert hat, denn Afghanistan schreitet schnell vorwärts, aber der Kern der Dinge, das Wesentliche, ist sich gleichgeblieben, und die Ansätze zu dem Neuen habe ich angedeutet. Für den Verfasser eines Buches über Afghanistan ist es angenehm, daß er offen schreiben kann, denn es gibt nichts zu verschweigen; es hatte auch niemand den Versuch gemacht, mir, als dem Fremden im Lande, etwas zu verheimlichen.

Für den Deutschen ist Afghanistan aus mehr als einem Grunde anziehend: das Land bewahrte im Weltkrieg eine wohlwollende Neutralität, sein damaliger Herrscher gewährte der deutschen Expedition unter den Herren von Hentig und von Niedermayer 1915 eine freundliche Aufnahme, und Deutsche helfen in steigendem Umfang an dem Aufbau des Landes. Auch besitzt der Afghane manche Eigenschaft, die uns wesensgleich erscheint.

Afghanistan ist aus dem Dunkel herausgetreten, das Land hat sich Beachtung verschafft, und wer früher nicht viel mehr als den Namen kannte, weiß heute die Bedeutung des Landes zu würdigen, das den Schlüssel des Eingangstores nach Indien besitzt. Es ist bekannt geworden, daß Freiheitsliebe und Tapfer-

keit dem Lande die Unabhängigkeit erhielten, und daß in Waziristan, dem „Niemandsländ“ zwischen Afghanistan und der Verwaltungsgrenze Britisch-Indiens, unabhängige afghanische Stämme um ihre Freiheit kämpften, die sie höher schätzen als das Leben.

Afghanistan geht einer Zukunft entgegen.

Der damalige Leiter der Ortsgruppe in Kabul, Herr Oberst Christenn, hat mir bei meiner Ankunft den Boden bereitet, und stets konnte ich auf seine bewährte Unterstützung rechnen. Für die Afghanen war er das leuchtende Vorbild des deutschen Offiziers, und nach ihm beurteilten sie, wie mir der Königlich Afghanische Premierminister versicherte, das deutsche Heer. Seine Majestät König Mohammed Zahir Chan sprach zu mir seine große Anerkennung über Oberst Christenn aus, dessen Schüler er als Kronprinz auf der Kriegsschule in Kabul gewesen war.

Es ist für mich eine angenehme Pflicht, an dieser Stelle Herrn Oberst Christenn meinen tiefen Dank zu sagen.

In meinen Dank sind die zahlreichen Volksgenossen eingeschlossen, die mit ihrer selbstlosen Arbeit in Afghanistan dem deutschen Namen Ehre machten und mir bei der Erfüllung meiner Aufgabe in so hervorragendem Maße behilflich waren. Meine Aufgabe wurde erheblich durch die pflichtbewußte Mitarbeit der Mitglieder der Gesandtschaft erleichtert, und es wäre undankbar von mir, ihrer hier nicht zu gedenken: Gesandtschaftsarzt Dr. Herrlich, Kanzler Erich Krull, Sekretärin Frau Margarete Roidl, der später hinzugekommene Legationssekretär von Schweinitz und der treffliche afghanische Dolmetscher, Herr Ali Ahmed Chan. Meinen Deutsch sprechenden afghanischen Diener Mohammed Akram habe ich in allerbesten Erinnerung.

Die Königlich Afghanische Regierung hat mir eine Gastfreundschaft erwiesen, die unter keinen Umständen unerwähnt bleiben darf. Ich habe die Ehre, ihr in der Person des Premierministers Seiner Königlichen Hoheit Mohammed Hachem Chan meinen aufrichtigen und herzlichen Dank auszusprechen.

Berlin, im Juli 1939

Der Verfasser

ERSTER THEIL

KABUL

In der Frontier Mail

Der dritte Reisetag nach Bombay dämmerte, und die staubige Frontier Mail rollte näher auf Lahore, die Hauptstadt des „Fünfstromlandes“, des Punjab, zu. Dort wollte mich mein Reisegefährte, ein gemütlicher Däne, Arzt aus Hyderabad, verlassen, um hochgeborenen Indern die versiegende Lebenskraft wieder zu verschaffen. „Ohne Frauen können diese sinnlichen Leute nicht leben, es sind Prinzen und Rajasöhne, sie haben sonst nichts zu tun“, erklärte der Däne. Wir saßen bei dem unerläßlichen Chota hasri, das die uns begleitenden „*travelling boys*“ durch das Abteiffenster gereicht hatten, einer Schale Tee mit Buttertoast und Früchten. Das Chota hasri belebt den von Hitze, Staub und Langeweile ermüdeten Reisenden und bereitet auf das substantiellere *breakfast* vor, dem dann *lunch*, *afternoon-tea* und *dinner* im *dining-car* folgen. Der Doktor wußte von mir nur, daß ich nach Afghanistan reiste, meine amtliche Eigenschaft als neuernannter Gesandter des Reiches hatte ich ihm verschwiegen. Er schilderte mir Afghanistan, das er nur vom Hörensagen kannte, als rauhes und unfreundliches Land, das Europäer nur ungern aufsuchten und frohen Herzens wieder eiligst verließen. Peshawar, die Hauptstadt der North West Frontier Province, sei nicht nur der Endpunkt der Frontier Mail, sondern auch die Grenze der europäischen Zivilisation, und dann würden mich auf der weiteren Reise mit Kraftwagen durch den Khyber-Paß nach Kabul nur schlechte Wege, Entbehrungen und Unannehmlichkeiten erwarten. Es empfehle sich, ein Maschinengewehr mitzunehmen, und vor allem jetzt im November — wir zählten den 9. November 1933 — einen Pelz. Von Peshawar begänne der Sprung aus dem noch immer heißen Indien in das Land der Kälte, der verschneiten Berge. „Immerhin“, meinte der Däne, „wenn Sie Glück haben, bleibt das Land ausnahmsweise ruhig, und Sie können Ihre Geschäfte ungestört abwickeln.“

Lahore! Der Zug hält. Auf dem Bahnsteig warten schon einige etwas verfallen aussehende Prinzen auf den Doktor, sie scheinen es eilig zu haben.

Lahore! Mir klingt der Name in den Ohren. War es nicht hier, 1186, wo der letzte Herrscher aus der glanzvollen Reihe der Ghaznaviden, der schwache Khosru, Krone und Reich — Afghanistan und Indien — dem afghanischen Stammesführer Mohammed Ghori übergeben mußte! Ehemalige türkische Sklaven waren die Ghaznaviden, benannt nach ihrer Hauptstadt Ghazni in Afghanistan, und Ghori begründete hier das erste nationale afghanische Reich, er eröffnete die Reihe der mächtigen Dynastie der Ghoriden. Ein ehemaliger turkmenischer Sklave, Qutb ud din Aibak, löste sie wieder ab.

Die Mauern Lahores sahen den einzigen großen Soldaten Asiens im 18. Jahrhundert, Ahmad Shah Durani, den Neugründer des heute noch bestehenden afghanischen Reiches. Von Lahore brach er auf und schlug am 7. Januar 1761 bei Panipat die Marathas vernichtend. Zweihunderttausend Hindus fielen. Die Marathas waren die einzigen, die sich der Ausbreitung der britischen Herrschaft in Indien hätten entgegenstellen können. Ohne es zu wollen und ohne es zu ahnen, räumte Ahmad Shah dieses gewaltige Hindernis auf dem britischen Vormarschwege weg.

Nun, jetzt ist es noch weit von hier bis zur Grenze des verkleinerten afghanischen Reiches, am Abend erst komme ich in Peshawar an. Der Doktor unterhält sich mit seinen dünnen Prinzen, seit zwei Tagen habe ich keine Nachrichten erfahren, hier in Lahore soll doch eine Zeitung erscheinen, richtig, da wird sie ausgeschrien, das neue Morgenblatt der „Civil and Military Gazette“. Kaum fällt mein Blick auf die erste Seite, da lese ich die fette Schlagzeile: Ermordung des Königs Nadir von Afghanistan, Sperrung des Khyber-Passes durch die britische Regierung!

Ich muß einsteigen, die Frontier Mail rollt weiter. „Vergessen Sie unter keinen Umständen das Maschinengewehr!“ ruft mir der Däne nach und hält ein Zeitungsblatt hoch.

Die Nachricht berührte mich unangenehm, sie erschreckte

mich, als ich sie zu Ende las. Der Mörder war ein afghanischer Primaner der „deutschen Schule“ in Kabul. Es handelte sich um den dritten politischen Mord des Jahres, und in allen drei Fällen waren die Täter deutsch erzogene Afghanen. Im April hatte der in Deutschland studierende Syed Kemal, dessen Schicksal mich noch oft beschäftigen sollte, den Berliner Gesandten Mohammed Aziz Chan, einen Bruder des jetzt auch toten Königs Nadir, mit Pistolenschüssen niedergestreckt, vor kurzer Zeit drang ein afghanischer Lehrer der „deutschen Schule“ — es war keine eigentliche deutsche Schule, sondern eine afghanische Anstalt unter deutscher Leitung, mit auch deutschen Lehrkräften und teilweise deutscher Unterrichtssprache — in die britische Gesandtschaft in Kabul ein, um den Gesandten zu ermorden. Er wollte die jetzige Regierung in Schwierigkeiten bringen, um dem vertriebenen König Amanullah wieder den Weg zu ebnen. Da der Gesandte ihn nicht vorließ, schoß er drei Angestellte nieder.

Wie mochten die politischen Zustände im Lande sein, und was sollten die Afghanen von der deutschen Erziehung halten? Diese Gedanken beschäftigten mich beim Breakfast im Dining-car. Im Winter 1928/29 hatte eine blutige Revolution König Amanullah vertrieben, der uns durch seinen Deutschlandbesuch näher bekannt geworden war; der Räuber Batcha Sakkao — „Sohn des Wasserträgers“ — setzte sich auf den Thron, englische Flugzeuge holten unsere Gesandtschaft und den größeren Teil der deutschen Kolonie aus Kabul ab, einige Landsleute mußten, von allem entblößt und ausgeplündert, zu Fuß über die unwirtlichen Pässe des Suleimangebirges das rettende Indien erreichen. Sollten sich diese Ereignisse wiederholen?

Da mir eigene Erfahrungen fehlten, hatte ich mich über das Land meines neuen Wirkungskreises lediglich aus den Akten informieren können. Danach schien die neue Regierung des Königs Nadir — eines Nachkommens aus der älteren Linie des gestürzten Hauses Amanullah —, der das Land der Anarchie unter dem Räuber entrissen hatte, eigentlich fest zu stehen. Auch seine Regierung hatte die deutsche Mitarbeit an dem Aufbau des Landes erbeten, die geschlossene „deutsche Schule“

wurde von neuem eröffnet, und es war wieder in Kabul eine kleine deutsche Kolonie von Offizieren, Lehrern, Ingenieuren, Technikern und anderen Regierungsangestellten entstanden.

Hieß es jetzt für die Deutschen abermals flüchten?

Das eine stand für mich fest: ich mußte schleunigst von Peshawar weiterreisen, die britische Regierung wird sicherlich den wohl nur aus Vorsicht für den allgemeinen Reiseverkehr gesperrten Khyber-Paß für meine Durchfahrt öffnen. Weiter rollt die Frontier Mail durch den Punjab; die fünf Ströme, Zuflüsse des Indus, werden überfahren, auch der Hydaspes, an dem Alexander der Große umkehren mußte; der Zug hält. Attock am Indus! Es ist Abend geworden, in der Dunkelheit erheben sich wie große Schatten die Mauern der alten Festung. Akbar hat sie erbaut, 1586, „der Schatten Gottes auf Erden“, der große Mogulkaiser, einer der gewaltigsten und interessantesten Herrscher der Welt, auch ein Gebieter über das vereinigte afghanisch-indische Reich.

Der Indus, der verbotene Strom, den früher ein gläubiger Hindu nicht überschreiten durfte, wollte er seine Kaste nicht verlieren, war lange Zeit, bis vor wenigen Jahrzehnten, die Grenze Indiens, bis die Engländer sie nach Westen vorschoben. In dem von dem großen Soldaten Ahmad Shah gegründeten Afghanistan bildete Attock den Brückenkopf, die „Könige von Kabul“ geboten bis zum Indus, über Kaschmir und nach Süden bis Karachi am Indischen Ozean.

Der Zug rattert über die eiserne Brücke, die in zwei Stockwerken den Fluß überspannt. Das untere dient dem Verkehr der Fußgänger und Fahrzeuge, Alexander der Große, der über Afghanistan nach Indien zog, hatte hier eine Schiffbrücke schlagen lassen, der „Schatten Gottes auf Erden“ errichtete eine Steinbrücke, von der noch einige Pfeiler sichtbar sind — war nicht Kabul die Lieblingsresidenz seines Vaters Baber, der das Reich der Moguln in Delhi begründete, und liegt Baber nicht in Kabul begraben? —, und Ranjit Singh, der „Löwe des Punjab“, Gründer des kurzlebigen Sikhreiches, der die Afghanen schließlich auch aus Peshawar verdrängte, hielt hier Boote für eine Schiffbrücke vorrätig.

Ich muß unwillkürlich an diesen wagemutigen Engländer denken, Alexander Burnes, der zweimal, 1832 und 1837, über Attock nach Kabul reiste, das erstemal weiter nach Buchara und dann später, nunmehr Sir geworden, als „Handelsagent“ an den Hof des Emirs Dost Mohammed von Kabul. Das von Ahmad Shah begründete Haus der Sadozai war gestürzt, und die Brüder aus der Sippe der Barakzai teilten sich die Herrschaft in Afghanistan. Peshawar hatte sich den Sikhs ergeben müssen. Burnes durfte die Stadt nicht dem Emir versprechen, der Emir empfing einen russischen Sendboten, die Engländer erklärten ihren ersten Krieg gegen die Afghanen, nachdem sie Burnes zurückgerufen hatten. Mit der siegreichen englischen Armee zog er ein drittes Mal in Kabul ein, um am 2. November 1841 den Tod zu finden als Opfer der afghanischen Volkswut. „Er trat aus dem brennenden Haus heraus, band sich sein schwarzes Halstuch um die Augen, um nicht zu sehen, von welcher Seite die tödlichen Streiche fielen.“ Sein Tod war das Vorspiel zu der Tragödie der ersten britischen Invasionsarmee, von der nur ein Mann zurückkehren sollte, um ihren Untergang zu künden.

Die neuere Geschichte des Indus-Flusses ist mit dem Namen Burnes verknüpft. Auf der Reise nach Kabul fuhr er beide Male den Indus von der Mündung herauf, in Ruderbooten, um ihn zu erforschen und die englische Ausbreitung vorzubereiten. Bis Attock kam er freilich nicht, die Strömung war zu stark. Zwischen beiden Reisen hatte bereits ein Dampfboot den unteren Lauf des Indus befahren, 1835, „Indus“ getauft, unter der Führung des Leutnants Wood, der dann auch Burnes zusammen mit Dr. Lord auf der anderen Reise begleitete, wieder im Ruderboot, denn die 10 PS des Dampfers konnten gegen die Strömung nicht aufkommen. In Kabul trennten sich Wood und Burnes, Wood suchte und fand die Quelle des Oxus, und Burnes verhandelte ergebnislos mit Dost Mohammed. Wood kehrte nicht wieder nach Afghanistan zurück, jedoch Burnes und Dr. Lord. Burnes las dann in Kabul das von Wood veröffentlichte Buch „Wood's Journey to the Oxus“ — ich führe es im Reisegepäck mit —, und kurze Zeit darauf fiel Dr. Lord mit dem Säbel in der

Hand im Kampf gegen Dost Mohammed. Burnes beklagte seinen Tod in seinem eigenen, in Kabul während der englischen Besetzung geschriebenen Buch: „Cabool by Sir A. Burnes“. — Er hat das gedruckte Exemplar nicht mehr gesehen, bald folgte er seinem Freunde nach. Es waren schon ganze Männer, welche die Grenzpfähle des britischen Empire weiter steckten, man mag über die Methoden der englischen Kolonialpolitik noch so verschiedener Meinung sein. Auf die Reisen des „kleinen Alexander“, Burnes, folgte die englische Besetzung des Punjab, von Sind und die Errichtung des Protektorates über Belutschistan. Doch Afghanistan erhielt sich seine Unabhängigkeit! Der erste Krieg gegen Afghanistan endete ergebnislos, „*the most melancholy episode in the Indian frontier history*“, schreibt resigniert das amtliche Indische Jahrbuch.

Mit dem Übergang über den Indus haben wir den Punjab verlassen, jetzt beginnt die North West Frontier Province. Nur Eisenbahnzüge passieren nach Eintritt der Dunkelheit die Brücke, für jeden anderen Verkehr wird sie geschlossen. Noch ist die Unsicherheit zu groß. Die Provinz ist überwiegend mohammedanisch, und Afghanen, hier Pathanen genannt, bilden einen großen Teil der Bevölkerung. Neben den Gurkhas aus dem unabhängigen Nepal bilden die Pathanen die besten Soldaten der anglo-indischen Armee.

Naushehra ist bald erreicht, auf dem Ostufer des Kabulflusses, der kurz oberhalb von Attock in den Indus fließt. Der Fluß ist für mich ein Gruß aus dem noch so fernen Kabul, das für die nächste Zeit meine zweite Heimat werden wird. Ich werde den Fluß erst wiedersehen, wenn ich über den Khyber-Paß nach Afghanistan gelangt bin. Hier ist er ein breites Wasserband, das wohl den Namen eines Stromes verdient.

Es ist schon gegen acht Uhr abends, endlich hält der Zug in Peshawar, aber erst City, ich muß eine Station weiter, in Peshawar Cantonment, aussteigen. Im britischen Indien sind die Städte der Natives streng getrennt von den Cantonments, den Niederlassungen der Engländer und der wenigen Europäer. Noch einige Minuten, und wir sind angelangt. Am Zuge empfängt mich der Parsi Herr Mistry im eleganten Smoking. Er ist

in Peshawar der „*forwarding agent*“ der deutschen Gesandtschaft in Kabul. Neben ihm, ebenfalls im Smoking — es ist *dinner time* — steht der Political Secretary Seiner Exzellenz des Governor der Nordwest-Grenzprovinz, des Sir Ralph Griffith. Ich danke dem Herrn für seine Begrüßung und kündige an, daß ich morgen bei Seiner Exzellenz meine Karte abgeben werde.

Herr Mistry spricht fließend Englisch, er nimmt mich in Beschlag und bringt mich in seinem Auto in Dean's Hotel, dem einzigen Hotel im Cantonment, abgesehen von dem Dak Bungalow, dem üblichen Regierungsgästehaus mit Wirtschaft.

Dean's Hotel unterschied sich wesentlich von den Gasthäusern, die ich bisher auf meiner Reise durch Indien von Colombo bis Bombay besucht hatte, und die mit gewissen durch die klimatischen Verhältnisse bedingten Sondermerkmalen doch im großen und ganzen den europäischen, internationalen Hotels gleichstehen. Hier erhoben sich in einem umzäunten „Compound“ parallel zueinander drei langgestreckte, einstöckige Pavillons, welche die Apartments für die Gäste enthielten. Im vorderen Teil des mittleren Pavillons befanden sich Office und Speisesaal. Mein Apartment bestand aus einer vorgebauten Veranda, einem Salon, einem zweibettigen Schlafzimmer, zwei Ankleidezimmern und zwei Badezimmern. Die Badezimmer öffneten sich auch zur hinteren Längsseite des Pavillons. „Badezimmer“ war vielleicht zuviel gesagt, denn es stand dort nur eine kleine Zinkwanne zum Sitzen, unter einem Hahn mit fließendem kaltem Wasser; das warme bringt der Paria, der *untouchable*, auf Verlangen in Eimern durch die Hintertür, was im übrigen nicht seine einzige Aufgabe ist. Ein W.C. fehlt nämlich, dafür steht im Badezimmer ein diskreter Stuhl, den der Paria nach Gebrauch säubert. Das Signal gibt ihm die Öffnung der Hintertür durch den Gast. Da die hintere Tür zeitweilig offensteht, riegelt man das Ankleidezimmer stets ab, so daß der Paria die anderen Räume nicht betreten kann. Diese sind das Revier der richtigen Diener, die ernst und lautlos in ihren weißen, kaftanartigen Röcken mit roter Schärpe, den Turban auf dem Kopf und barfuß hinein-

huschen. Es sind Sikhs oder indische Mohammedaner, auch Pathanen, seltener Hindus, da diese wegen ihrer verschiedenen Speise- und Berührungsvorschriften zu schwierig für die Bedienung von Gästen sind, die geistige Getränke zu sich nehmen, das unreine Schwein essen, ja sogar das Fleisch der heiligen Kuh.

Die Zimmer waren ordentlich möbliert. Ich warf mich auch in den Smoking, da man sich in einem englischen Hotel in Indien die Teilnahme an einem Dinner ohne dieses Kleidungsstück schwer vorstellen kann, man ist dann kein Gentleman. Ich war recht zufrieden, das Ende der Eisenbahnfahrt erreicht zu haben. Sieben Tage war ich auf der Achse gereist, von Colombo auf Ceylon über Madras nach Bombay bis hier, mit dreimaligem Zugwechsel. An sich war die Fahrt sehr bequem, das Abteil geräumig mit einer breiten Lederbank und einem behaglichen, beweglichen Sessel. Die Hitze tat mir nicht viel, ich war in Hemd, Shorts und Schuhen, eine Zinkwanne mit Eis kühlte die Sodafaschen. Fühlte ich mich zu staubig, dann duschte ich in dem Brauseraum, der zu jedem Abteil erster Klasse gehört. Interessant fand ich die Reise durch Indien allerdings nicht, eher langweilig. Seit mehr als zwanzig Jahren mit dem Nahen Osten vertraut, fiel mir hier im Mittleren Osten nichts Besonderes auf, und vom Abteilstfenster aus präsentierte sich die Landschaft recht eintönig. Mein *travelling boy*, von Cook's Tourist Office in Colombo besorgt, erschien jedesmal rechtzeitig auf einer Station, um mir zu melden, daß die Mahlzeiten im *dining-car* serviert seien. Ich begab mich dann außen am Zug entlang zum Speisewagen, während der Boy in mein Abteil stieg, um es zu bewachen, denn es wird gestohlen. Die Züge sind in Indien nicht durchgehend, um die Natives der untersten Klasse von den Abteilen erster und zweiter fernzuhalten. Sie würden bei ihrer Undisziplin die Gänge sperren und doch in die Abteile eindringen. Abends deckte der Boy mein Bettzeug über die Lederbank, denn eigentliche Schlafwagen führt nur die Imperial Mail, ein Luxuszug von Bombay nach Kalkutta. Nach Peshawar fährt aber kein Luxuszug, wozu denn auch? Hinter Lahore wird der Zug leer, und ich war der einzige Reisende nach Afghanistan. Mein Boy,

Charles mit Namen, der nebenan im *servants-room* fuhr, war ein flinker Geselle, ein Goanese, also ein Eingeborener aus der portugiesischen Enklave Goa, südlich von Bombay. Die Portugiesen pflegten andere Kolonisationsmethoden als die Engländer, sie bekehrten ihre Inder zur katholischen Kirche, lehrten ihnen ihre Sprache, Dinge, welche dem Briten völlig fernliegen. Portugiesen und Goanesen heirateten auch untereinander, was bei dem Engländer streng verpönt ist und den Ausschluß aus der Gesellschaft zur Folge hat. Der rassebewußte Emir Dost Mohammed tadelte diese Mischehen gegenüber Burnes und bemerkte, dies sei das Ende einer Nation. Die Afghanen sind ja tatsächlich arischen Ursprungs.

Der Goanese fühlt sich als halber, wenn nicht gar als ganzer Europäer und blickt mit Verachtung auf seine Stammesgenossen, die Hindus, herab. Als Koch, Diener und Boy ist er in ganz Indien für die Europäer zu haben. Er geht in die Kirche, darf essen und trinken wie wir. Charles meisterte hundert Worte Englisch und sprach mich mit Master an. Sein Beruf war, Reisende in Indien zu begleiten, und dies schien mir ein sehr nützlicher Beruf zu sein. Zum Reisen in Indien gehört ein Diener, selbst in den großen Hotels, in denen Zimmerkellner und Stubenmädchen ungern auf Klingeln reagieren. Der Boy vermittelt alle Wünsche seines Masters.

Herr Mistry begleitete mich in den Speisesaal. Es waren nur wenige Gäste, hauptsächlich englische Damen, Offiziersfrauen, die hier getrennt von ihren Männern leben, denn weiter als bis hier dürfen sie nicht. Der Offizier, der im Khyber-Paß oder im „unabhängigen“ Grenzland zwischen Indien und Afghanistan Dienst tut, läßt hier seine Frau zurück, denn dort weiter ist latenter Kriegszustand. Die Anwesenheit einiger weißer Frauen in diesen Militärlagern, wo es nichts gibt als Dienst und Drink, würde auch aus anderen erklärlichen Gründen zu nichts Gutem führen.

Abdar, Wasserträger, wird der Getränkekelner gerufen, aber es ist gebranntes Wasser, das er uns bringt, zunächst einen Cocktail.

Nach dem Essen zogen wir uns in unseren Salon zurück. Da

es plötzlich anfang, in Strömen zu gießen, benutzten wir dazu Mistrys Auto. Nach des Tages Hitze war es kühl geworden, schließlich befanden wir uns im November und an der afghanischen Grenze. Im Kamin wird Feuer angezündet, denn selbstverständlich gibt es in einem englischen Hotel keine Öfen. Nun beratschlagten wir bei einem Whisky-Soda.

Herr Mistry, ein jüngerer, schlanker Herr mit leicht gebräuntem Teint, scharfen Gesichtszügen, gefiel mir von der ersten Begrüßung durch sein verbindliches, zurückhaltendes Benehmen. Es war meine erste nähere Verbindung zu einem Parsi, einem wirklichen „Perser“, sozusagen dem Urperser, nicht zu verwechseln mit dem Bewohner des heutigen Persiens, das jetzt amtlich der Iran heißt. Als das Perserreich der Sassaniden 651 von den mohammedanischen Arabern zerstört und islamisiert wurde, wanderte ein Teil der Anhänger der alten Zoroaster-Religion aus, um sich der zwangsweisen Bekehrung zur Lehre Mohammeds zu entziehen. Diese Parsis fanden eine Zuflucht in Indien, wo sie bei einer Gesamtzahl von etwa 110000 vornehmlich in Bombay leben. Durch die Jahrhunderte hindurch haben sie ihre Religion und ihre Rasse bewahrt. Im übrigen beten sie weder Sonne noch Feuer an, wengleich sie ihren Gott, das Symbol des Lichts, vor einem Altar mit brennendem Feuer verehren. Die Parsis bilden ein rühriges, betriebsames und intelligentes Völkchen mit ausgeprägtem Rassegefühl und starker Volksverbundenheit. Sie betreiben Handel und Geldgeschäfte, ihre Regsamkeit hat wohl die meisten zu Wohlstand gebracht, und ein gewinnender nationaler Zug ist die Fürsorge für die in weniger guter Lage befindlichen Volksgenossen. Da sie wegen ihrer kleinen Anzahl keine eigene Nation bilden können, sind sie unpolitisch im nationalen Sinne und leben nach dem Grundsatz: Ubi bene ibi patria. Sie sind weder Inder noch Engländer, sondern eben Parsis, die in Indien unter britischer Herrschaft ihre Schäfchen ins trockene bringen. Auch Herrn Mistry schien es gut zu gehen.

In Bombay hatte ich die „Türme des Schweigens“ besucht, in denen die Parsis ihre Toten auf eisernen Rosten den Geiern zur schleunigen Vertilgung des vergänglichen Fleisches aussetzen.

Ich mußte unwillkürlich daran denken, als wir uns, zunächst schweigend, am flackernden Kaminfeuer gegenüber saßen. Aber was ist schließlich das Schicksal unserer Leiber nach dem Tode, und, letzten Endes, ich hatte jetzt meine Gedanken der Tätigkeit zuzuwenden.

„Also Mr. Mistry, wie steht es in Afghanistan, wie komme ich dorthin, hat mir die Gesandtschaft in Kabul ihren Kraftwagen nach hier gesandt?“ Die letztere Frage verneinte Mistry sofort, die Gesandtschaft verfügte gar nicht über ein Auto. Er versprach, mir einen Mietswagen mit einem zuverlässigen „Driver“ zu besorgen. Im weiteren Gespräch erfuhr ich, daß eine seiner Tätigkeiten in der Betreuung des Diplomatischen Korps und der fremden Kolonien in Kabul bestand. Er beförderte Pakete — ein internationaler Paketpostverkehr bestand mit Afghanistan nicht — und Frachtgut nach Kabul weiter, besorgte all die verschiedenen Dinge, die ein Fremder braucht und in Kabul noch nicht erhält, er betreut Deutsche und andere Ausländer auf der Weiterreise nach Kabul. Er schien mir gut informiert zu sein und weitgehende Beziehungen zu britischen Behörden sowie indischen Kreisen zu besitzen. Neben Englisch sprach er Persisch — die amtliche Sprache Afghanistans —, Hindustani und Urdu, die allgemeine Verkehrssprache in Nordindien.

Aber über neueste Nachrichten aus Afghanistan verfügte er auch nicht. Der Pistolenschuß, der König Nadir bei der Verteilung von Preisen an afghanische Schüler aus nächster Nähe niederstreckte — sterbend sank der König vor die Füße der entsetzten deutschen Lehrer —, kam tatsächlich als Blitz aus heiterem Himmel. Die britische Regierung sperrte sofort jeden Verkehr durch den Khyber-Paß, niemand kam durch, der Näheres über die Lage im Lande hätte künden können, und die amtlichen Nachrichten waren dürftig.

Mistry meinte: Anscheinend habe es bisher keine Unruhen gegeben, und vielleicht käme es nicht zu Störungen. Jedenfalls seien die stets zu Aufruhr geneigten Stämme im „Niemandland“ zwischen Afghanistan und der indischen Grenze bislang friedlich geblieben. Aber morgen würde ich ja sicherlich im

Government Näheres erfahren, ich müßte sowieso vorsprechen wegen des besonderen Visums für den Khyber-Paß, das sich jeder auch in normalen Zeiten besorgen müßte, und dann schließlich ja auch die Öffnung des Passes für mich beantragen, er sei noch immer gesperrt.

Dankend nahm ich sein Angebot an, mich morgen in seinem Wagen zu sämtlichen Stellen zu fahren. Wir trennten uns.

Peshawar

Am nächsten Morgen machte ich mit Mistry eine Fahrt durch das geräumige Cantonment. Es war ein sonniger Novembertag, wir befanden uns schon in der indischen Season, die von November bis April dauert. In dieser Zeit ist das Klima erträglich. Im Sommer herrscht in Peshawar eine infernalische Hitze, und wer es kann — die Frauen der englischen Offiziere und Beamten können es —, flüchtet auf die Hügel, in die „*hillstations*“ — oder weiter hinauf in die Indische Schweiz, nach Kaschmir. Der Winter bringt im weiteren Verlauf Regen und oft bittere Kälte für Peshawar. Das Cantonment ist weitläufig angelegt und mit Stacheldraht, auch gegenüber der „City“, abgegrenzt. Hier befinden sich die Kasernen für die britischen und indischen Truppen, Peshawar ist eine Garnisonstadt erster Klasse, die bedeutendste Grenzstadt Indiens. Asphaltierte, schattige Alleen durchziehen das europäische Viertel, viel Rasen und Grün, die Anlagen sind gepflegt, die Wohnvillen — Bungalows — machen einen freundlichen, sauberen Eindruck, englische Mädels reiten auf Ponies unter der Aufsicht würdiger, bärtiger indischer Diener, die Tommies flanieren durch die Straßen in ihren kurzen Röckchen, die Schottenmütze keck auf dem Kopf, an den Ecken steht der indische Verkehrspolizist, stramm und höflich. Auch ein Geschäftsviertel birgt das Cantonment, jedoch tut der Käufer mit verwöhnterem Geschmack gut, nach Rawalpindi oder Lahore zurückzufahren, hier gibt es weder besondere Auswahl noch Luxus.

Mistry darf im Cantonment wohnen, doch hat er zur Zeit Schwierigkeiten mit seinem Bungalow, der für eine englische Offiziersfamilie requiriert ist, vorübergehend ist er in Dean's Hotel gezogen. Er schildert mir das Leben als recht eintönig.

Abgesehen von einigen Kinos gibt es sonst keine Stätten für Abwechslung und Anregung, Gaststätten fehlen, der Military

Club ist nur für Engländer. Im übrigen liebt der englische Kolonialoffizier Sport, Ordnung und Sauberkeit, Geselligkeit in seinen Kreisen, aber man kann nicht gerade behaupten, daß er der Träger eines geistigen Lebens ist.

Auf dem Wege zur City passieren wir die Zitadelle, die auch das Gefängnis birgt. Hier wird fast jeden Tag mindestens ein Delinquent gehängt. Es ist nicht so, als ob die Bevölkerung der Grenzprovinz ausnehmend verbrecherisch ist, aber Raub und Mord gehören hier neben der Blutrache zu den Lebensgewohnheiten, oder richtiger, Lebensnotwendigkeiten. Die Dürftigkeit der nahen Randgebirge im „Niemandland“ — man sagt so, obwohl der Ausdruck nicht zutrifft — kann den Bewohner nicht ernähren. Wer nicht einen Verdienst im Handel oder als Soldat in der indischen Armee findet, sei er Khyberi oder Waziri, dem bleibt schließlich nichts anderes übrig als der Raub, die Beraubung des Reisenden oder der Überfall auf den friedlichen Bauer der Ebene. Diese seit Jahrtausenden betriebene Übung hat sich zu einer Gewohnheit entwickelt, die unter britischer Herrschaft zwar stark eingedämmt wird, jedoch die Sitten des Landes und den Charakter seiner Menschen noch heute beeinflußt. Die Auffassungen sind andere; daß auf Mord die Todesstrafe steht, ist ein Grundsatz, der sich hier durchaus nicht von selbst versteht.

Einem Franzosen gebührt der Ruhm, den ersten Galgen in Peshawar errichtet zu haben, dem General Avitable, den der „Löwe des Punjab“, Ranjit Singh, nach der Vertreibung der afghanischen Herrschaft, 1834, hier als ersten Gouverneur einsetzte. Burnes, der den General aufsuchte, nennt diese Tat den schlüssigsten Beweis für das Vordringen der Zivilisation und die schrittweise Bändigung der wilden Nachbarschaft. „Avitables Maßnahmen“, schreibt Burnes, „schienen auf den ersten Blick etwas gewaltsam, erwiesen sich jedoch letzten Endes barmherziger als der Gebrauch größerer Milde.“

Die Barriere wird aufgehoben, der Wagen rollt über die Brücke in die City. Nach Eintritt der Dunkelheit bleibt der Weg gesperrt, da die Sicherheit nicht verbürgt werden kann. Der Bürger von Peshawar ist ein friedlicher Mensch, wie über-

haupt Händler, Geldwechsler, Handwerker, aber die Stadt wird überschwemmt von den wild blickenden Pathanen aus den Bergen, gern geneigt zu Aufruhr und Plünderung, wo sich immer eine Gelegenheit bietet. Die Stadt, umgeben von einer hohen Lehmmauer, mit engen, winkligen, nicht immer gut riechenden Straßen, bietet nichts Bemerkenswertes, auch nicht in dem üblichen orientalischen Basar mit den offenen Läden zu beiden Seiten der Straßen, auf denen sich eine dichte Menge vorwärtsschiebt. Bei den Fruchthändlern weist Mistry auf Stapel von Weintrauben, sie kommen aus Afghanistan, Wein wächst nicht in Indien, überhaupt sind Früchte die Hauptexportartikel Afghanistans. Indien ist der willige Großabnehmer.

Ich mußte Geld umwechseln, indische Rupien gegen afghanische. Afghanische Banknoten gab es noch nicht, die Silberrupie, der Afghani, wurde nicht in den Verkehr gegeben, nur die halbe Rupie, der Kran, mit einem geringen Silbergehalt. Für 500 indische Rupien (450 Mark) strich ich nun gegen dreitausend Kranstücke ein, die der Wechsler Stück für Stück vorzählte, schwarz wurde dann seine Hand. Ein kurzer Höflichkeitsbesuch bei dem afghanischen Paßagenten in der City vermittelte mir den ersten Eindruck über den afghanischen Beamten. Der „*passport officer*“, wie sein amtlicher Titel lautete, ein untersetzter Herr in einfachem, europäischem Anzug, empfing mich höflich, ohne jeden Überschwang in Worten und Gesten, und zeigte sich über meine Reise informiert. Er sprach nur Persisch, so daß ich die Dienste des Herrn Mistry als Dolmetscher dankbar begrüßte. Die Tragödie von Kabul beklagte er in ruhigen Worten, setzte hinzu, daß die Ordnung nirgends gestört sei, der Übergang des Thrones auf den einzigen Sohn des ermordeten Herrschers, den jetzigen König Zahir, sei in vollster Ruhe vollzogen worden, meiner sofortigen Abreise stände nichts im Wege. Er bat mich, ihm Tag und Stunde bekanntzugeben, damit er die Behörden seines Landes verständigen könnte.

Der englische Beamte, den ich nach der Rückfahrt ins Cantonment aufsuchte, war anderer Meinung. Er empfing mich

ziemlich ungnädig, das heißt er wollte mich eigentlich gar nicht empfangen, sondern ungestört sein, als ich plötzlich in seinem Zimmer vor dem Schreibtisch auftauchte. Wahrscheinlich hatte er die Anmeldung durch den indischen Türhüter überhört, oder er wußte nicht, wen er vor sich hatte, so entschuldigte er sich wenigstens einige Minuten später, nachdem sein indischer Gehilfe ihm etwas ins Ohr geflüstert hatte. Ich ignorierte den Zwischenfall gänzlich, unternahm nicht das geringste, hörte dann jedoch, daß der Herr abgelöst wurde. Es schien sich herumgesprochen zu haben.

Dieser schlanke, blonde Beamte mit dem frischen, leicht geröteten Gesicht legte die Stirn in ernste Falten und warnte dringend vor einer sofortigen Weiterreise. Nach seinen Informationen seien die Dinge drüben noch völlig ungeklärt; gestern sei der neu an die britische Gesandtschaft in Kabul versetzte Gesandtschaftsrat Major Hay auf halbem Wege umgekehrt und bereits wieder hier in Peshawar. Allerdings hätte er seine Familie mit sich gehabt, die er unter diesen Verhältnissen weder weiter mitnehmen noch allein zurückschicken wollte. Der Beamte riet mir, zu warten, ob sich nicht doch noch Wolken über dem afghanischen Himmel entluden. „Doch, wenn Sie darauf bestehen, dann werde ich sofort mit Seiner Exzellenz dem Governor telephonieren.“

Ich bat ihn, dies zu tun und dem Governor mitzuteilen, daß ich morgen reiste und um entsprechende Orders für mich und Begleitung ersuchte. Seine Exzellenz — ein Governor einer indischen Provinz ist ein Vizekönig in kleinerem Format, der von den Engländern mit großer Ehrerbietung behandelt wird — meldete sich am Apparat, machte auf die noch ungeklärte Lage aufmerksam, fügte jedoch hinzu, daß der Khyber-Paß an jedem Tage vor Eintritt der Dunkelheit für mich offen sei. Der Governor bedauerte, daß meine für morgen geplante Abreise ihn und Lady Griffith des Vergnügens beraubte, mich bei ihnen zum Lunch zu sehen, die Einladung sei bereits an mich nach Dean's Hotel abgegangen.

Ich setze also meine Abreise auf morgen fest. Aber „die Ereignisse sind bei Gott, nur die Betrachtung ziemt dem Men-

schen“, sagte ein frommer arabischer Spruch mit stiller Resignation. Im Hotel stellte ich mit Bestürzung fest, daß ich mit dem linken Fuß vor großen Schmerzen nicht mehr auftreten konnte. Eine kleine, auf dem Schiff zugezogene Wunde hatte sich unter Einwirkung von Staub und Hitze zu einer bösartigen Entzündung entwickelt. Der herbeigerufene englische Militärarzt, ein jovialer Major, erklärte eine Reise für ausgeschlossen. Ich müßte unbedingt ruhen, jede Bewegung vermeiden, den Fuß ständig heiß baden. Sollte es nach 24 Stunden nicht besser werden, dann wollte mich der Major ins Hospital schaffen. Ich gelobte völlige Befolgung seiner Anordnungen, und nach einem Whisky-Soda verließ er mich. Herr Mistry riet dringend, das Hospital zu vermeiden, da nach seiner Meinung Zivilisten in Peshawar selten eine militärärztliche Behandlung überlebten. Besser sei es, meinte er, den Fall mit Bettruhe zu kurieren.

Charles versorgte den Fuß jede halbe der nächsten 24 Stunden mit einem heißen und nassen Umschlag, und ich hatte Zeit zur „Betrachtung“, die dem Menschen allein ziemt. Am nächsten Tag sah es durchaus nicht besser aus.

Ich fürchtete bereits, in meiner Mission an den Hof des Königs in Kabul nicht weiter als bis Peshawar zu gelangen. Ich dachte an die erste britische Gesandtschaft unter Sir Mountstuart Elphinstone, die hier endete. Er war nicht nur der erste britische, sondern der erste europäische Gesandte, der jemals an den Hof des „Königs von Kabul“ entsandt worden war. Der gelehrte Sir erkrankte allerdings nicht in Peshawar, sondern der „König von Kabul und der Nebenreiche in Persien, der Tartarei und Indien“ Shah Shudja hielt sich damals gerade hier auf, war im übrigen verhindert, den Gesandten in Kabul zu empfangen; sein Bruder Mahmud hatte das Banner der Empörung entfaltet, sich Kabuls bemächtigt. Kurz nach dem Empfang und der Abreise des britischen Gesandten zog Shudja mit Heeresmacht gegen Kabul, wurde vernichtend geschlagen und rettete nur Leben und Freiheit. Europa stand im Zeichen Napoleons und seiner Freundschaft mit Zar Alexander. Ein französischer Gesandter war in Teheran aufgetaucht, England fürchtete einen französisch-persischen Vormarsch gegen Indien über Afghani-

stan, denn dem Korsen war nach der ägyptischen Expedition auch das Unmögliche, die Wiederholung des Eroberungszuges Alexanders, des großen Mazedoniers, zuzutrauen. Mit Indien stand und fiel England, damals wie heute. Da der Hof des Königs von Kabul als sehr prunkvoll und prächtig galt, wurde eine glänzende Gesandtschaft ausgerüstet, ihr ein großer Stab von vorgebildeten Beamten mitgegeben, dazu eine Eskorte von dreihundert Sepoys und Sowars (Reitern). Die Mission sollte den Schleier der Trennung zwischen dem noch völlig unbekanntem Afghanistan und Indien entfernen, sowie einen Verteidigungspakt gegen jeden französischen Vormarsch abschließen. Elphinstone erreichte sein Ziel. Der Pakt blieb nur ein interessantes historisches Dokument ohne jede politische Folge, nicht weil Shudja stürzte, sondern Napoleon. Er wandte sich gegen Rußland und beschwor sein eigenes Ende herauf. Am 5. März 1809 wurde Sir M. Elphinstone im Hofe der Zitadelle von Peshawar empfangen. Der König war von Hunderten seiner Großen und dreitausend Mann Garde umgeben. Er saß auf seinem Thron im ersten Stock der offenen Arkaden im Mittelbau. „Seine Erscheinung war prächtig und königlich, seine Krone und seine Kleidung funkelte von Juwelen. Ein schöner Mann war er, der Ausdruck des Gesichtes würdig und gefällig, die Stimme klar, seine Ansprache die eines Fürsten. Seine Krone war nicht mit Juwelen besetzt, sondern bestand ausschließlich aus solchen. An den Armen trug er oberhalb der Ellbogen breite Armbänder mit Smaragden und Diamanten, unter ihnen den berühmten Kohinur.“ Unglückseliger König Shudja! Der britische Gesandte besitzt den so gefährlichen bösen Blick. Jetzt hat er den Kohinur gesehen — den „Berg des Lichts“ —, und du wirst ihn verlieren. Weder König noch Gesandter ahnten, daß vier Jahrzehnte später dieser kostbarste der Diamanten den Kronschatz Ihrer Britischen Majestät Her most gracious Queen Victoria bereichern wird.

Von seinem Bruder Mahmud vernichtend geschlagen, begibt sich der flüchtige König zu dem „Löwen des Punjab“ Ranjit Singh, der ihn in Lahore gefangensetzt, fast verhungern läßt, mit dem Tode und der Blindung bedroht, bis er schließ-

lich den Kohinur von ihm erpreßt. Shudja entflieht und begibt sich unter britischen Schutz in Ludiana. Gemeinsam mit Ranjit Singh setzen die Engländer ihn 1839 mit britischen Bajonetten wieder als König in Kabul ein, da Dost Mohammed sich der russischen Seite zugewandt hatte. Dost Mohammed begibt sich in britische Gefangenschaft, Shah Shudja, nunmehr ein alter Mann — seit dreißig Jahren führte er das Leben eines Verbannten — saß wieder in der Königsburg Bala Hissar in Kabul, von seinen Fenstern schaute er auf das Cantonment, das sich die britische Invasionsarmee eingerichtet hatte — und das Volk steht auf. Es ist nicht nur ein Krieg der Ungerechtigkeit, sondern auch der Unentschlossenheit — ein Elphinstone ist wieder da, ein anderer, ein alter, kranker Mann, er kommandiert das englische Heer, verhandelt, liefert Geschütze und Geiseln aus, rückt ab, Shudja sieht das Unglücksheer im Schneegestöber abziehen . . . Er ahnt den Untergang des Heeres und seinen eigenen. Kaum ein König hat solche erschütternden und wechselvollen Schicksale durchgemacht als dieser Shudja, der letzte aus der Dynastie der Sadozai, die das heutige Afghanistan begründete und fast hundert Jahre beherrschte. Die afghanischen Könige hatten von jeher eine Neigung zur Schriftstellerei, und Shah Shudja machte keine Ausnahme. Er schrieb in persischer Sprache seine Erinnerungen als König, Flüchtling, Gefangener, Verbannter und König. Das Schlußkapitel schrieb die Geschichte: wenige Monate nach dem Abzug des englischen Unglücksheeres wurde er vor der Königsburg auf freiem Felde von Afghanen ermordet (5. April 1842).

Auch Elphinstone hatte Talent zum Schreiben. Die Beobachtungen während seiner Mission legte er — mit Ausnahme seiner politischen Verhandlungen, hierüber schweigen Gesandte sich stets aus — in einem gründlichen Buch nieder, dem klassischen Werk über Afghanistan, der afghanischen Bibel jedes Engländers (*An Account of the Kingdom of Caubul*. London 1815). Die Leistung ist erstaunlich, wenn man bedenkt, daß er weder in Kabul noch überhaupt im eigentlichen Afghanistan war. Sein Werk über Land, Leute, Sitten, Zustände, Verwaltung, Geschichte stützt sich auf zuverlässige Berichte und sorgfältige

Erkundigungen. Das Buch ist heute noch eine Grundlage für die Beschäftigung mit afghanischen Fragen, doch hat sich vieles geändert, was manch späterer Schriftsteller vergaß, der etwas zu bieder aus dem alten Elphinstone entlehnte.

Am dritten Tag sagte ich meinem Major Arzt, daß ich reisen würde, ich könnte nicht länger warten. Der Fuß sei zwar nicht besser, aber auch nicht schlimmer geworden. „Sie haben recht“, meinte der Major, „Sie wollen aus politischen Gründen nach Kabul, während die medizinischen Sie in Peshawar festhalten. Kollidieren politische mit medizinischen Gründen, dann gehen erstere vor. Übrigens finden Sie in der britischen Gesandtschaft in Kabul einen besseren Arzt als hier.“ Er sagte dies mit der ruhigsten Selbstironie.

Also, morgen geht es weiter. Charles, der goanesische *travelling boy*, fing jedoch plötzlich an zu husteln. Er habe sich erkältet, hustete er heraus, in Nordindien sei es doch sehr kalt, in Afghanistan solle sogar Eis und Schnee liegen, dieses Klima verträge er nicht — also, er hatte kalte Füße bekommen. Dann reise ich ohne Diener weiter, bis nach Kabul komme ich schon mit dem Driver, den mir Mistry nebst Auto besorgen wird.

Reisevorbereitungen sind nicht zu treffen. Ich bin auf der Reise und marschfertig. Mistry empfiehlt, wie es üblich sei, die Fahrt in zwei Etappen zu machen, also am ersten Tag auf halbem Weg in Nimla zu übernachten. Vorher ist zwar auch in Djellalabad ein gutes Gästehaus der afghanischen Regierung, doch von hier aus liegt Djellalabad zu nahe.

Im übrigen hatte Mistry noch immer keine Nachrichten. Niemand war bisher von drüben eingereist, der Khyber-Paß war noch gesperrt. Vielleicht stimmte die beruhigende Nachricht des Paßagenten, vielleicht nicht. Auf jeden Fall würde ich ja nun morgen alles selbst an Ort und Stelle erfahren.

Der Khyber-Paß

Lange Zeit war Afghanistan das „verbotene Land“. Europäer hatten keinen Zutritt, niemals machten Missionare Propaganda für den christlichen Glauben, niemals eröffneten Fremde eine Schule. Seit der Begründung des heutigen Afghanistan durch Ahmad Shah Durani (1747) bis zum Besuch des ersten britischen Gesandten in Peshawar (1809) hatten nur gelegentlich einige Abenteurer das Land in landesüblicher Tracht bereist. Die Mission Elphinstone hatte keinerlei Folgen, diplomatische Beziehungen wurden nicht unterhalten. Zweimalige Versuche Englands, Afghanistan mit Hilfe einer britischen Armee eine Gesandtschaft aufzuzwingen, endeten 1841 und 1879 mit der Ermordung des Gesandten, das zweite Mal sogar mit der Ermordung der gesamten Gesandtschaft einschließlich Bewachungsmannschaften und Diener. Der „eiserne Emir“ Abdurrahman (1878—1901), der das Land erneut einte, hielt an der Politik der Absperrung fest, auch lehnte er die Aufnahme diplomatischer Beziehungen ab. Nur vorübergehend berief er einige wenige fremde Techniker ins Land zur Anlage von maschinellen Einrichtungen. So blieb es auch unter seinem Sohn Habibullah. Dieser duldete während des Weltkrieges (1915) die Einreise der deutschen Mission Niedermayer-Hentig, der er eine gastliche Aufnahme gewährte, da Deutschland mit der großen Vormacht des Islam, der befreundeten Türkei, verbündet war. Ein Ergebnis hatten die Herren, die nach einigen Monaten wieder das Land verließen, nicht erzielen können. Habibullah wurde 1919 ermordet, sein zweiter Sohn Amanullah setzte sich auf den Thron, erkämpfte sich die außenpolitische Unabhängigkeit von den Engländern und nahm die Beziehungen zu dem Ausland auf. Fremde Gesandtschaften ließen sich in Kabul nieder, die deutsche 1923. Amanullah berief Hunderte fremder Sachverständiger in das Land, die ihm bei dem Aufbau

und der Modernisierung helfen sollten. Er richtete je eine höhere Schule mit deutscher und französischer Lehrerschaft ein. Der Räuber Batcha Sakkaio stürzte ihn, der sich die Feindschaft der reaktionären Geistlichkeit, der Mollas, zugezogen hatte, 1929, die Gesandtschaften verschwanden, die Fremden flüchteten, und Afghanistan wurde wieder verschlossen. Es war nur eine kurze Episode, König Nadir nahm das Reformwerk Amanullahs wieder auf, nur vorsichtiger, unter Schonung der religiösen Gefühle des Volkes. Die Fremden sind jedoch fast ausschließlich im Dienst der Regierung als Angestellte tätig, eine freie Niederlassung ist praktisch verboten, vorübergehende Besuche zu touristischen oder Forschungszwecken werden in der Regel gestattet.

Es ist noch nicht lange her, daß die nach Afghanistan berufenen Deutschen über den Khyber-Paß einreisten, da England noch Jahre nach Abschluß des Vertrages von Versailles Indien für Deutsche gesperrt hielt. Unsere Landsleute kamen über die Sowjetunion nach Herat, von wo sie die beschwerliche Karawanenreise zu Pferd über Kandahar nach Kabul unternahmen. Nun ist alles bequemer geworden, die Straße durch den Khyber-Paß ist bis Kabul mit Auto befahrbar.

Man sagt gewöhnlich, daß der Khyber-Paß durch ein „Niemandland“ führt, daß nur die Paßstraße von englischen Truppen besetzt ist, zu beiden Seiten sich jedoch ein unkontrolliertes, unabhängiges Gebiet als Pufferland zwischen Afghanistan und dem eigentlichen Indien befindet. Dies ist nicht ganz zutreffend, auch ist der Khyber kein eigentlicher Paß, der über eine Gebirgshöhe führt, sondern ein gebauter Weg, 53 Kilometer lang, in einer Talschlucht, durch die zwei kleine Bäche, der Khyber und der Landa, führen. An verschiedenen Punkten der Paßstraße sind englische Garnisonen stationiert, deren Aufgabe in der Abwehr von Überfällen und in der Besetzung der Paßstraße besteht. Die Aufrechterhaltung der Sicherheit des Verkehrs auf der Straße selbst ist den Khassadars übertragen, einer irregulären Truppe, die aus den turbulenten Khyber-Stämmen rekrutiert wird. Die Khassadars tragen keine Uniform, sie führen ihre eigenen Waffen, stehen unter eigenen Führern und

beziehen englischen Sold. Diese Bezahlung dispensiert sie davon, ihrer früheren, für ihren Lebensunterhalt erforderlichen Beschäftigung nachzugehen, der Beraubung der Reisenden auf der Straße, die sie jetzt gegen ihre eigenen Stammesgenossen zu schützen haben. Die politische Aufsicht über sie führt der Political Agent des Khyber unter der Leitung des Governor der Nordwestprovinz.

Das sogenannte „*independent territory*“ zu beiden Seiten der Straße ist kein eigentliches Niemandsland, sondern gehört zu Indien, gilt also als britisches Gebiet. Die Unwegsamkeit der Gebirge, die kriegerische Veranlagung der Bevölkerung verbunden mit ihrer Armut und der Dürftigkeit des Landes läßt es der Regierung ratsam erscheinen, Land und Leute nicht mit den Segnungen der britischen Verwaltung zu behelligen. Die Auflage einer Verwaltung hätte blutige und kostspielige militärische Expeditionen zur Voraussetzung, die in Anbetracht der Armut des Landes nicht lohnend erscheinen. Die britische Regierung begnügt sich damit, Garnisonen in vorgeschobenen Posten zu unterhalten, die an das indische Eisenbahn- und Wegenetz angeschlossen werden. Daneben wird versucht, das Land durch Anlage von Straßen aufzuschließen und auf diese Weise allmählich die englische Besetzung vorzubereiten. Die Stämme selbst, die keine Steuern zahlen, sondern im Gegenteil Subsidien für die Unterlassung von Störungen auf den Straßen erhalten, bleiben sich selbst überlassen. Die Bewohner dieses Gebietes — den Hauptteil bildet „Waziristan“ — unterscheiden sich insofern von den eigentlichen afghanischen Stämmen, als sie nicht fest in der Hand ihrer Stammesführer sind; ihre „Maliks“ haben nur geringen Einfluß, und die „Jirgahs“, die Versammlung der wehrfähigen Männer, besteht nicht nur aus den Vornehmen und Alten, sondern aus sämtlichen, so daß öfters die jüngeren Hitzköpfe die bedächtigen Weißbärte überstimmen. Sie sind ausgezeichnete Schützen, sie üben im Gefecht und Überfall gute Feuerdisziplin, und viele von ihnen haben im britischen Heer in Indien gedient. Ihre Bewaffnung besteht aus modernen Gewehren, selbst Maschinengewehre besitzen sie. Sowjetgold ist ihnen ja manchmal aus unterirdischen

Quellen zugeflossen. Einschließlich der Mohmands nördlich des Khyber können die verschiedenen Stämme der Khyberi und Waziri, die bis an den Bolan-Paß reichen — über ihn führt der Weg nach Kandahar —, etwa hunderttausend Gewehre mustern. Sie machen den Engländern ständig durch Aufstände zu schaffen. Sehr oft widersetzen sie sich dem Bau von Straßen mit wildem Fanatismus, denn höher als das Leben schätzen sie die Freiheit, wie ein amtlicher englischer Bericht lakonisch feststellte. Als Amanullah 1919 den Engländern den Krieg erklärte, machten diese Stämme mit und erzielten Erfolge, während die mangelhaft ausgerüstete reguläre afghanische Armee kaum etwas ausrichten konnte. Sie fochten weiter, als Amanullah Waffenstillstand und Frieden schloß. Es dauerte lange, bis es den Engländern mit großer Mühe gelang, sie einigermaßen zu befrieden.

Im allgemeinen regt der Engländer sich nur, wenn die Sicherheit auf den Straßen gefährdet wird, sonst bleiben die Stämme sich selbst überlassen. Es ist deshalb nicht ratsam, von der Khyber-Straße etwa Ausflüge in die Berge zu machen. Für den Khassadar besteht in diesem Fall weder Verpflichtung noch Neigung zum Schutz.

Die große Gefahr, die diese Stämme für die Nordwestprovinz bilden, wird durch ihre Uneinigkeit untereinander gemildert. Für Gold sind sie empfänglich, selbst gegen eine afghanische Regierung, die den Engländern mißfallen sollte. Da die Stämme in das afghanische Gebiet hineinreichen, könnten sie sich sowohl von als auch gegen Kabul gebrauchen lassen.

Auch nach dem endgültigen Verlust der Stadt Peshawar an die Sikhs blieb der Khyber-Paß afghanisch, bis England ihn nach dem zweiten Krieg (1879) behielt. Neben der Straße führt eine Eisenbahn bis zum Ausgang nach Afghanistan. Sie ist ausschließlich für militärische Zwecke gebaut, dient jedoch auch dem allgemeinen Verkehr, zur Zeit allerdings war sie geschlossen.

Am 12. November, noch vor Morgengrauen, wurde mein Gepäck in den Fordwagen verladen. Prächtig sah der Wagen nicht mehr aus, Autos, die Dutzende von Malen den Weg von

und nach Kabul machten, haben jeden Anspruch auf Eleganz aufgegeben. Zubehöerteile, die nicht unbedingt der Fortbewegung dienten, waren längst verschwunden. Der Fahrer (Driver), ein Sikh, schien nicht viel vom Rasieren und Waschen zu halten, seine flatternden Beinkleider waren sicherlich einst weiß gewesen, die schmutzige und zerrissene Jacke hatte er wohl schon als getragen gekauft. Mein Platz war neben ihm, denn der Fond des Wagens mußte mit meinem Gepäck ausgefüllt werden. Mein dürrer und kümmerlicher Sikh sprach einige Worte Englisch, so daß wenigstens eine notdürftige Verständigung über das Notwendigste möglich war.

Schäbig genug sah alles aus, aber Luxuswagen gab es in Peshawar nicht zu mieten, Livreen für Diener hatte ich nicht in meinem Gepäck, die Gesandtschaft verfügte nicht über einen Wagen, im übrigen konnte sie mir bei der jetzigen Lage niemanden entgegensenden. Ich befestigte selbst den Hakenkreuzwimpel vorn an der kleinen Stange, setzte mich neben den schmierigen Driver, den linken Fuß in einem Filzschuh, und ab ging es. Ich hoffte, bei Tagesanbruch den Eingang des Khyber-Passes zu erreichen, doch schon am Ausgang des Cantonments mußten wir vor einem Tor aus Stacheldraht halten. Es war erst sechs Uhr, und um sieben wird geöffnet. Also wartete ich, auf der anderen Seite des Stacheldrahtes hockte eine kleine Kamelkarawane. Mensch und Tier auf dem Boden, die Leute hatten Zeit, ich nicht, jedoch sehr viel Geduld. Endlich kam der dunkle Schatten eines Tommy auf uns zu, mit großer Gelassenheit öffnete er schweigend das Tor, mein Ford knatterte hinaus, und die Kamele schwankten hinein.

Die 17 Kilometer asphaltierte Straße bis Fort Jamrud, dem Eingang zum Khyber-Paß, führen durch eine steinige, staubige und monotone ebene Landschaft. Nichts lenkt die Gedanken des Reisenden ab, die sich dem nahenden Khyber zuwenden. Wie viele Eroberer sind durch den Khyber gezogen, um in Indien einzufallen! Allerdings, der erste — und auf dem Landwege auch der bisher letzte — europäische Eroberer Indiens, Alexander der Große, ist selbst etwas nördlicher, den Kabulfluß entlang, in Indien eingefallen. Sein Zug ist unwiederholt

geblieben. Aber Timurlenk zog durch den Khyber, ebenso der große Kaiser Baber, der Begründer des Mogulreiches (1481 bis 1530). Die deutsche Gesandtschaft in Kabul hat eine nähere Beziehung zu dem Andenken Babers, denn bis vor kurzem war sie in dem königlichen Schloß in Babur bei Kabul untergebracht. Der zugehörige Garten ist von Baber angelegt, und dort ist er auch begraben. Sein Marmorgrab im Freien ist erhalten. Bereits die Expedition der Herren Niedermayer-Hentig hatte Babur zum Wohnsitz angewiesen erhalten, so daß die Gesandtschaft 1923 an eine Tradition anknüpfen konnte.

Als zeitweilige Nutznießer seines Gartens und Mithüter seines Grabes sind die deutschen Gesandten wohl verpflichtet, dem Andenken an Kaiser Baber einige Zeilen zu widmen.

Türkisches und mongolisches Blut floß in seinen Adern, Timurlenk war sein unmittelbarer Vorfahre, und mütterlicherseits stammte er von dem großen Zerstörer Dschingis Chan ab. Früh wurde er von den Usbeken aus seinem väterlichen Erbe in Ferghana jenseits des Oxus vertrieben, und mit 21 Jahren eroberte er Kabul (1504). Hier gründete er sich ein Königreich, und Kabul blieb sein liebster Aufenthalt, auch nachdem er das Afghanenreich des Ibrahim Lodi in Delhi zerstörte und sich in dem prächtigen Agra die Hauptstadt seines Kaiserreiches Indien erwählte. Im Alter von 47 Jahren starb er, an Gift, nachdem ein hartes Leben seine Gesundheit untergraben hatte. Er pflegte in jedem Fluß zu schwimmen, der seinen Weg kreuzte. Er hat seine Erinnerungen geschrieben, in Djagatai-Türkisch, witzig und geistvoll. Auch mit rücksichtsloser Offenheit über sich selbst. Die Vorliebe für Kabul schimmert aus den Erinnerungen hervor, er preist die Lieblichkeit der Landschaft, die Anmut der Gärten, die Güte des Weins, dem er trotz den Verboten des Koran mit Genuß zusprach. Über die Afghanen findet sich in seinem Tagebuch eine Bemerkung: „Sie sind einfältig und ohne Einsicht, sie denken wenig nach und noch weniger voraus . . . sie vermögen nicht untereinander Frieden und Freundschaft zu bewahren.“

Seine Dynastie bestand in Delhi bis 1857, und kein Königshaus hat in der Geschichte hintereinander sechs solche kraft-

vollen Herrscher hervorgebracht wie das seinige: Baber, Humayun, Akbar, Djihangir, Djihan, Aurangzeb.

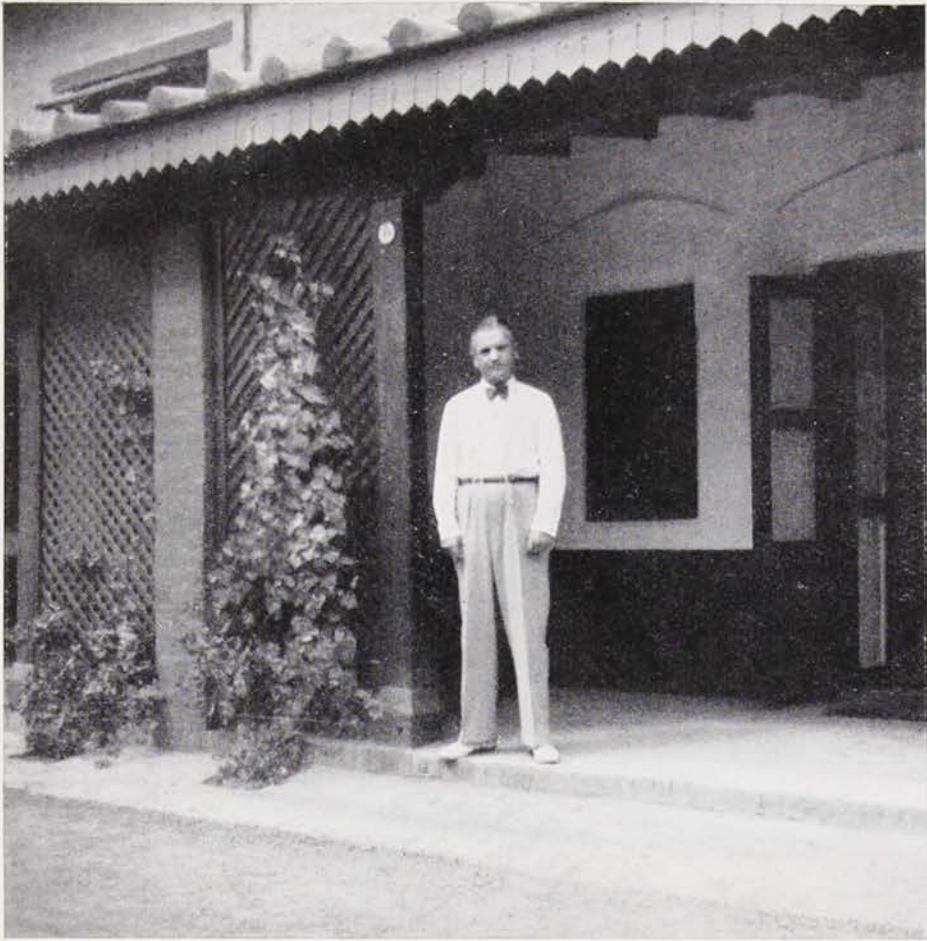
Nun ist er in die afghanische Nationalgeschichte eingegangen, pietätvoll wird das Grab gepflegt des Kaisers Zahir ud din Mohammed, genannt Baber, der Tiger. Zweihundert Jahre später zog ein anderer Türke, Nadir Shah, durch den Khyber. Er, von Herkunft ein armer Turkmene, hatte sich zum Herrscher Persiens aufgeschwungen, er fiel in das Afghanistan des Mogulreiches ein und eroberte Kabul, 1738. Von dort aus stürzte er sich auf Indien und besiegte das Heer des Mogulkaisers Mohammed Shah durch die Überlegenheit seiner turkmenischen Reiterei und seiner modernen Feuerwaffen. Aus der riesigen Beute von Delhi schleppte er den Pfauenthron und den Kohinur nach Ispahan.

Nadir wurde 1747 ermordet, und sein tüchtigster afghanischer General Ahmad Shah machte Afghanistan unabhängig. Siebenmal fiel er in Indien ein, 1761 eroberte er zum letztenmal Delhi. Aber die Stoßkraft der Afghanen war gelähmt, allmählich zogen sie sich aus Indien zurück, zunächst bis an den Indus. Die Bahn wurde frei für England. Kein Eroberer zog mehr durch den Khyber nach Indien, die Züge nahmen umgekehrte Richtung an. Englische Heere fielen in Afghanistan ein und gingen wieder zurück.

Die Khyberi haben alle Züge überdauert, Nadir Shah zahlte ihnen Geld für ungestörten Durchzug durch den Khyber, und die Engländer wählten ebenfalls dieses kleinere Übel. Und im Grunde genommen besteht dieser Zustand ja auch heute noch! Der Wagen hält, wir sind am Eingang des Passes, im Fort Jamrud, das mit seinen mehr als drei Meter dicken Lehm-mauern, den doppelten befestigten Türmen und den hohen Aufbauten von weitem einem heutigen Schlachtschiff ähnelt. Die von den Sikhs nach der Zurückwerfung der Afghanen 1835 erbaute Festung birgt in ihrem Innern ein britisches, zwei indische Infanterieregimenter und eine Gebirgsbatterie. Der „Political Agent“ des Khyber, der liebenswürdige Major Searle, tritt an meinen Wagen heran und erklärt, daß er mich bis zur Grenze begleiten werde. Er fährt in seinem eigenen Wagen vor,

meinem kümmerlichen Ford folgt ein Lastauto, eine Lorry, mit Soldaten mit Stahlhelm und Karabiner. Autos und Karawanen haben je einen besonderen Weg, den ihnen Schilder zuweisen. Diese Schilder haben keine Aufschrift, sondern ein Bild: ein Auto oder ein Kamel.

Nach kurzer Steigung senkt sich die Straße in das Tal des Khyberflüßchens, schmal ist der Durchlaß, eingeengt und überragt von Felsklippen, kahl die hohen Berge zu beiden Seiten von einer geradezu wilden Dürre, die sengende Sonne mildert den Eindruck der Wildheit durch die Lichter, die sie auf den drohenden Gipfeln spielen läßt. Es ist eine heroische Landschaft, die wir durchfahren, eine schon völlig afghanische Szenerie. Von Zeit zu Zeit zeigen sich auf den Bergkämmen finstere Wachtürme, kleine Lehmforts. Tiefes Schweigen ringsum, eine große Stille, nur das Summen der Motoren ist zu hören. Der Paß ist nur für mich geöffnet, niemand ist auf der Straße, kein Wagen begegnet uns. Ab und zu zeigt sich am Wegesrand, gegen den Felsen gedrückt, ein Khassadar, der mit angezogenem Gewehr am Schulterriemen grüßend die Hand an den Turban legt. Auf den Höhen sehe ich öfters kleine Gruppen von Khassadaren, die von oben die Paßstraße überwachen. Sie sind für meine Durchfahrt alarmiert worden; ein großer Sahib fährt durch den Paß! Hoffentlich sind diese wackeren, zu Wächtern degradierten Berufsräuber nicht durch den Anblick meines schäbigen Ford enttäuscht worden. Selten ein einsamer Baum in der Ferne. Ich kann es begreifen, daß der Paß nur bei Tageslicht durchfahren werden darf und bei Eintritt der Dunkelheit ohne Ausnahme geschlossen wird. Bei der Unsicherheit des Gebietes zu beiden Seiten müßte nachts ja eine ununterbrochene Kette von Posten am Wegesrand stehen. Während ich diese Zeilen schreibe, fällt mir ein, daß meine Frau drei Jahre später es doch geschafft hat, nach Sonnenuntergang in der Richtung von Kabul nach Peshawar durchgelassen zu werden. Schneestürme hatten ihre Fahrt auf den steilen Pässen verzögert, und als sie müde und durchgefroren mit ihren beiden deutschen Gästen, die sie heil nach Peshawar bringen wollte, an dem britischen Grenzposten anlangte, hieß es: Geschlossen!



Der Verfasser in Dean's Hotel in Peshawar



Einfahrt in den Khyber-Paß



Der Khyber-Paß



Ein Dorf in Afghanistan

Sie ging zu Fuß in das Wachlokal, telephonierte mit dem Political Agent in Peshawar, und am Telephon meldete sich Frau Searle. Der Major war auf Inspektion. Was der abwesende Ehemann wegen gewichtiger Bedenken wohl nicht bewilligt haben würde, setzte die Dame durch. Bald klingelte es zurück: Der Weg ist frei. Jedes Fort meldete dann erleichtert die ungestörte Durchfahrt, bis Peshawar in Sicherheit erreicht war.

Steigungen, Abstiege, Windungen, stets das gleiche monotone Bild, manchmal ein Ausblick auf die ferne, vor uns unten im Tale liegende afghanische Ebene von einer geradezu grandiosen Trostlosigkeit, flankiert von schweren, mit Schnee bedeckten Gebirgsmassen. Wir passieren das Fort Ali Masdjid, wo die Afghanen 1878 vergeblich den englischen Vormarsch aufzuhalten versuchten. Sie verloren das Fort, das seit dieser Zeit im britischen Besitz geblieben ist.

Das Fort Landi Kotal taucht auf, auf dem höchsten Punkt, 1100 Meter, die Straße führt mitten durch die militärischen Anlagen, die Barriere wird geöffnet, die Sepoy-Wache tritt ins Gewehr. In der Nähe ist eine kleine Ansammlung von Häusern, Lehmwürfeln, schmucklos, ohne Schatten, ohne Grün herum, wahrscheinlich sind es die Wohnstätten für die Familien der Khassadars, denn es wäre nicht ersichtlich, wovon sonst die Bewohner in dieser felsigen Einöde leben sollten. Sie sind Afridis, ein Stamm der Khyberis. Sie haben für uns etwas merkwürdige Sitten gegenüber dem schwachen Geschlecht. Als Referent im Auswärtigen Amt hatte ich aus den Akten einen näheren Einblick in ihren seltsamen Brauch erhalten. Ein Afridi, den der Weltkrieg mit anderen Stammesbrüdern nach Berlin verschlug, heiratete dort ein deutsches Mädchen aus Wilmersdorf. Er nahm sie dann später in seine ungastliche Heimat mit. Sie wurde Witwe und gehörte nun zum Nachlaß, in den sich die Brüder des Verstorbenen teilten. Sie sollte verkauft werden, so war es Brauch. Der älteste Bruder hätte sie auch als Frau nehmen können, aber er zog den Gegenwert in bar vor. Die Arme hatte Kinder und war in einer wenig beneidenswerten Lage. Rechtlich ließ sich nichts machen, denn durch die Heirat hatte sie die Reichsangehörigkeit verloren

und war Afghanin geworden. Wir lösten sie aus, und sie kehrte nebst Kindern nach Deutschland zurück. Der damalige König Amanullah lieh hierzu hilfreiche Hand. Damit war der Roman aber noch nicht zu Ende, wie ich bei der Durchfahrt annahm, als ich mich an den Fall erinnerte. Später in Kabul sollte ich noch einmal mit der Afridi-Familie befaßt werden. Ein Töchterchen war mannbar geworden, und, obwohl nun völlig deutsch erzogen, blieb sie halt eben eine Afghanin. Eine Erinnerung an die freudlose Kindheit in den unmöblierten Würfelhäusern und unter schwarzen Zelten hatte sie nicht mehr. Aber wen sollte sie heiraten? Die afghanische Regierung erklärte sich bereit, für sie zu sorgen, und sie wurde auf Staatskosten nach Kabul befördert. Hier sollte sie verheiratet werden. Aber es gefiel ihr nicht, sie weinte und sehnte sich zurück. Die Afghanen hatten Mitleid und sandten sie unter Begleitung wieder nach Deutschland, die Gesandtschaft erteilte dem deutschen Afridikind hierzu das Visum.

Burnes erzählt, es ist allerdings schon hundert Jahre her, daß die Afridis auch ihre Frauen tauschen und gegebenenfalls den Wertunterschied in bar begleichen. Ich traue ihnen dies schon zu, nachdem ich in Kabul einige Erlebnisse einer anderen deutschen Afridi-Frau angehört habe.

Nun sind wir an dem letzten englischen Posten angelangt, in Landi Chana. Die Pässe werden noch einmal registriert. Major Searle verabschiedet sich, wünscht gute Reise und viel Glück, um eine Biegung geht es bergab, die Schlucht öffnet sich, vor mir liegt Afghanistan. Mein Blick fällt auf ein großes Plakat quer über der Straße mit der englischen Aufschrift: „Es ist verboten, die Grenze nach Afghanistan zu überschreiten“; manche scheinen nicht die zweite Zeile in kleinerer Schrift gelesen zu haben: „ohne vorherige Erfüllung der Paßvorschriften.“ Das ist heute selbstverständlich für jedes Land. Die Warnung richtet sich an englische Touristen, die manchmal etwas schwach in Länderkunde sind und vielleicht Afghanistan für einen Teil des britischen Empire halten könnten.

Es soll nicht damit gesagt werden, daß Afghanistan auch heute noch ein verbotenes Land ist.

Ein schnittiger Sepoy in kleidsamer Uniform und rotem Turban präsentiert vor einer Stacheldrahtbarriere, die auf der anderen Seite der afghanische Soldat aufzieht. Er trägt eine lehmfarbene Uniform europäischen Schnittes, die nüchtern und verblichen wirkt gegenüber der malerischen Tracht des anderen. Er zieht das Gewehr an und grüßt. Er weiß, wer in sein Land einzieht. Hinter mir senkt sich die Barriere.

Auf dem Wege nach Kabul

„Guter Weg aus!“ stößt mein rechter Nachbar, der schmierige Sikh-Driver, in abgehacktem Englisch hervor und schaut etwas ängstlich auf die lichtdurchflutete, staubige Ebene, auf der sich der Weg in verschiedenen Spuren verläuft. Ich blicke hinter mich auf die dunkle Wand des Khybergebirges, hoch oben schauen Khassadars von der Mauer eines grauen Lehmforts mir nach.

Die Khyberstraße ist weder der einzige noch der kürzeste noch der am meisten begangene Durchgang durch das afghanisch-indische Randgebirge nach Indien, wohl aber der bestgebaute und sicherste. Eine Reihe von Flüssen, Zuflüssen des Indus, durchbricht das Gebirge, und durch die Flußtäler ziehen sich die Wege. Burnes wählte bei seiner ersten Reise das Flußtal des Kabul, da ihm die weiter südliche Khyberstraße zu unsicher erschien. Lord Roberts führte 1879 die englische Rachearmee durch das Kurram- und Loghartal nach Kabul, und die meisten afghanischen Stämme, die in Indien überwintern, um im Frühjahr wieder nach der Heimat zurückzuziehen, wandern über Ghazni das Tal des Gomalflusses hinab. Powindahs nennt man diese Wanderer mit einem Sammelbegriff.

Mein Sikh hat recht, den Asphalt der Khyberstraße habe ich endgültig hinter mir gelassen.

Nach einigen hundert Metern hält der Wagen vor einem Stacheldraht, den ein Junge quer über den Weg hält. Wir sind in Turcham, der afghanischen Grenzstation, wo die erste Paß- und Zollkontrolle abzuwickeln ist. Linker Hand ist eine Tankstelle, etwas weiter zurück eine klar sprudelnde Quelle, und längs des Weges ein kleines schattiges Gärtchen, in dem ein Zelt steht. Die erste Oase in der Steinwüste ist erreicht. Wegen meines kranken Fußes bleibe ich im Wagen sitzen, der Sikh reicht meinen Paß dem Offizier vor dem Zelt, der eine Eintra-

gung in das Register macht. Der Zollbeamte wirft einen Blick in das Register und winkt dem Sikh ab, grüßt zu mir im Wagen. Paß und Zollformalität ist erledigt, alles in einer Minute. Mein Wagen fährt an, der Junge senkt den Stacheldraht, über den wir herüberrollen. Ich hatte immer nach links in das Gärtchen geblickt, jetzt höre ich ein militärisches Kommando und hebe den Blick. Ein Zug Infanterie erweist dem neuen Gesandten des Reiches die Ehrenbezeigung, der Offizier vor der Front senkt den Degen, der Wagen hält, und ich schreite mit gezogenem Hut die Front ab. Stramm stehen die Soldaten in militärischer Haltung, das Gewehr am Schulterriemen, die Reihen sind gerade gerichtet. Weiter rollt der Wagen in das unbekannte Land.

Der Weg wird tatsächlich miserabel, ein kürzlicher Regen scheint ihn völlig weggewaschen zu haben. Der Ford sucht sich im Zickzack eine Fährte, Einrisse, trockene Bewässerungskanäle schneiden die Straße, wir fahren über Geröll und Schotter. Immerhin scheint man an einem neuen Weg zu arbeiten, ich zeige auf einen Damm seitwärts vor uns. „Ein deutscher Ingenieur baut die neue Straße, aber sie ist noch nicht fertig“, bemerkt der Sikh. Aber was kümmert mich der schlechte Weg, ich hatte das Gefühl, in einem andersgearteten Lande zu sein als in Indien, in einem Lande, das uns näherliegt. Mir kam es vor, als ob hier der Wind der Freiheit wehte. Das „Wunderland“ Indien lag hinter mir, kein Bettler streckte in Turcham seine Hand nach mir aus, keine spindeldürren, zerlumpten, halbnackten Menschen mehr. Die Leute waren angezogen, recht und schlecht, ruhig, zurückhaltend, selbstbewußt. Verblichen und abgenutzt waren die schmucklosen Uniformen der Ehrenkompanie, die Soldaten nicht so aufgeputzt und so dressiert wie die tadellos geschulten Sepoys, aber hier hatten mich Söhne des Landes in ihrer Heimat begrüßt, afghanische Soldaten unter einem afghanischen Offizier, der niemandem sonst als seinem König diente. Ihre Augen hatten den Blick eines freien Mannes. Das indische Volk wird seit Jahrhunderten ausgebeutet und beherrscht, die eingeborenen Soldaten sind geworbene Söldner unter britischen Offizieren. Gewiß, es erwacht ein Nationalgefühl, es wäre ungerecht, die vorteilhafte Seite der englischen

Verwaltung zu überschlagen, und ich habe manchen Inder kennengelernt, den ich achte, aber die Gewöhnung an die Unfreiheit ließ aufrechte Männer nicht hochkommen. Uns erscheint der Inder gedrückt, unterwürfig, und leicht wachsen Dünkel und Servilität auf einem Holz.

Rechts vom Weg führt ein Bauer ein Pferd am Zügel, es scheut vor dem Auto, und mit ruhiger Sicherheit, mühelos, bändigt es der Mann.

Karawanen von Kamelen, Pferden, Mauleseln und Eseln kommen uns entgegen. Jetzt beginnt die Wanderzeit für einige afghanische Nomadenstämme. Der Winter naht, die Weide wird knapp, Schnee bedeckt bald die Bergabhänge, und die Stämme eilen nach Indien, um sich und das Vieh vor dem Verhungern zu schützen. Gegen zweihunderttausend wandern jährlich durch den Khyber, auf dem besonderen Karawanenweg, bedeckt und geleitet von den Khassadars. Die Waffen geben sie in Verwahrung, sie verdingen sich als Arbeiter, manche wandern bis Kalkutta. Mensch und Tier ißt sich satt, das verdiente Geld wird in Waren angelegt, Tee, Zucker, Baumwollstoffe, und im Frühjahr geht es in die Heimat zurück. So war es seit Jahrhunderten, aber die Wanderungen lassen nach, die afghanische Regierung läßt Stauwerke errichten, um das dürre Land in der regenlosen Zeit zu bewässern, und allmählich werden Nomaden sesshaft. Aber noch ist es nicht soweit. Noch weitere Jahre werden Karawanen ihre Wege ziehen, zweimal in der Woche steht ihnen der Khyber offen, dienstags und freitags. Von Afghanistan nach Indien gibt es keine Zollgrenze — die Nomaden suchen nicht nur Arbeit in Indien, sie verkaufen dort auch ihre Erzeugnisse —, aber auf dem Wege zurück. Dann treten manchmal Schwierigkeiten mit der afghanischen Regierung ein, die aus erklärlichen Gründen keinen Schmuggel duldet und Zölle erhebt. Leicht entsteht dann in Kabul ein „Basargerücht“: „Ein Stamm hat rebelliert, die Regierung wankt.“

Männer und Frauen ziehen zu Fuß, die Männer haben einen silbernen Ring in einem Ohrläppchen, schwer benagelt sind ihre klobigen Schuhe, und einige Nägel werden sich in unsere Reifen heften, die Frauen sind ohne Schleier, hübsch und stattlich

schauen die jüngeren aus. Der Schmuck aus Silbermünzen klirrt vom Kopfputz, an Brust und Arm, die kleinsten Kinder sind auf den Kamelen festgebunden, öfters mit den Hühnern zusammen, alle ihre armselige Habe schleppen sie mit sich, die wenigen Haus- und Küchengeräte, ihre Zelte — wir interessieren sie nicht, sie kennen ja Indien und die fremden Sahibs, Autos, sehen eine Eisenbahn, große Städte und vieles andere, was sie befremdet, aber nicht mehr wundert. Man sollte ihr Wissen nicht unterschätzen. Rückblickend fällt mir eine kleine Episode ein, die mir einer meiner Herren aus dem fast völlig unbekanntem Kafiristan, einem afghanischen Bezirk östlich von Kabul (amtlich Nuristan genannt), erzählte. In blumenreichem Persisch versuchte er einem der frisch entdeckten Eingeborenen klarzumachen, was ein Flugzeug sei, er sprach von einem großen Vogel aus Metall. Lange verstand der Kafire ihn nicht, dann begriff er. „Sie meinen — und jetzt brauchte er das englische Wort — *an airplane*, ja, das kenne ich, als britischer Soldat in Indien bin ich oft damit geflogen!“

Das erste Auto begegnete uns, ein Lastkraftwagen, eine Lorry; beide Wagen halten. Die Fahrer tauschen freundliche Grüße in dem mir unbekanntem Urdu aus, der Driver der Lorry ähnelt in seiner sauberen Uniform einem Sepoy, und dann fahren die Wagen auseinander. „Das war die Lorry der britischen Gesandtschaft in Kabul“, radebrecht mein Sikh, „er sagt, daß alles ruhig ist.“ Er blickt jetzt weniger sorgenvoll in die Gegend und summt ein Lied.

Es ist gut, daß ich nicht den Rat meines dänischen Reisegefährten befolgt habe. Eine Waffe, geschweige ein MG., hätte ich niemals mitgenommen, aber einen Pelz hätte ich beinahe erstanden. Die Sonne brennt noch immer heiß, Tropenhelm und leichter Reiseanzug waren gerade richtig. Den Staubmantel zog ich jetzt aus. Wir nähern uns dem ersten Dorf: Dakka. Ich glaube, das erste Wort, mit dem sich der Fremde in Afghanistan vertraut macht, ist „Gil“, Lehm. Das Holz ist äußerst rar, zwar gibt es ausgedehnte Wälder im entlegenen Nuristan, an den Abhängen des Spinghargebirges ganz weit zu unserer Linken, im Südosten des Landes, im Khost, aber es hapert mit den Anfahr-

wegen. Aber sonst sind die Berge kahl, Wälder sucht das Auge vergebens, Bäume sieht man selten und in kleinen Gruppen. An „Gil“ aber ist kein Mangel. Feucht vermengt mit zerhacktem Stroh werden die Lehmziegel in der Sonne gebrannt und bilden dann das Baumaterial, allerdings für bereits höhere Ansprüche. Meist wird ein dürftiges Fachwerk aus Holz errichtet, der Zwischenraum mit nassem Lehm ausgefüllt. Öfters mangelt es auch an Holz für das Fachwerk, dann muß es auch so gehen. In der Regel zeigt das Haus zur Straßenseite nur eine Tür, die — im Innern des Landes noch scheibenlosen — Fenster gehen auf den Hof, der von einer hohen Lehmmauer umschlossen ist. Auch das Haus steht manchmal nicht an der Straße, sondern innerhalb der Lehmmauer. Die Gehöfte der großen Landbesitzer, die verstreut in der Ebene auftauchen, sehen aus wie kleine Festungen; ein einziger Eingang führt in das Innere des rechteckigen, völlig von der hohen Mauer umschlossenen Gutshofes. Dort haust der Landbesitzer wie ein Burgherr mit seinen Hintersassen, Vorräten und Herden. In der Ebene heben sich diese Siedlungen kaum von der staubigen, grauen Landschaft ab, so daß man sie erst aus geringer Entfernung erblickt. In den Dörfern fährt der Reisende zwischen grauen Lehmwänden durch, welche die Glut der sengenden Sonne zurückstrahlen, die Räder wirbeln den trockenen Lehm der Gasse auf, Glut, Staub, Lehm und kahle Mauer, das ist sein Eindruck. Dann hält er, geht durch die Eingangstür in den Hof, und ein schattiger, grüner Garten empfängt ihn, Wasser rauscht, die Kronen der Bäume schützen ihn vor der Sonne.

Größere Ortschaften besitzen eine Marktstraße, den Basar. Hier gilt umgekehrt nicht die Abgeschlossenheit, sondern der Grundsatz der Öffentlichkeit. Die ebenerdigen, gewöhnlich etwas erhöht liegenden Läden sind nach der Straße zu offen, sie enthalten bei der Armut des Landes und der noch großen Bedürfnislosigkeit der Bevölkerung nur einfache Bedarfsartikel, doch die Früchte werden den Fremden locken: Weintrauben, saftige Melonen, Granatäpfel, Aprikosen, dazu Gurken, Kürbisse, rote Rüben, das flache, gutschmeckende Fladenbrot, das nur frisch genossen wird. Unentbehrlich sind neben den Gar-

küchen die Teestände, „Tchaichane“, mit dem großen verzinn-ten Samowar. Er sieht aus wie eine dickbauchige Riesenflasche. Afghanistan ist ein teetrinkendes Land, Kaffee ist dem ein-fachen Volk so gut wie unbekannt. Die Vorliebe wechselt zwis-chen dem grünen chinesischen und dem schwarzen indischen Tee, doch süß muß er sein. Zum Tchai gehört dann noch ein Zug aus der Wasserpfeife, doch, Fremdling, laß die Hand da- von! Der afghanische Tchillam ist nicht das elegante Nargileh, aus dem der aromatische Tümbeki Persiens eingesogen wird. Leicht und fast farblos ist der Rauch des Tümbeki, traumver- loren hockt der Syrer vor dem Nargileh, feierliche Stille umgibt ihn, nur unterbrochen von dem Glucksen das Wassers nach je- dem Zug, berauschend und einschläfernd zugleich wirkt der Genuß. Doch ein Zug aus dem irdenen Tchillam rüttelt auf, hustend stößt der Raucher einen dicken, beißenden Qualm aus dem Munde, und mehr als drei Züge sah ich auch den stärksten Mann nicht nehmen, der ohne Schaden einen ganzen Hammel vertilgen könnte. Ein hartes Volk baut hier einen starken Tabak.

Neben dem Wort „Gil“ lernt der Fremde noch zwangsläufig „Djui“, Bewässerungsgraben. Die Djuis sind manchmal so breit und tief, daß man sie weder durchschreiten, geschweige denn mit dem Auto durchfahren kann, oder schmale Gräben zum Überschreiten, in den Ortschaften laufen sie zu beiden Seiten der Straßen als Rinnsteine in unserem Sinne. Das Land muß künstlich bewässert werden, den Flüssen wird das Wasser abgezapft und in den Djuis zu den Feldern geleitet. Öfters führen die Kanäle mehr Wasser als der Fluß selbst, der dann schließlich in der Wüste versickert. Für die gerechte Verteilung des Wassers gibt es bindende Regeln, die auf uraltem Brauch beruhen. Versiegen und verfallen die Djuis, dann verdorrt die Ansiedlung, die nicht selbst an einem natürlichen Wasserlauf liegt, sie wird verlassen, die Häuser zerbröckeln und werden wieder Gil, wie der Boden, dem der Lehm entnommen war. Trübe und lehmig ist das Djuiwasser, manchmal schwarz vor Unrat, Mensch und Vieh trinkt es, der Driver springt ab und schöpft es mit hohler Hand in seinen durstigen Mund. Wer bis zum zehnten Lebensjahr nicht gestorben ist, bleibt immun für

alle Zeiten. Der Afghane liebt nicht, aus einem Schachtbrunnen zu trinken, er muß fließendes Wasser haben, und der Djuj fließt, er hat ein Gefälle, da er das Wasser weiterleitet. Gemüse, Salate, Früchte werden im Djuj gewaschen und infiziert. Der Typhus ist der gefährlichste Feind des Fremden im Lande. Das Teewasser der Tchaichanes kommt aus dem Djuj, die Garküchen waschen das Geschirr vor deinen Augen in dem vorbeifließenden Djuj ab.

Vor dem Wasser des Djuj kann man sich durch Enthaltbarkeit und Vorsicht schützen, aber der Djuj schneidet die Landstraße, der Ford oder Horch muß hinüber. Oft sind die Djujs nicht bedeckt, oder die Überbrückung ist altersschwach oder so spitz, daß das Auto hinüberscheuert, und die Panne ist da.

Wir sind in Dakka. Die Eroberung dieses Fleckens war die letzte englische Waffentat im jüngsten Kriege mit Afghanistan, 1919, dem einzigen, den die Afghanen entfesselt hatten. Die Geschütze des Weltkrieges schwiegen, Deutschland gab den Kampf auf, Amanullah zog allein gegen die Engländer zu Felde, als ob er das britische Imperium niederzwingen könnte. Sein Angriff auf Landi Chane mißlang, die Engländer stießen vor und drängten die afghanische Armee bis hinter Dakka zurück. Der amtliche englische Bericht bemerkt, daß lediglich der Mangel an mechanischen Transportmitteln die britischen Truppen gehindert habe, auch Djellalabad und Kabul zu besetzen. Die Truppen schienen das Marschieren verlernt zu haben. Aber nein, sie wollten weder laufen noch gefahren werden, sie wollten überhaupt keinen Krieg mehr, und deshalb nahm England das Angebot eines Waffenstillstandes unverzüglich an. Amanullah wandelte die scheinbar militärische Niederlage in einen vollen diplomatischen Sieg um und errang für sein Land die unbeschränkte Unabhängigkeit in der Führung der auswärtigen Politik. Der Wagen fährt durch den kleinen Marktplatz auf eine Anhöhe zum Serai. Von der Terrasse des neuerbauten und sauberen Hauses begrüße ich den Kabulfluß, der in einem Bogen den Ort umfließt. Weiter stromab scheint er ein ebenes Sumpfgelände zu durchrauschen. Ziemlich breit ist der Fluß, das Wasser rauscht zwischen tief eingeschnittenen Ufern, durchwatet kann er

hier nicht werden, doch nur schmal ist das grüne Band, das er durch die graue Ebene windet.

Die Strömung läßt eine Schifffahrt nicht zu. Holz wird jedoch von hier stromab geflößt, Holz aus Nuristan, auch ist eine Fahrt auf Flößen aus aufgeblasenen Ziegenschläuchen möglich. Die Reise soll wegen der Strudel nicht ungefährlich sein. Burnes kehrte auf diesem Wege von seiner ergebnislosen Mission bei dem Emir Dost Mohammed nach Indien zurück. Europäische Faltbootfahrer haben sich auf diesem Fluß bisher noch nicht versucht.

Der Kommandant, der noch einmal meinen Paß registrieren muß, nimmt mich freundlich auf. Er ist ein großer, schlanker Herr in gut sitzender Uniform, den Abzeichen nach ein Oberstleutnant. Seine guten militärischen Umgangsformen fallen mir auf, wie ich später hörte, hatte er unter unserem Oberst Christenn einen mehrjährigen Kursus auf der höheren Offiziersschule in Kabul durchgemacht und die Abgangsprüfung mit Auszeichnung bestanden. Er führt mich in sein Zimmer, in dem mehrere kleine Tische stehen. Auf den Tischen sind Teller mit Süßigkeiten, Kuchen, Früchten. Ich nehme an einem Tisch Platz, der Kommandant mit anderen Offizieren an dem Tischchen gegenüber. Die Schwierigkeit ist bald da, die Herren sprechen nur Persisch, eine Sprache, von der ich nur die Worte verstehe, die in dem mir geläufigen Türkisch als Fremdworte vorkommen. Eine Ordonnanz bringt eine Tasse Tee, gesüßt mit Milch, aber ich muß den Tee ohne Zucker und Milch haben. Mein Sikh fällt mir ein, er wird geholt, und ich erhalte das Gewünschte.

Der Kommandant erhebt sich, verschränkt seine Hände und spricht auf persisch zu mir. Sicherlich heißt er mich willkommen, wünscht mir gute Reise, er redet von Deutschland, denn ich vernehme die wohlbekanntesten Laute: Hindenburg, Hitler. Er setzt sich, ich stehe auf, danke in deutschen Worten, wiederhole: Hindenburg, Hitler, spreche von dem tragischen Ende des Königs Nadir — die Herren nicken ernst, als sie den Namen hören — ich erwähne König Zahir — wieder nicken die Herren Beifall, ich spreche von der deutsch-afghanischen Freundschaft. Keiner von uns beherrschte die Sprache des anderen,

doch ich glaube, wir haben uns verstanden. Wir verabschieden uns freundschaftlichst.

Manda na baschi, manda na baschi . . . werde nicht müde, wiederholen die Herren. Ich steige in meinen Ford, da meldet sich bei mir ein Offizier und zeigt auf eine Lorry mit Soldaten im Stahlhelm mit umgehängtem Karabiner. Ich begreife, daß mich eine militärische Bedeckung begleiten wird. Sollen doch Unruhen ausgebrochen sein? Auch der Sikh sieht mich bedeutungsvoll an. Wie sich später herausstellte, handelte es sich durchaus nicht um eine besondere Vorsichtsmaßnahme, sondern um die übliche Ehreneskorte, die jedem neuernannten Missionschef bei der ersten Einreise nach Kabul mit auf den Weg gegeben wird. Der neue Gesandte ist noch fremd, und er braucht vielleicht in dem ihm unbekanntem Lande, dessen Sprache ihm fehlt, Unterstützung bei einer Panne oder einem sonstigen Ereignis. Später bin ich stets ohne Eskorte gereist, obwohl die afghanische Regierung regelmäßig anfragte, ob ich eine benötigte. Nur wenn meine Frau mich bei Reisen in das Innere begleitete, wurde mir eine Bedeckung der geschilderten Art mitgegeben. „Es ist besser so“, meinte der aufmerksame Premierminister, „auch Autos von Gesandten können eine schwierige Panne in entlegenen Gebieten haben, und sie haben Schutz und Hilfe sofort bei der Hand. Damen brauchen sich dann nicht zu fürchten.“

Als meine Frau einmal in der Zeit der Schneeschmelze allein von Kabul nach Peshawar in ihrem Horchwagen fuhr, rauschten die sonst trockenen und unüberbrückten Flüsse gewaltige Wassermengen talwärts. Eine Weiterfahrt wäre sehr schwierig gewesen, denn reißend sind die Sturzbäche. Aber die Regierung hatte vorgesorgt. Ketten von Soldaten führten meine Frau sicher durch die Strömung und zogen dann das Auto hinüber.

Der Ford rollt weiter in die weite Ebene von Djellalabad hinein, der Winter naht, die Erntezeit ist vorbei, die Flüsse sind ausgetrocknet, die Djuis versiegt, und Flächen, die vielleicht wogende Halme getragen haben, bilden eine ausgedörrte Wüste. In der Ferne zeigen dünne Reihen von Tamarisken,

Pappeln und Weiden die Läufe der noch etwas Wasser führenden Kanäle an. Abseits vom Wege tauchen die kleinen Festungen der Gutshöfe auf, zu beiden Seiten, im Hintergrund, schließen dunkle Gebirgsmassive die Ebene ab. Zur Rechten, ganz verschwommen, ragt eine schwarze Wand empor, dahinter muß Kafiristan liegen, so nah und doch so unbekannt, die Berggipfel zur Linken schimmern weiß, es sind die Kämme des Sefid Kuh, des „Weißen Gebirges“. Vor mir scheint sich auch eine Wand zu erheben, noch ganz weit weg, ich muß über sie hinweg nach Kabul.

An einer Stelle wird der Weg geschottert, eine Dampfwalze fährt rasselnd herüber, Hunderte von Leuten arbeiten, auch Frauen, wir müssen abbiegen in das offene Feld über einen tiefen Djui, vor Staub ist fast nichts mehr zu sehen, und dann sitzen wir fest im Sand. Die Wegarbeiter schieben uns frei, und der Ford schwankt wieder auf die Straße. Eine lange Brücke kommt in Sicht, der Sikh weicht jedoch links ab und fährt vorsichtig das Ufer des Flusses hinab durch das flache Wasser, und der Ford klettert dann das andere Ufer hinauf. Die Brücke war in Reparatur. Der Weg wird besser, ja sogar gut, schattige Tamarisken zu beiden Seiten künden eine grüne Oase an, Djellalabad. An den Djuis längs der Straße stehen Männer und schippen mit langen Stangen, die am Ende eine Blehschaufel haben, Wasser über die Straße, immer im gleichmäßigen Rhythmus.

Die Oase wird breiter, unter dem Grün der Bäume taucht der Lehmwall von Djellalabad auf. Wir halten an der Marktstraße an einer Tankstelle vor dem Eingangstor zur inneren Stadt.

„Stadt des Glanzes“, benannt nach dem Gründer, Kaiser Djellal eddin Akbar, dem Schatten Gottes auf Erden, wohin ist dein Glanz entschwunden! „Einer der schäbigsten Plätze, die ich je im Orient gesehen habe“, bemerkt Burnes in seinem Tagebuch von 1837, und dabei besuchte er die Stadt vor der Sprengung der Zitadelle durch die Engländer im Jahre 1842. Viel hat die Stadt erlebt, und oft ist sie zerstört worden. Aber das Wasser ist geblieben, der Spender des Lebens, wenige hundert Meter

nördlich rauscht der Kabulfluß vorbei, die Gärten sind da mit ihrem Grün, ihren Bäumen, ihren Schatten. Aus den Gärten außerhalb der ummauerten Stadt leuchtet das Weiß einiger Villen. Auf einem Dach, ziemlich abseits der Straße, weht die englische Flagge, dort ist das britische Konsulat, das von einem mohammedanischen Inder geleitet wird. Zypressen, Orangenbäume, Oleander, dazu der Duft des Jasmin, die Narzissen blühen, und wie oft habe ich später im Winter, wenn die Gärten in Kabul unter der Schneedecke liegen, die Festtafel der Gesandtschaft mit den Narzissen aus Djellalabad geschmückt. Hier gibt es keinen Winter, das Klima bleibt sonnig und warm. Etwas weiter des Wegs liegt die breite Landstraße geradezu unter einem Tunnel von grünen Zweigen, welche die Tamarisken zu beiden Seiten schützend über sie ausbreiten. Arbeiter sprengen sie mit Wasser aus den Seitendjuis, frisch und kühl ist die Luft, kein Staub wird aufgewirbelt.

Die eigentliche Stadt ist unansehnlich, eng und winklig. Es schien mir aber, als ob schon die Spitzhacke ansetzte, um eine Bresche in das Lehmgewirr zu schlagen. Die Motorisierung des Verkehrs erfordert andere Städte, breite Straßen.

Djellalabad war die Winterresidenz der Emire und Könige von Afghanistan, die dem eisigen Wind und dem Schnee in Kabul entgehen wollten. Hier in der Nähe, in seinem Schloß, wurde Emir Habibullah von einem seiner Adjutanten ermordet (1919), sein Bruder Nasrullah wurde zum Emir ausgerufen, doch der zweite Sohn, Amanullah, schob ihn und seinen älteren Bruder Inayetullah zur Seite und erklärte sich in Kabul zum Herrscher. Er hatte die Armee hinter sich, die er bald in den Krieg gegen England führte. Nasrullah endete im Gefängnis, der ältere Bruder überließ dem jüngeren gern den Thron. Die Revolution von 1928 setzte das Schloß in Brand, und die schönen Möbel, die Amanullah auf seiner Europareise eingekauft hatte, wurden ein Raub der Flammen. Er dankte ab, und jetzt bestieg der beiseitegeschobene Bruder Inayetullah den Thron, aber nur für drei Tage. Die Kanonen des Räuberkönigs Batcha Sakkao vertrieben ihn aus der Königsburg in Kabul, ein englisches Flugzeug brachte ihn nach Indien.

Seither hat kein König mehr seine Residenz in Djellalabad aufgeschlagen.

Mag man von Kabul oder von Peshawar kommen, jeder Reisende wird die Oase begrüßen, aber freudiger ist wohl niemand hier eingezogen als die Brigade des tapferen Generals Sale am 12. November 1841. Der Oberstkommandierende der britischen Invasionsarmee in Kabul, General Elphinstone, fühlte sich in vollster Sicherheit. Der Emir Dost Mohammed hatte sich ergeben und saß im Exil in Kalkutta. Die Macht des aufgezwungenen Königs Shah Shudja schien durch die Bajonette der britischen Besatzung hinreichend gesichert. Die Honourable Company — noch war sie ja der Souverän von Indien — hielt es für angebracht, zu sparen und die Zahl der Truppen zu verringern. Sale wurde mit einer Brigade von Kabul zurückgeschickt. Elphinstone lehnte es ab, ihm an Stelle der ausgedienten Musketen neue aus dem Depot zu liefern, da es sich ja um einen reinen Friedensmarsch handelte. Gegen wen wollte er die Flinten auf dem Heimwege gebrauchen? Am 20. Oktober rückte Sale ab, und vom ersten Tage an mußte er sich durchschlagen, er selbst wurde verwundet. Das Land stand plötzlich in Flammen, die Ghilzais erhoben sich, besetzten die Höhen an den Pässen, Sultan Akbar Chan, ein Sohn des verbannten Emirs, übernahm die Führung. Nur bis Djellalabad kam die Brigade, ein Weitermarsch durch den Khyber war unmöglich. Sale verschanzte sich in der Stadt, wies jeden Angriff ab und wartete auf Ersatz. Am 13. Januar 1842 sehen die wachhabenden Offiziere auf dem Wall der Zitadelle von Djellalabad einen Reiter aus der Richtung von Kabul nahen, er schwankt auf einem lahmen, müden Klepper, die Arme hat er um den Hals des Pferdes geschlungen, er blutet und ist erschöpft: der Stabsarzt Dr. Brydon, der einzige Überlebende der Hauptarmee, die bei dem Rückmarsch aus Kabul bis auf den letzten Mann vernichtet worden war. Elphinstone war gefangen.

Sale hört noch mehr: den Tod von Sir Alexander Burnes, die Ermordung des Gesandten Sir William Macnaghten, die Gefangennahme seiner eigenen Frau durch Sultan Akbar. Aber nichts kann ihn erschüttern, er hält fünf Monate durch,

endlich trifft General Pollock mit Verstärkungen über den Khyber ein, und vereint marschieren beide als Rachearmee nach Kabul.

Lady Sale wurde in ihrer Gefangenschaft ritterlich behandelt. Sie hat ihr Tagebuch veröffentlicht, ein aufschlußreiches Dokument über die Folgen von Hochmut, Unentschlossenheit und Schuld.

Ich könnte in dem freundlichen Gästehaus der Regierung inmitten eines gepflegten Parkes übernachten, aber es ist erst Mittag, ich ziehe vor, weiter bis Nimla zu fahren. Dort soll auch ein Rasthaus für Reisende geöffnet sein. Niemand sagt mir, daß hier in Djellalabad ein deutscher Ingenieur wohnt, der eine große Bewässerungsanlage errichtet, sonst hätte ich ihn besucht. Überhaupt erfahre ich nichts hier, die Afghanen sind Fremden gegenüber nicht mittheilsam.

Wir fahren weiter.

Mein Sikh meint, daß im Frühjahr, zur Zeit der Schneeschmelze, der Weg breit und weit überflutet sei. Nun, jetzt ist er staubig und ausgefahren. Wir rollen durch Fatihabad, die Ortschaft scheint nur aus einer langen Basarstraße mit offenen Läden zu beiden Seiten zu bestehen. Die „Stadt des Sieges“ ist ebenfalls eine Gründung der Mogulkaiser, die längs des Weges nach Kabul Etappen anlegten. Nichts dürfte aus ihrer Zeit erhalten sein, der Lehm ist vergänglich, und es sind zuviel Kriegsstürme über das Land gebraust. Die Versuchung, zu halten und einen kühlen Trunk zu nehmen, tritt an den Reisenden nicht heran. Afghanistan ist fanatisch „trocken“, geistige Getränke werden nirgends ausgeschenkt, und Limonade aus Djuiwasser ist weniger ratsam.

Von der Unglücksarmee Elphinstone hatten sich bis hier noch sechs Überlebende, berittene Offiziere, retten können. Ausgehungert stürzten sie sich auf das Brot, das ihnen die Bewohner reichten, doch dann blitzten die Messer, und nur Dr. Brydon entkam.

Der Park von Nimla taucht auf, über die hohe Mauer hinweg grüßen die Spitzen jahrhundertalter Zypressen. Hier in der Nähe war das Schlachtfeld, auf dem Shah Shudja, nachdem er



Der Mogul-Park in Nimla



Seh Baba



Nomade



Afghanische Kinder

in Peshawar den britischen Gesandten Sir Mountstuart Elphinstone empfangen hatte, Krone und Reich an seinen Halbbruder Mahmud verlor, obwohl er fast zehmal stärker war (1809). Der Besuch des Engländers hatte ihm kein Glück gebracht.

Der Ford fährt durch das Tor und hält vor einem freundlichen, hellen Pavillon im Park. Es ist das Gästehaus der Regierung, in dem der Reisende die Fahrt nach Kabul zu unterbrechen und zu übernachten pflegt. Die Zimmer sind sauber, einfach, aber ausreichend für europäische Bedürfnisse eingerichtet, das Badezimmer im Stil von Dean's Hotel, nur etwas primitiver. Die Wanne fehlt, hier herrschen andere Sitten. Der Afghane begießt sich mit Wasser, das er aus einem bereitstehenden Behälter schöpft. Dies war meine erste Betätigung, nachdem ich im Schlafzimmer das von dem Hotel in Peshawar mitgebrachte kalte Huhn auf den Tisch gelegt hatte. Als ich das Zimmer wieder betrat, war das Frühstück verschwunden, und aus dem offenen Fenster sah ich die Katzen sich um die Knochen balgen. Diese Katzen von Nimla, es sind die verwandelten Seelen der ewig Verdammten, sie haben auch anderen den gleichen Streich gespielt. Der Aufseher brachte mir Tee, Fladenbrot, Eier und Früchte, und dem Schaden war abgeholfen.

Ich trete auf die Terrasse. Der plötzliche Wechsel ist so überraschend, der Sprung aus der trostlosen Dürre in die Üppigkeit des Grüns und des Wassers, aus der brennenden Sonne in den kühlen Schatten.

Auch der Park von Nimla ist eine Schöpfung der Moguls, die Gärten über alles liebten. Aurangzeb hat ihn vor mehr als zwei Jahrhunderten angelegt. Sechs Alleen von Zypressen schneiden sich in rechtem Winkel und teilen den Park in rechteckige Rasenflächen. Von dem nahen Gebirge rauscht das Wasser durch eine Öffnung in der Mauer in offene, ausgemauerte Kanäle, bald sanft abfallend, bald in Kaskaden. In der Mitte des Parks sonnt sich ein Bassin, von dem schnurgerade Wege ausstrahlen. Aus dem Laub der Bäume leuchten die goldgelben Mispeln, Zitronen und Granatäpfel, Narzissen, Rosen, Vergißmeinnicht und Geranien blühen. Eine majestätische Ruhe

herrscht, die Vögel sind still, trete ich an einen Baum, dann flattern sie in dichten Schwärmen auf. Die Nachtigall hat hier ihr Heim.

Es wäre wundervoll, hier auszuruhen, aber die Unruhe treibt mich nach Kabul. Ich höre zwar immer, daß die Ordnung nirgends gestört sei, aber auch der Afghane verschweigt gern die Wahrheit, wenn sie unangenehm klingt. Allmählich bin ich auch reismüde geworden, ich möchte bald in mein eigenes Heim. Es ist erst zwei Uhr nachmittags, also weiter. Dem Sikh war es eigentlich gar nicht recht. Der Offizier der Eskorte er bietet sich bereitwilligst, die Änderung meines Reiseprogramms sofort nach Kabul zu telefonieren.

Bald liegt der verwunschene Park hinter uns, die staubige Landstraße hat uns wieder. Wir streifen das Dorf Gandamak an dem gleichnamigen Fließchen, das als Wetterscheide für die heiße Zone von Djellalabad und das kühlere Höhenklima von Kabul gilt. Hier, am 13. Januar 1842, hatte der Rest der Unglücksarmee den letzten Stand gegen den unbarmherzigen Feind versucht. Ein Dutzend Offiziere war weitergeritten, um vor und in Fatihabad den Tod zu finden, hier wehrten sich vielleicht noch ein halbes Hundert mit nur zwanzig Musketen, sämtliche fielen bis auf einen Offizier, der gefangengenommen wurde. Aber auch in der Geschichte des zweiten englisch-afghanischen Krieges hat sich Gandamak ein bescheidenes Plätzchen gesichert. England erklärt dem Emir Shir Ali den Krieg, weil er eine russische Gesandtschaft empfangen hat und sich weigert, eine britische nach Kabul hineinzulassen. Vor dem Vormarsch der Engländer flieht Shir Ali gen Norden und stirbt in Mazar i Sherif. Sein Sohn Yakub besteigt aus dem Gefängnis in der Königsburg (Bala Hissar) von Kabul den Thron und schließt Frieden. Hier in Gandamak unterzeichnet der britische Unterhändler, Major Louis Cavagnari, den Vertrag, der Afghanistan eine britische Gesandtschaft und das Protektorat aufzwingt (26. Mai 1879). Cavagnari wird Sir und Gesandter am Hofe des neuen Emir, der ihn am 24. Juni des gleichen Jahres in Antrittsaudienz empfängt. Aber Cavagnari hat in Gandamak sein eigenes Todesurteil unterzeichnet, bereits am 3. September wird

er mit der gesamten Gesandtschaft ermordet. Die Geschichte hat sich doch wiederholt! Die beiden Kriege rollen 1839 und 1879 mit der gleichen Entwicklung ab: englischer Vormarsch und Sieg, Einsetzung eines Gesandten in Kabul und seine Ermordung, abermaliger Vormarsch einer Rachearmee, Besetzung von Kabul, sofortiger Rückmarsch, Afghanistan wird wieder sich selbst überlassen, und das Spiel ist aus.

Wir überschreiten Flüsse auf Brücken, ja tatsächlich sind hier Brücken, ohne sie würden wir auch nie über die Flüsse kommen, sie sind zu tief eingeschnitten. Hohe Wachtürme tauchen auf, der Eingang ist nur mit einer Leiter zu erreichen, welche die Wachsoldaten bei Eintritt der Dunkelheit aus Gründen der Sicherheit einziehen. Sie sehen gleichmütig den Ford mit der Hakenkreuzflagge vorbeirollen. Soldaten waren es sicher, obwohl sie keine Uniform trugen, ihre Kleidung unterschied sich kaum von der Landestracht, möglich, daß sie einer Art Miliz angehörten. Als ich später mit meinem deutschsprechenden afghanischen Diener Mohammed Akram die gleiche Strecke fuhr, fragte ich ihn zum Scherz, warum die Soldaten nicht in Uniform wären, worauf er mir mit gleicher Münze heimzahlte und erwiderte: „Haben's schon verkauft, brauchen's schon nicht mehr!“

„Aber Mohammed, in Kabul sind die Soldaten doch in Uniform!“

Er war nicht um die Antwort verlegen. „In Kabul verkaufen's nicht, damit der Herr Premierminister nicht böse geht.“

Ihn hatte die Frage leicht pikiert, denn ich mußte ja wissen, daß die Uniformierung der Wachmannschaften in der Provinz noch nicht überall durchgeführt war, und er besaß Humor.

Die Brücke von Surchab wird passiert, dem „roten Fluß“, der bald durch eine enge Talschlucht hinabstürzt, um den Kabulfluß zu erreichen. Einen Dank dem Mogulkaiser Shah Djihan, der vor dreihundert Jahren diesen unbändigen Fluß mit den festgemauerten Bogen überspannte, die noch heute die Brücke tragen. Auch die in Stein gemeißelte persische Inschrift ist noch da, sie gibt das Jahr und den Erbauer an.

Wir steigen, seit einiger Zeit geht es schon bergan, aber jetzt beginnt erst der fühlbare Aufstieg. Die Berge sind die Heimat der afghanischen Stämme, und die Stämme, das ist Afghanistan. Es wird kühl, und ich ziehe den Mantel an. Im Dörfchen Jagdalak halte ich für eine kleine Weile. Es ist genau so dürftig, wie es seit hundert Jahren jeder Reisende beschrieben hat. Die wenigen Lehmhütten sind die Abbilder äußerster Armut. Kein grüner Garten verbirgt sich hinter einer Mauer, die Seltenheit des Baumes hier hat Jagdalak eine gewisse Berühmtheit verschafft. Einige kümmerliche Maulbeerbäume fristen ein bescheidenes Dasein. Und doch hat unter einem von ihnen ein König gelitten. Shah Zeman wurde hier (1799) auf Befehl seines Halbbruders Mahmud geblendet. Als König Timur, der Sohn des großen Ahmad Shah, starb, brachen die Thronstreitigkeiten unter den Brüdern und Halbbrüdern aus, Zeman, Mahmud und Shudja wechselten sich in der Macht ab, bis sie sämtlich von der neuen Dynastie der Barakzai unter Dost Mohammed vertrieben wurden.

Der Weg war ganz leidlich, mir schien er ziemlich ungefährlich, in großen Bogen schob sich die Straße in nicht zu steilem Anstieg hinauf, manchmal wichen die Kurven allerdings scharf spitzwinklig zurück, der Weg blieb nur auf kürzeren Strecken übersichtlich, aber wirklich beschwerlich wurde der Aufstieg für den Wagen nicht. Nur wirkten die stetig sich wiederholenden Windungen ermüdend. Die Landschaft bot weder Abwechslung noch Reiz, so kahl, so leer war sie, so eintönig, so trostlos, öde, verlassen und dürr. Nur Felsen und Einsamkeit. Eine verflachende Steigung führte auf den Paß von Balutak. Dem Auge zeigte sich eine Landschaft von monumentaler Eigenart, ein unbewegtes Meer von harten Zacken und Graten, in verschwenderischer Fülle hat hier die Natur der Wildheit und Verlassenheit Denkmal an Denkmal gesetzt. Kein grüner Farbtupfen, kein Silberband mildert den Ausdruck der Härte.

Wir haben mehrere Pässe zu überwinden, Abstieg wechselt mit Aufstieg, und nicht immer rollt die Landschaft in grauer Einöde an uns vorbei, ab und zu hebt sich doch ein grünes Fleckchen aus den Steinen, einige wenige Hütten tauchen unter

Bäumen auf, um bald wieder zu verschwinden, einmal fahren wir durch ein enges, völlig leeres Tal, über Steingeröll in einem trockenen Flußbett — wie kommt man hier durch, wenn das Wasser von den Abhängen in das Tal rauscht? —, und dann geht es wieder bergan.

Die Lorry mit der Eskorte habe ich jetzt aus dem Gesicht verloren, sie mußte halten, der Kühler kochte.

Unaufhörlich kommen uns die Karawanen der Nomaden entgegen, die indienwärts ziehen. Wir müssen manchmal halten, wenn die Kamele scheuen und sich mit ihren Lasten quer zum Wege stellen.

Ein einsamer Treiber mit einem Kamel begegnet uns, das Tier scheut und rutscht von der Straße auf den Abhang zur Schlucht. Mit seinem langen dicken Stock stürzt sich der Treiber auf den Sikh am Steuer, der sich duckt und auf meinen Zuruf sofort den Motor abstellt. Dies wollte der Mann wohl haben, denn weiter können wir sowieso nicht, ein Trupp Schafe taucht plötzlich als schwerstes Verkehrshindernis auf. Gleichmütig biete ich dem wütenden Mann den im ganzen Orient üblichen arabischen Gruß: „Friede sei mit dir!“ „Und auch mit dir sei der Friede!“ erwidert er. Wir steigen aus, besehen uns den Schaden, der nicht groß war. Sobald der Motorlärm aufhört, beruhigt sich das Kamel, das ein Felsbrocken am Abhang vor dem Fall in die Schlucht bewahrt hat, und Treiber und Sikh ziehen es von dem Abhang auf die Straße. Ein Gruß, er zieht weiter, und als der Kamelschwanz hinter der Biegung verschwindet, kurbeln wir wieder an. Der Sikh verliert kein Wort über den Zwischenfall, und dann taucht auch schon die Lorry hinter uns auf.

Da war einmal ein anderer deutscher Reisender, ein gelehrter Forscher — es ist wohl schon zehn Jahre her —, er fuhr mit seinem Motorrad den gleichen Weg und hatte das gleiche Mißgeschick. Er hatte viele Pannen gehabt, war ermüdet und hatte sich von den Erzählungen über das „wilde, von Räubern wimmelnde“ Afghanistan wohl etwas beeindruckt lassen — und dazu noch, leider, er hatte eine Pistole in der Rocktasche. Die näheren Umstände haben sich nicht ganz klären

lassen, kurzum, die Pistole entlud sich, der Schuß traf den Afghanen tödlich. Das Gefängnis in Kabul erwartete den unglücklichen Besitzer der Pistole. Die Folgen schienen ernst und haben uns in Berlin manches Kopfzerbrechen verursacht.

Es hieß, die abweichenden europäischen Rechtsgrundsätze mit dem Rechtsempfinden des afghanischen Volkes zu versöhnen. Der Schütze unterlag dem afghanischen Recht, aber nicht allein dem Gesetz des Staates, sondern auch dem Recht des Volkes, und die Familie bestand auf der Vollziehung der Blutrache. Und bei der Blutrache stellt sich die Frage der Schuld nicht, Blut wird mit Blut gesühnt, wenn eine Buße nicht angenommen wird. Es wurde schließlich ein Ausweg gefunden. Das Gericht verurteilte den Deutschen zu einer Gefängnisstrafe, Amanullah begnadigte ihn, und die Familie nahm eine Buße an.

Es geht bergab, zur Rechten ist ein Heiligengrab inmitten einiger Bäume — Seh Baba. Man sieht sie öfters, diese Heiligengräber, Stangen, krumm oder grade, Äste sind in den Boden neben dem Grab gesteckt, Stoffetzen flattern an ihnen, Gläubige haben sie an den Stangen befestigt, als Zeichen der Verehrung oder zur Erfüllung eines Wunsches, eines Gebetes. Manchmal ist auch das Gehörn eines Steinbockes, einer Bergziege angesteckt. Das mohammedanische Grab ist immer einfach, schmucklos, öfters liegt es völlig verlassen in der steinigen, schattenlosen Wüste, manchmal umgibt es ein kleiner Hain an einem Wasserrinnsal, oder es ist zum Schutze ein dürftiger Bau errichtet, eine Lehmmauer gezogen. Mollahs ruhen dort von großer Frömmigkeit im Leben, oder „Ghazis“, Glaubenskämpfer, die mit dem Schwerte in der Hand im Kampfe gegen die ungläubigen Engländer gefallen sind. Sie hatten sich vorher dem Tod geweiht, ein weißes Gewand angezogen, den Kopf geschoren, und dann stürzten sie sich gegen das Feuer der Musketen. Das Geheimnis von Seh Baba habe ich nicht gelüftet, es muß aber jemand dort ruhen, der noch nach seinem Tode Wunder verrichtet. Eine alte Frau steht am Wege, sie hält einen Blechtopf in der Hand, der Sikh wirft eine Kupfermünze hinein, als Dank, daß wir gut über den letzten, recht unangenehmen Paß hinübergekommen waren — oder war es, weil der Stock

des Kameltreibers ihn nicht getroffen hatte? Wir halten in einem engen Tal, dem Tal von Tizin, durch das sich ein Wasserlein schlängelt. Hier ist es wieder wärmer. Einige Lehmhäuser sind zu sehen. Vor dem Tchaichane rasten wir. Der Sikh ruht sich aus. Jetzt beginnt der schwierigste Aufstieg. Steil erhebt sich die kahle Bergwand vor uns.

Bald sind wir wieder von kahlen Berghängen umgeben, steil geht es bergan, die Kurven werden spitzer, aber auch dieser Paß wird mühelos überwunden. Ein Karawanserei taucht auf, vor einer Lehmbrücke biegt der Fahrer ab und fährt nebenan durch den tiefen Einschnitt — die Brücke ist eingestürzt —, die Straße wird ebener, zur linken Hand liegt eine tiefe Senkung, von deren Boden eine Wasserfläche heraufschimmert, es ist aber kein Bergsee, sondern ein natürliches Staubecken, eingekesselt zwischen den Bergen, der Abfluß ist durch eine hohe Steinmauer abgeriegelt. Rechts fahren wir hinunter in eine Schlucht bis an die Sohle der Steinmauer. Eine der eisernen Schiebetüren ist hochgezogen, und ein dicker Wasserstrahl ergießt sich in die eingeschnittene natürliche Rinne des Tales. Eine Brücke führt uns über den Wasserlauf an die andere Seite, auf der wir jetzt bleiben. Die Jahreszeit ist fortgeschritten, das Becken ist nur schwach gefüllt, und das Bächlein, das der Schiebetür entquillt, wird nicht mit donnerndem Getöse das Tal überfluten, es füllt das vorbestimmte Bett bei weitem nicht aus. Aber wenn der kommende Winterschnee im Frühjahr schmilzt, schwillt das Staubecken an und sammelt das kostbare Wasser für die östliche Kabulebene, die sonst im heißen, regenlosen Sommer verdorrte. Ich habe meine Gedanken, als wir an der gewaltigen Steinmauer vorbeifahren: dieses Land hat eine Regierung, die für das Wohl des Volkes sorgt, und die ausländischen Helfer, die ins Land gerufen werden, leisten mit ihren technischen Kenntnissen eine Arbeit, deren Nutzen in erster Linie dem Volk zugute kommt.

Die noch breite Schlucht macht bald einen Knick, und das Auto gleitet zwischen hohen Felswänden durch. „Die Schlucht von Khurd Kabul“ flüsterte der Sikh, „bald sind wir in Kabul.“ Es dunkelt.

Khurd Kabul?

Das Drama der britischen Invasionsarmee Elphinstone neigte sich dem Ende zu. Der Schlußakt begann, und seine erste Szene rollte hier in der Schlucht von Khurd Kabul ab. Kabul in Aufruhr, die Stämme erheben sich, Burnes erschlagen, der Gesandte — nach einem gefährlichen Doppelspiel mit den Afghanen — ermordet, das Depot verloren, die Armee ohne Verpflegung, ohne Holz, eingeschlossen in dem nicht zu verteidigenden noch unfertigen Lager am Fuß der Hügel von Sherpur, die rache-schreienden Afghanen auf der beherrschenden Höhe, der General krank und ratlos, jeder Ausfall mißlingt, Unentschlossenheit und Wankelmuth bei den führenden Offizieren, abgeschlossen von jeder Möglichkeit eines nahen Entsatzes aus Indien und ein eisiger Winter. Der General entschließt sich, alles zu opfern, den eigenen Ruf, ja selbst die soldatische Ehre seiner Nation, um das Leben der Truppen zu retten. Er gibt Frauen und Offiziere als Geiseln, er liefert die Geschütze bis auf sechs ab, er läßt den König Shudja im Stich, er verpflichtet England, nie wieder in Afghanistan einzufallen, und dafür wird Sultan Akbar Holz und Verpflegung liefern und das britische Heer auf dem Rückmarsch durch das Land nach Indien zum Schutz geleiten. Aber die Stämme waren nicht gewillt, die Briten lebend aus dem Lande herauszulassen, vielleicht wollte Akbar es auch nicht. Nichts wurde geliefert, und so zogen sie ab. Auch Schutz konnte Akbar nicht gewähren.

Unter diesen Umständen begann der Abmarsch aus Kabul, der Todesmarsch. Das Heer zählte 5000 Soldaten und 12 000 *Camp followers* — die indischen Treiber für die Kamele, Maultiere und Pferde der Bagage, die Offiziersdiener, Träger —, ohne Verpflegung, ohne Holz, ohne Wasser und fast ohne Zelte. Tiefer Schnee war gefallen, ein eisiger Wind fegte das Schneegestöber durch die enge Schlucht, der tosende Wildbach — noch gab es kein Staubecken — mußte einige Dutzend Male hin und her durchschritten werden, und auf den Höhen, hinter jeder Felsklippe, hinter jedem Vorsprung standen die afghanischen Scharfschützen und schossen in das Menschenknäuel. Schon bei Beginn des Marsches hatte die Truppe die Ordnung ver-

loren, in der Schlucht drängte sich der Schwarm der aufgeschreckten *Camp followers* nach vorn, zerstörte die Gefechtsaufstellung, hunderte stürzten unter den Kugeln, hunderte starben vor Erschöpfung und Kälte. Das Heer besaß nur vier Zelte, keine auch noch so armselige Hütte stand in der langen Schlucht kein Baum, nur Schnee, eisiger Wind und der Tod. Die meisten, die sich nachts zur Ruhe legten, standen nicht mehr auf, Erschöpfte und Verwundete blieben liegen und wurden von den erbitterten Ghilzais erbarmungslos niedergemacht. Nur die britischen Soldaten waren noch imstande, zu feuern und die blanke Waffe zu gebrauchen — das 44. Regiment stürmte immer wieder die Höhen und machte immer wieder unerschrocken Front — aber die an die Kälte nicht gewöhnten Sepoys konnten kaum noch die Muskete halten, geschweige denn sie handhaben. Die furchtbare Erschöpfung des dreitägigen Durchmarsches — vom 6. bis 9. Januar 1842 — warf auch den stärksten Mann nieder, und die letzte Hoffnung erstarb in jeder Brust. Sultan Akbar ritt heran, ließ sich die Frauen und Kinder übergeben, um sie dem Tode zu entreißen, die anderen sollten zugrunde gehen. Als die Vorhut sich durchgekämpft hatte, machte sie halt, um Hauptarmee und Nachhut zu erwarten. Aber nur wenige Nachzügler trafen ein, alles andere war zugrunde gegangen. Kein Sepoy lebte mehr. 70 Mann noch zählte das 44. Regiment, dazu kamen 150 Reiter und 50 Artilleristen mit einem Geschütz. Und nur einer von ihnen entkam schließlich nach Djellalabad. Der große Herzog von Wellington — Belle Alliance und Waterloo! — verbrachte in London eine schlaflose Nacht, als er den Bericht über die Katastrophe gelesen hatte.

Die Rachearmee marschierte im Herbst durch die gleiche Schlucht nach Kabul, sie sah noch die Toten liegen, zu Dutzenden, zu Hunderten auf einem Haufen, sie hat sie nicht begraben, nicht auf dem Rückmarsch, nicht einmal die eigenen Toten, die sie selbst verlor. Eilig, eilig ging es weiter.

Den Opfern gebührt menschliches Mitleid und soldatisches Mitgefühl, aber den Afghanen dürfen wir — im Gegensatz zu der englischen Auffassung — hohe Achtung und Bewunderung

nicht versagen. Sie hatten weder England noch das britische Indien bedroht, sie grenzten damals überhaupt nicht an die britischen Besitzungen, einen frivolen Vorbeugungs- und Angriffskrieg trugen die Briten in ihr Land, rauh war der Kriegsbrauch der Afghanen, jedes Mittel war ihnen recht, den Eindringling zu vernichten, und dieser mußte sich damit abfinden.

Hart an der Felswand rollt der Ford durch die dunkle Schlucht auf der schmalen Fahrbahn zwischen Berg und Wasserlauf, Klippen springen vor, überragen den Weg, die Bergwände rücken so dicht zusammen, daß ich mit den Augen den Himmel oben suche, die Felsen werfen das Geräusch des Motors zurück, niemand begegnet uns, glatt und ohne Störung geht die Fahrt, nach einer knappen halben Stunde erreichen wir den Ausgang, und ich verliere ein Gefühl der Beklemmung, das mich irgendwie beschlichen hatte. Der Sikh murmelt etwas von Engländern, die einmal durch diese Schlucht gezogen wären, fast hundert Jahre ist es her, aber die Erinnerung ist im Volke lebendig geblieben. Als wir später einmal bei einer amtlichen Veranstaltung den Platz des alten, längst verschwundenen britischen Militärlagers am Fuß der Hügel (Dehmaru hills) kreuzten, drehte sich ein afghanischer Minister zu mir um. „Von hier“, sagte er mit Betonung, „zogen sie aus, und nur einer entkam.“

Der Ausgang der Schlucht führt in das Hochtal der Kabulenebene. Wir fahren durch das Dorf Buthak, hier soll der große Mahmud von Ghazni nach Rückkehr von seinem Siegeszug in Indien das reich mit Edelsteinen geschmückte heilige Hindu-Idol aus dem Tempel in Somnath vergraben haben. Er muß es sehr gut versteckt haben, niemand fand es bisher.

Eine Brücke führt über den Fluß, die Loghar, die bald den Kabulfluß erreicht, ein Soldat zeigt nach links, wir biegen ab, das Ufer des Flusses entlang, ein anderer winkt Halt, und der Ford steht vor einem freundlichen Pavillon inmitten eines Gartens. Auf der Treppe begrüßt mich Herr Abdul Samad Chan, der Chef des Protokolls des afghanischen Außenministeriums.

Er heißt mich willkommen und bittet zum Tee im Pavillon. Wir sind in Bagrami, einem Schloßchen des Königs. Abdul

Samad Chan spricht fließend Englisch und hat die Welt gesehen. Er ist Diplomat von Beruf. Ich streife mit tiefem Bedauern die entsetzliche Tat vom 8. November — vier Tage sind vergangen — und erfahre mit Befriedigung, daß sie nicht die geringste Wirkung auf die öffentliche Ordnung ausgeübt hat. Die Thronfolge hat sich unverzüglich in größter Ruhe und mit Zustimmung des Volkes auf den Sohn vollzogen. Der Mörder ist mit den Mitschuldigen gefaßt, das Gericht führt die Untersuchung. Wir bedauern beide, daß gerade ein Schüler der deutsch geleiteten Schule das Verbrechen begangen hat. „Wie steht es mit der Schule?“ frage ich. Der Protokollchef verweist auf die schwebende Untersuchung.

Die reich mit Blumen dekorierte Teetafel ist für zwölf Personen gedeckt, und wir sind mit den Herren des Protokollchefs nur vier. Ich frage nach der Gesandtschaft und der deutschen Kolonie. Es ist niemand erschienen, obwohl man für die erwarteten Vertreter die Gedecke bereitgestellt hatte. Später stellt sich heraus, daß die Änderung meines Reiseprogramms, die Ankunft am gleichen Tage der Abreise von Peshawar, nicht mehr rechtzeitig den Kanzler der Gesandtschaft erreicht hatte. Es ist völlig dunkel geworden. Wir brechen auf. Der Protokollchef bittet mich in seinen fabelhaften Buickwagen, und mein schäbiger Ford mit den Gepäckhaufen fährt hinter uns. Wir nähern uns Kabul. Der Protokollchef zeigt auf eine dunkle Kuppel rechts oben auf einem Hügel, die Grabstätte des vor wenigen Tagen ermordeten Königs — er ruht dort neben seinem Bruder Mohammed Aziz, der in Berlin den Tod gefunden hatte —, und ich ziehe meinen Hut. Dann weist er links auf einen anderen Hügel, der die Ruinen der alten Königsburg von Bala Hissar trägt. Dort wurde 1879 der britische Gesandte Cavagnari ermordet, und die Rachearmee sprengte die Zitadelle.

Die Dunkelheit läßt nicht mehr viel erkennen, die Stadt ist erreicht, wir fahren durch einen tiefen Torbogen, die Straßen haben elektrische Beleuchtung, sie sind schon still geworden, wenig Verkehr, das Auto nimmt eine Steigung, zu beiden Seiten ist alles dunkel, wir fahren zwischen grauen Mauern, kein Lichtschein dringt aus ihnen, biegen über eine Brücke,

anscheinend ist es der Kabulfluß, aber nein, ein Irrtum, es ist ein Bewässerungskanal, ein breiter und gefüllter Djuj, dann geht es links ab, zur Linken bleibt der Djuj, rechts zieht sich eine lange, graue Lehmmauer entlang, ein breites Flügeltor öffnet sich in der Mauer, eine Wache präsentiert, wir fahren durch das Tor und sind im Hof der Deutschen Gesandtschaft. Mein liebenswürdiger Begleiter verabschiedet sich.

Kabul

Kabul ist die Hauptstadt eines noch unentwickelten, also armen Landes, das vor nicht mehr als einem Jahrzehnt — 1933 traf ich dort ein — gegen das Ausland nahezu völlig abgeriegelt war. Seit seiner Gründung hatte der neue afghanische Staat sich gegen jeden fremden Einfluß abgesperrt. Die beiden englischen Invasionsheere von 1839 und 1879 haben in Kabul nichts geschaffen, vielmehr die beiden einzigen Bauwerke zerstört, die für Kabuler Verhältnisse als bemerkenswert hätten gelten können: den großen Basar und die Königsburg von Bala Hissar. Erst spät haben die — im übrigen niemals völlig unterworfenen Stämme — sich zu einem nationalen Staat geeinigt, indem sie 1747 den Führer des nunmehrigen Königsstammes der Durani zum unabhängigen König wählten, und erst 1773 verlegte dessen Sohn Timur die Residenz von Kandahar nach Kabul. Gewiß ist die Geschichte Kabuls als Stadt älter, der Ort dürfte bereits zur Zeit Alexanders des Großen bestanden haben, aber die Bedeutung blieb doch nur untergeordneter Art. Für die großen Eroberer war Kabul nicht viel mehr als ein Kreuzungspunkt auf dem Wege nach Indien. Allerdings zog der Mogulkaiser Baber Kabul allen anderen Städten seines großen Reiches vor, weil er sich zuerst hier ein Königreich gründete und von hier aus den Sprung nach Indien unternahm. „Ausgezeichnet ist das Klima dort“, schreibt er in seinen Erinnerungen, „es gibt keinen anderen solchen Platz in der Welt. Trinke Wein in der Burg von Kabul und reiche den Kelch ohne Pause herum. Nur hier gibt es Berge und Flüsse, Land und Stadt!“ Aber auch er hat in Kabul keine Bauten von Dauer hinterlassen, hier ruhte er sich aus und legte Gärten an. Schließlich gab die Natur der Umgebung weder Marmorbrüche für Prachtbauten noch Wälder, um mit ihrem Holz den Lehm zu Ziegeln zu brennen, sondern nur die Sonne, ihn zu trocknen. Lehmbauten sind

aber vergänglich. So ist das Antlitz der Stadt trotz ihres hohen Alters geschichtslos, ausdruckslos. Zudem war der Afghane weder Städtebauer noch Künstler, auch Städtebewohner ist er selbst heute nur in geringem Umfange. Das Nomadenhafte liegt zu tief im Blute, die Berge, das ist Afghanistan. Nach Timurs Tode — auch er war ein Liebhaber großer Gärten —, 1793, verhinderten die Jahrzehnte dauernden Thronstreitigkeiten ein Aufblühen der Stadt; der Verlust der reichen indischen Provinzen ließ den Hof und die Großen verarmen, für Prachtbauten fehlte das Geld. Soweit die Emire der neueren Zeit sich überhaupt bemühten, einen Anschluß an den Fortschritt des Westens zu finden, geschah dies in recht bescheidenem Umfang. Es entstanden kleinere technische Zweckbauten. Amanullah wollte einen völligen Umschwung herbeiführen, stürzte jedoch infolge des erbitterten Widerstandes der rückwärtlich gesinnten Geistlichkeit. Was er anfang, blieb unvollendet und liegt außerhalb der Stadt, die er weiter westwärts neu aufbauen wollte. Die neunmonatige Herrschaft des Räuberkönigs führte einen völligen Stillstand in der Entwicklung Kabuls sowie eine Verarmung der vermögenden Volksschichten herbei. Es war ein Regime der nackten Ausplünderung und brutalster Erpressung. Für die heutige Regierung handelte es sich darum, sowohl mit den knappen Mitteln hauszuhalten als den Weg des Fortschrittes vorsichtig zu beschreiten. Die sachlichen Schwierigkeiten lassen sich in einem Lande ermessen, das weder genügend Holz besitzt noch überhaupt Kohle und Eisen ausbeutet, und in das bei dem Mangel eigener Industrie von dem Nagel angefangen bis zum Wellblech für die Dächer nahezu alles eingeführt werden muß.

★

Im Kabuler Volksmund heißt es: Als der Teufel vom Himmel auf die Erde geworfen wurde, fiel er auf Kabul nieder.

Am Morgen nach meiner Ankunft stand ich in dem kleinen, dürftigen Garten der Gesandtschaft und schaute auf die hohe graue Lehmmauer, die unser Grundstück umgab, mich vor

jedem Einblick schützte und mir jeden Ausblick nahm. Gen Westen ragten zwei hohe, völlig kahle Steinberge über der Mauer empor. Über den Berg zur Rechten schien ein Paßweg zu führen, eine Eselkarawane kletterte ihn hinab, schleppte Steine zu Tal. Djuis, ohne Einfassung in den Lehm Boden gegraben, führten trübes Wasser durch den Garten. Es hatte geregnet, die Gartenwege waren lehmiger Morast. Die Maulbeerbäume hatten ihre Früchte verloren, die nun eine breiige Masse im Lehm bildeten. Einige Asters blühten noch, sonst war alles verwelkt. Eine Hälfte der Rasenfläche in der Mitte des Gartens war zur Bewässerung aus dem Djuj überschwemmt.

Das rechteckige Haus stand frei im Garten, parallel zur Schmalseite der Mauer. Es war neueren Ursprungs und bereits für europäische Wohnbedürfnisse zugeschnitten; zweistöckig, ohne Keller, aus sonnengebrannten Lehmziegeln auf einem Steinfundament, das einen Meter aus dem Erdboden ragte. Außen war das Haus weiß gekalkt, das Dach war nicht das übliche flache, sondern bildete einen Giebel, der mit dem unschönen Wellblech gedeckt war. An je einer Längs- und Schmalseite führte eine schmucklose Treppe aus gebrannten Ziegeln in das erste Stockwerk. Beide Stockwerke hatten je sieben Räume, eine Mischung von Lehm und Zement bildete den Fußboden, der bereits gesprungen und zerbröckelt war. Die gestrichenen Lehmwände zeigten bedenkliche Risse, den Decken aus einfachen Brettern hatten die einheimischen Handwerker durch Farbe und Schnitzwerk ein gefälliges Aussehen zu geben versucht. Die Türen, ohne Schlösser und Klinken, hatten sich verzogen, ein eisiger Wind fegte vom Hindukusch durch die Räume. Einige Zimmer besaßen eiserne Öfen, die mit Holz geheizt wurden. Das Holz lag aufgestapelt vor den Türen. Das Badezimmer wies zwar eine Wanne auf, jedoch keinen Ofen, überhaupt fehlte die Einrichtung für die Wohnung des Gesandten noch nahezu völlig. Ich drehte den Wasserhahn auf, jedoch erfolglos, die allgemeine Leitung lieferte wegen Wassermangels nur zwei Stunden täglich Wasser, und die Diener hatten vergessen, den Tank auf dem Boden vollaufen zu lassen.

Die Küche befand sich in einem kleinen Nebengebäude, das an die Mauer geklebt war. Der Herd war aus Lehm, und es wurde auf offenem Holzkohlenfeuer gekocht. Die Gase entwichen durch das offene Küchenfenster.

Neben der Küche lag das Wachlokal für die von der Regierung gestellte Soldatenwache, sieben Mann, von denen je einer ständig auf Posten stand. Der Raum besaß außer der Tür zwei runde scheibenlose Öffnungen, die als Rauchabzug dienten. Die Soldaten zündeten sich mitten im Lokal auf dem gestampften Lehm Boden ein Feuer an, um sich Brot zu backen. Das Mehl erhielten sie als Teil der Löhnung von der Regierung. Das Feuer schien mir sehr dürftig zu sein, und ich schenkte ihnen von nun an regelmäßig Holz, auch damit sie sich wärmen konnten. Es waren ruhige, anständige Menschen, die pflichtgetreu Wache hielten und sich stramm und höflich benahmen. Sie schliefen auf den üblichen afghanischen Betten, vier Pfosten, die oben mit Stricken bespannt waren. Anderes Mobiliar wies das Lokal nicht auf. Ich stiftete einen Tisch und einige alte Stühle. Sie saßen dann sehr gern auf den Stühlen, anstatt auf dem Boden zu hocken.

Das Eingangstor öffnet sich, Kamele und Esel trotten herein, schwer mit Holzkloben beladen. Sie bringen das Brennholz für meinen Hausstand. Die Kloben werden umständlich gewogen. Als Waage dienen zwei aufgehängte Schalen, und als Gewichte ein paar Steine. Wer mag aber bloß das Gewicht der Steine bestimmt haben? Holz ist teuer, stelle ich fest. Übrigens bezahlte ich später, als ich Erfahrung besaß, für mehr Holz weniger Geld als das erstemal. Stämmige Hezarehs schwingen die Äxte und zerschlagen die Kloben zu Brennholz — Tchob — für den neuen Gesandten. Da blitzt ein Licht auf von dem kahlen Berge da hinten links, ein Schuß dröhnt über Kabul, die Scheiben der Gesandtschaft klirren, und die Holzhacker werfen die Äxte fort — die Mittagskanone hat den Tob geschossen, das Signal für die allgemeine einstündige Mittagsrast — jeder werktätige Kabuli, der Angestellte, der Beamte und Arbeiter, beginnt jetzt zu mahlzeiten, die Hezarehs begnügen sich mit Brot, Melone; Tee erhalten sie von mir.

Man glaubt zunächst nicht, in einer Stadt zu sein. Es hatte geregnet, und dann ist keine Straße lehmiger, morastiger als hier. Wenige Häuser zeigen ihre Fenster zur Straße. Von der Gasse aus sieht man nur die glatte Fassade oder die Lehmmauer, hinter der das Haus steht. Erst später entdeckt der Fremdling, daß sich innerhalb der Mauer ein gepflegter Garten mit Blumen, Bäumen und Rasen, mit einem Wasserbassin befindet, daß die Häuser — der wohlhabenderen Bewohner — breit, geräumig und luftig sind. Diese Wohnungen sind auch sauber, der Afghane hält auf Reinlichkeit und Ordnung.

Der Fremde ist enttäuscht.

Hier streckt keine mit glasierten Kacheln bedeckte Prunkmoschee ihre fein ziselierten Minarets in den blauen Himmel, kein Marmorpalast eines Maharadscha blickt hochmütig auf ein Häusermeer herab, keine ragenden Denkmäler einer stolzen Vergangenheit künden von altem Ruhm, keine hell erleuchteten Schaufenster locken mit reichen Auslagen, kein Theater, kein Kino, kein Konzerthaus, kein Restaurant, kein Kabarett, kein Café möchte dir, o Fremdling, die Zeit verkürzen, keine galante Gestalt auf der Straße verführt zu einem Abenteuer — die geisterhaften Schemen im sackartigen Gewand mit den Augengittern im dichten Gesichtstuch sind unnahbare afghanische Frauen — kein livrierter Boy öffnet die Drehtür zu einem mondänen Hotel, nein, es gibt nirgends ein Glas Bier oder einen Schluck Wein, nicht einmal eine Taxe steht bereit, um dich in das bescheidene Hotel Caboul zu bringen, wo dich außer einem sauberen Zimmer nur ein einfaches Mahl nebst einer Karaffe Wasser erwartet. Es ist spät, Fremdling, fast zehn Uhr abends, du wirst es eilig haben, winke den einspännigen, zweirädrigen Karren, Ghaddi genannt, steige von hinten auf die Bank, setz dich mit dem Rücken gegen den Kutscher, halte dich fest, sonst saust du beim Anfahren wieder hinunter auf die lehmige Gasse.

Der Fremdling hat Glück, es ist gerade zehn Uhr, er sitzt im Ghaddi, da fällt der Kanonenschuß, die Straße wird leer, Soldaten des Wachregimentes mit blankem Bajonett streifen herum und greifen die Nachtschwärmer auf, die keine brennende Laterne in der Hand halten oder den *namischau* (das Nacht-

wort) nicht kennen. Sie müssen in das Kotwali, in die Polizeiwachtstube.

Deutscher Fremdling, es wäre dir dort nichts passiert. Der liebenswürdige Polizeioffizier bringt dich entweder in das Hotel Caboul, oder du schläfst im Kotwali bis morgen früh ruhig und bequem auf einem afghanischen Bett. Brot und Tee wird dir bestimmt angeboten.

*

Kabul liegt am Schnittpunkt der großen Verkehrswege, die über Afghanistan führen, denn das Land war seit jeher ein Durchgangsland, nur über Afghanistan ist Indien vom Westen auf dem Landwege zu erreichen. Vom Westen verläuft die „Kaiserstraße“ über Herat, Kandahar, Ghazni nach Kabul, und von hier führt der Einfallsweg nach Indien über Djellalabad durch den Khyber. In Kabul schneidet sich ferner der Nord-Süd-Weg von Rußland (Buchara) über Mazar i Sherif, Kabul nach Ghazni, Kandahar. Mazar i Sherif schließlich liegt an der großen „Seidenstraße“, die China über Wachan (den afghanischen Pamir) mit dem Westen verband. Von Kabul aus war sowohl der Westen (Persien) als auch der Osten (Indien) und der Norden (Buchara) zu erreichen. Diese zentrale Lage rechtfertigte die Bedeutung der Stadt. Die weite, fruchtbare Kabulebene ist von hohen Gebirgsmassiven umschlossen. Die Stadt selbst liegt in einem engeren Kranz von isolierten Hügelketten, die an sich über 2000 Meter hoch sind, aber nicht als Gebirge wirken, weil die Stadt sich bereits 1850 Meter über dem Meeresspiegel erhebt. Ihren Namen hat die Stadt von dem Kabulfluß, der dem Unai-Paß auf einem Ausläufer der Paghmankette entspringt, sich in der Ebene von Tchar Deh mit einem Zufluß vereinigt und kurz darauf die Enge „Teng i Babur“, die Lücke zwischen den beiden von der Gesandtschaft aus sichtbaren kahlen Hügeln von Kuh i Asmai und Kuh i Derwaza, durchheilt. Mit dem Durchbruch durch die Enge tritt der Fluß in das Weichbild der Stadt ein. Er zieht sein Wasser aus der Schneeschmelze, hat also eine mit der Jahreszeit stark wechselnde

Tiefe. Vor der Stadt wird ihm sehr viel Wasser für Bewässerungszwecke abgeleitet, so daß er in der trockenen Zeit kaum mehr als ein dürftiges Rinnsal ist. Im Stadtgebiet ist der Fluß in Steilufer eingefaßt. Auf seinem rechten Ufer liegt die Altstadt, in der vier Fünftel der Bevölkerung wohnen. Im Westen und Süden wird die Stadt von Höhenzügen begrenzt, und im Osten schließt sie der Hügel der Königsburg ab, der Bala Hissar. Die Burg ist jetzt ein Ruinenfeld. Zur Zeit meiner Ankunft wurde am Bala Hissar mit einem großen Bau für die Höhere Offiziersschule begonnen.

Die Anfänge der alten Königsburg reichen bis in die Zeit des Mongolen Timurlenk zurück. Die Mogulkaiser, angefangen von Baber, bauten sie weiter aus. Aurangzeb grub tiefe, gemauerte Gewölbe für die Aufnahme des kaiserlichen Schatzes aus. Die Burg, in zwei übereinander gelagerten Teilen, war eine Stadt für sich, ein Komplex von Palästen, Wohnbauten, Arsenalen, Kasernen. In ihr befand sich auch das Gefängnis für die königlichen Prinzen.

Die Altstadt ist planlos angelegt und ist bar jeden architektonischen Schmuckes. Aus dem Lehmgewirr erhebt sich als einziger bemerkenswerter Bau das Grabmal des Königs Timur Shah, der die Residenz nach Kabul verlegte, ein ziemlich kühner Kuppelbau auf rechteckiger Basis. Der stark vernachlässigte Bau wird jetzt einer Reparatur unterzogen.

Vier unscheinbare Brücken führen über den Kabulfluß, die vierte ist bedeckt, mit offenen Läden zu beiden Seiten, so daß sie beim Überschreiten zunächst nicht als solche erkannt wird. Sie leitet vom großen Basar Char Chauk in den kleinen Shor-Basar, denn schon längst hat sich die Stadt, der sonst jede Ausbreitungsmöglichkeit fehlte, auf das linke Kabulufer ausgedehnt.

Der elegante Arkadenbau des großen Basar besaß früher eine überwölbte, innen bemalte Bedachung. Die britische Rachearmee sprengte den Basar 1842 als Sühne für die Ermordung des Gesandten Macnaghten, obwohl die Kaufleute nichts mit dem Aufruhr zu tun hatten. Häßliche Plünderungen durch die Soldaten begleiteten das Zerstörungswerk. Inzwischen ist der

Basar notdürftig wiederaufgebaut worden, statt der Gewölbe dient ein Holzgerüst mit Zweigenbelag als Bedachung. Wie der Name, Char Chauk, andeutet, zerfällt der Basar in vier regelmäßige Teile. Er ist die Sehenswürdigkeit der Stadt.

Das moderne Kabul hat sich auf dem linken Kabulufer niedergelassen. Die Keimzelle der Neustadt ist das „Afghanendorf“, Deh i Afghan, in dem auch die deutsche Gesandtschaft liegt. Im Westen grenzt der kahle Kuh i Asmai den Stadtteil ab, die schmucklosen Lehmhäuser schieben sich den Berg hinauf, ohne den Gipfel erreichen zu können. Im Nordosten schließt der massive Block der Ark, der Königsburg, den linksseitigen Stadtteil ab. Der „eiserne“ Emir Abdurrahman hat die Ark erbaut, nachdem der Bala Hissar zerstört worden war. Wie die frühere Königsburg ist auch die Ark ein besonderer, in sich geschlossener Bezirk, den eine hohe, zinnengekrönte Mauer aus sonnengebrannten Lehmziegeln umschließt. Die vier Ecken werden von runden Türmen mit Schießscharten flankiert, Zwischentürme schauen im Süden auf die Stadt. Das Hauptportal ist auf der Ostseite. Im Norden stößt der Flugplatz an die Ark. Die Nähe des Flugplatzes ermöglichte der Familie des Königs Amanullah die Flucht nach Kandahar mit dem seinerzeit von der Reichsregierung geschenkten Flugzeug, das im übrigen noch heute in Betrieb ist. Amanullah hielt noch weiter in der Ark das Geschützfeuer des „Sohnes des Wasserträgers“ aus, bis er die Krone an seinen älteren Bruder Inayetullah übergab. Aber dieser konnte sich nur drei Tage halten, ein englisches Flugzeug brachte ihn nach Indien. Als der Befreier Nadir in die Ark einzog, fand er sie zerschossen und ausgeplündert vor. Der „Sohn des Wasserträgers“ wurde auf der Flucht ergriffen und in einem der Wallgräben der Ark erschossen.

Innerhalb der Ark befinden sich neben dem Palais des Königs und den Bauten für die Prinzen, soweit sie nicht außerhalb wohnen, die Kasernen der Gardedivision und der Staatsschatz.

Die Ark ist nicht zugänglich, ich habe sie nie betreten.

In der Neustadt sind die fremden Missionen, mit Ausnahme der Sowjetbotschaft, die Ministerien und die Wohnungen für

die Europäer. Einige breite Alleen führen durch den Stadtteil, und es beginnt auch schon die Entwicklung einer Geschäftsstraße in unserem Sinne mit Läden, die hinter Fenstern Auslagen zeigen.

Einen Mittelpunkt besitzt Deh i Afghan auch nicht, und nur vom Flugzeug aus erscheint dieses Viertel als grüner Wald, als Gartenstadt, denn hier liegen hinter den Mauern die Gärten, von denen man aber in der Stadt selbst, von der Straße aus, höchstens die Wipfel der Bäume über den Mauern sieht. Deh i Afghan hinterläßt keinen Eindruck, die Neustadt wirkt nicht, sie hat keinen Charakter, es fehlt nicht allein die Monumentalität in den Bauten und in der Anlage, jede Geschlossenheit, auch jeder Plan. Sie ist weder Stadt noch Dorf, nicht mehr afghanisch, noch nicht europäisch, sie ist weder ansehnlich noch geradezu ärmlich, weder vollendet noch unfertig. Die Regierung neigte der Ansicht zu, daß Deh i Afghan umgemodelt, ausgebaut werden könnte, sie riß Häuser ab, führte breite Straßenzüge durch und ging an die Anlage eines neuen Viertels.

Amanullah war der Auffassung, daß nichts mit Alt- und Neustadt anzufangen wäre. Die Altstadt schien ihm reif für die Spitzhacke zu sein, doch konnte er sie nicht antasten, einmal fehlten die Mittel für eine andere Unterbringung der Bevölkerung, und dann mußte der Basar erhalten bleiben. Der Nomade, der Bauer, der mit Kamel, Pferd, Esel in die Stadt zieht, um zu kaufen, braucht ein besonderes Ladenviertel, das nach Geschäftszweigen geordnet ist und zu beiden Seiten einer überdachten Straße offene Läden aufweist. Das Kamel hockt nieder, und er tritt an den offenen Stand heran. Dies läßt sich nun einmal nicht ändern. In der Neustadt störte den König die Ark, die ihm unzeitgemäß dünkte. Er wollte nicht länger mit seinen Garden in einer Burg hinter Mauern hausen, abgeschlossen von dem Volke.

So entschließt sich der Herrscher, eine neue Stadt zu bauen, westlich der Berge, durch die der Fluß nach Kabul bricht. Zunächst sollte dort eine Regierungsstadt entstehen mit dem Königspalast, dem zentralen Regierungsgebäude

und den Villen für die Minister, Generäle und höheren Beamten. Er rechnete damit, daß das Diplomatische Korps folgen würde. So gründete er Darulaman.

*

Wenige Tage nach meiner Ankunft fuhr ich nach Darulaman, dem „Haus der Gnade“, wie Amanullah, die „Gnade Gottes“, seine Neuschöpfung taufte. Amtlich ist dieser Name jetzt ausgelöscht und durch Darülfünun, „Haus der Wissenschaften“, ersetzt. Mit diesem Ausdruck wird eine Anstalt bezeichnet, die wir eine „Universität“ nennen. Gnädig war das Schicksal weder dem Gründer noch seiner Gründung, denn in dem unvollendet gebliebenen Darulaman ist nur ein kleiner Ausschnitt belebt, und dieser beherbergt heute die medizinische Fakultät, aus welcher einstweilen die künftige Universität besteht. Die neue Ortsbezeichnung wird mithin der Sachlage gerechter. Abgesehen von einigen türkischen Professoren an der Fakultät ist die Stadt verlassen; nur Wächter bewachen sie, und Gärtner pflegen die Anlagen. Bewohnt war sie bis zum Sturze Amanullahs noch nicht. Ich verlasse Deh i Afghan in westlicher Richtung und biege an dem Denkmal für die Gefallenen links in eine breite, erstklassig gebaute Allee ein. Beide Seiten sind mit je einer doppelten Reihe von Pappeln bepflanzt, welche die tadellos gehaltene Promenade für Fußgänger von dem Reitweg trennen. In den zehn Jahren haben die kerzengeraden Pappeln eine stattliche Höhe erreicht. Die Fahrbahn ist fest, gewalzt und wird gesprengt. Fast zehn Kilometer führt sie in gerader Linie zu der verlassenen Residenz, nein, verlassen ist die Stadt ja gar nicht, es sei denn von den Bauleuten, die bisher nicht wiederkehrten, um die Dächer auf die Häuser zu setzen, Türen und Fenster einzufügen, die Wände zu verputzen und zu streichen. Im Hintergrund beginnt sich allmählich der Umriß des in gewaltigen Maßen geplanten Königsschlusses abzuzeichnen. Fruchtbar ist die Ebene von Tschardeh, verstreut in der grünen Fläche liegen die kleinen Lehmforts der Gutshöfe. Nichts erinnert mehr an dürre Steppe, lehmigen Boden, kahle Stein-

berge. Das Wasser blinkt in den grün umsäumten Straßengräben. Auf der Mitte des Weges, etwas links abseits, steht, von den Pappeln halb verdeckt, die von Amanullah in Deutschland gekaufte Streichholzfabrik. Sie ist in Betrieb und wird von einem deutschen Werkmeister geleitet. Aber das Holz ist rar, und eines Tages wird man die schönen Pappelreihen etwas lichten, um sie in Zündhölzer zu verwandeln. Emir Abdurrahman regierte ein eisernes Volk mit eiserner Hand, er pflanzte viele Bäume an, und ließ jeden aufhängen, der sich an ihnen vergriff.

Ich biege rechts von der schattigen Allee ab in die Straße nach Aliabad am westlichen Abhang des Kuh i Asmai. Dort ist die Musterfarm des Königs, von der man gute Butter und Sahne beziehen kann, aber mit Aliabad verbindet man gewöhnlich eine andere Vorstellung. Aliabad, das ist das große, neuzeitlich eingerichtete Sanatorium. Die Einrichtung stammt aus Deutschland, die Leitung ist türkisch und mustergültig, zum größeren Teil haben die türkischen Herren in Deutschland studiert oder eine deutsche ärztliche Ausbildung genossen. Das Sanatorium wird noch weiter ausgebaut.

Mein Wagen dreht wieder um und nimmt die Richtung Darulaman. Der Platz, der nach dem Willen des früheren Königs eine moderne Residenz werden sollte, wirkt wie ein großer, planvoll angelegter Park mit Rasen, Blumenbeeten, Gärten, Baumgruppen, Alleen, Promenaden mit eingestreuten Villen. Gärtner sorgen heute für gründliche Pflege und Erhaltung. Der Lehm, der Gil, hier hat er seine Herrschaft verloren. Die Häuser sind aus gebrannten Ziegeln und festem Stein erbaut. Sie verbergen sich nicht hinter einer hohen Mauer, sondern stehen frei, immer etwas abseits von der großen Allee und den vom Mittelpunkt ausstrahlenden Avenuen und Promenaden. Manche der Villen sind von lebenden Hecken umgeben, jede steht in einem offenen Garten. Nur wenige Gebäude sind einigermaßen fertig, andere wenigstens unter Dach, viele bestehen nur aus Fassaden, ja nur aus Grundmauern. In dem riesigen, dreiviertelfertigen Gebäudeblock im Mittelpunkt der neuen Residenz sollten sämtliche Ministerien zentral untergebracht wer-

den. Der Bau würde auch einer europäischen Großstadt zur Zierde gereichen. Am anderen Ende, auf einer Anhöhe, erhebt sich das aus mächtigen Granitquadern erbaute königliche Palais. In sanften Windungen fährt das Auto durch die umgebende Gartenanlage zum Hauptportal. Die Wächter begrüßen mich und führen in das Innere über die „Treppe der Botschafter“. Es war alles schon so weit fertiggestellt worden, daß man sich eine Vorstellung von der gewaltigen Planung machen kann. Auch Zentralheizung war vorgesehen, eine unerhörte Neuerung, und doch so notwendig bei dem eisig kalten Winter. Ich trete auf den breiten Altan im zweiten Stock und schaue auf dies schöne Fleckchen Erde. Hinter den Hügeln dort liegt das alte Kabul aus Lehm, im Norden tragen die Ketten von Paghman schon Schnee, und unter mir das wogende Grün der Gärten von Darulaman, die versteckten Villen, die sauberen Promenaden entlang den Baumreihen. Mein Blick bleibt im Westen auf einer welligen Hügelkette haften. Kahl und sandig sind die Abhänge, ein Dorf hat sich in einer Senkung eingebettet. Schutzlos liegen die grauen Lehmhütten in der noch heißen Sonne. Was mögen sich die Bewohner wohl gedacht haben, als hier auf einmal Fremde hämmerten und mauerten, Stein auf Stein zu hohen Gebäuden häuften? Wollte der König wirklich in diesem fensterreichen Riesenkasten hausen und auf der hohen, offenen Veranda seine Frau unverschleiert den Botschaftern und Gesandten zeigen?

Nun liegt Darulaman da, wie ein schlafendes Dornröschen, das auf den Kuß des Märchenprinzen wartet, der es erweckt, aber er muß schon der Sohn eines Krösus sein, denn allein die Vollendung des Regierungsschlusses und des königlichen Palais dürfte Millionen verschlingen.

Aber, die Frage ruht nur, aufgegeben ist sie nicht, eines Tages wird sie gelöst werden.

Ich fahre alle Wege ab und stoße auf eine kleine Bahnhofshalle, ja, tatsächlich, Afghanistan hatte bereits eine Eisenbahn besessen, sie sollte Darulaman mit Kabul verbinden. Jetzt sind die Schienen abgerissen, ein Waggon steht einsam im Freien.

Ich benutzte die Gelegenheit, um das Museum zu besuchen, das in einem fertiggebauten Haus eingerichtet ist. Um nicht verschlossene Türen zu finden, hatte ich vorher bei dem Unterrichtsminister angefragt und sofort die Versicherung erhalten, daß der Leiter mich mit dem größten Vergnügen empfangen würde. Der nur Persisch sprechende Herr führte mich bereitwilligst durch die Räume und bemühte sich, mir alles zu erklären. Die Herrschaft des „Sohnes des Wasserträgers“ hat auch das Museum nicht verschont, die wertvollsten Stücke der Münzsammlung sind verschwunden, auch die Bestände an alten islamischen Büchern wurden arg gelichtet. Mein freundlicher Führer war jedoch noch in der Lage, mir einen schönen Koran in kufischer Schrift zu zeigen, den er aus der Zeit der ersten Kalifen datierte.

Das Museum gibt einen aufschlußreichen Überblick über die Kulturepochen der verschiedenen Völker und Herrscher, die dem Lande im Verlauf von zwei Jahrtausenden ihren Stempel aufgedrückt haben, die Zeiten der griechisch-baktrischen, der buddhistischen Könige, der Ghaznawiden ziehen an dem Auge vorbei. Die Regierung sammelt alles, was der Pflug des Bauern, der Spaten des Forschers an das Tageslicht bringt.

In einem Raum mit historischen Bildern zur Illustrierung der Geschichte des afghanischen Volkes hing ein zeitgenössisches Aquarellbild des Sir Alexander Burnes in Landestracht. Er gehört zur Geschichte des Landes, das er so oft besucht hatte und in dem er den Tod finden sollte. Es ist vorurteilsfrei, daß die Afghanen das Porträt des einstigen Gegners — und das war er wohl trotz seiner Schwärmerei für die Afghanen — hier aufhängen.

Mein höflicher Führer öffnet mit einem fragenden Blick die Tür zu einem anderen Raum, „vielleicht, wenn es mich interessieren sollte?“ Was war denn das? Seltsame Holzgestalten, gedrungene Kerls mit fratzenhaften, platten Gesichtern unter einer spitzen, helmartigen Kopfbedeckung, kniend, stehend, zu Pferde schauen mich an. Das Holz ist verwittert, brüchig, die Bemalung abgewaschen. Mohammedanisch können die Figuren nicht sein, da der Islam die Abbildung des mensch-

lichen Körpers verbietet. Sind es die ersten Versuche der erwachenden Menschheit, dem sich regenden Formgefühl Ausdruck zu geben, oder Holzfiguren aus der vorgeschichtlichen Zeit?

Der Afghane sieht mein Staunen und klärt mich auf. Es sind Götzen der Kafiren, die sie auf ihren Friedhöfen aufstellten, die Geister der Verstorbenen. Er meint, vielleicht hätte ich schon von diesem merkwürdigen Völkchen gehört. Ihr Land sei gar nicht weit, von Djellalabad hätte ich sicher ihre schwarzen Berge gesehen. Sie lebten in zerklüfteten Schluchten und Tälern, unzugänglich für fremde Heere, abgeschlossen vom übrigen Afghanistan durch hohe Berge. Dichte Wälder bedeckten die Abhänge, nur zu Fuß könnte man das Land durchziehen, so schmal seien die engen Pfade, die Kafiren seien andere Menschen, sie hockten nicht auf dem Boden, sondern saßen auf Stühlen, das Haar sei blond, die Augen blau, sie gäben an, von den Soldaten Alexanders des Großen abzustammen. Geschworene Feinde der Mohammedaner seien diese Ungläubigen gewesen — Kafir heißt ungläubig —, berüchtigte Sklavenjäger, niemand hätte sie in ihren Schlupfwinkeln bezwingen können, bis dies dem eisernen Emir vor etwa fünfzig Jahren gelungen sei. Er habe sie zum Glauben bekehrt, das Land heiße jetzt das Land des Lichts — Nuristan, — die Kafiren, nunmehr Nuristani genannt, hätten dann alle ihre Götzen abgeliefert, der Emir habe die Holzfiguren verbrannt bis auf wenige, welche als Erinnerung aufgehoben wurden. Diese seien jetzt im Museum aufgestellt, da sie die Geschichte des Landes erläuterten.

Ich fragte, ob man wirklich keine dieser seltsamen Figuren mehr irgendwo finden könnte, und erhalte zur Antwort, daß dies nicht möglich sei, alle übrigen Götzen seien ausnahmslos zerstört worden, die Nuristani hätten sie sämtlich abgeliefert. Schade!

Doch: die Ereignisse sind bei Gott! Nuristan sollte mich noch gründlich beschäftigen. Ich erhalte den Auftrag, bei der afghanischen Regierung zu sondieren, ob es einer botanischen Expedition der deutschen Wissenschaft erlaubt werden würde, zum ersten Male dieses abgeschlossene Ländchen zu bereisen

und zu erforschen. Ich erhalte die Erlaubnis, und die „Deutsche Hindukusch-Expedition 1935“ trifft in Kabul ein. Der Gesandtschaftsarzt Dr. Herrlich begleitet sie als technischer Leiter. Krankheit verhindert mich, teilzunehmen, ich muß nach Deutschland, um mich operieren zu lassen. Den Gedanken an einen Götzen schlage ich aus dem Kopf. Aber Dr. Herrlich bringt mir einen mit. Im afghanischen Teil gab es tatsächlich keinen mehr, aber in Tchitral, auf der englischen Seite. Die Kafiren reichen nach Tchitral hinüber. Auf einem entlegenen Friedhof verwitterten noch einige Holzfiguren.

Ich verabschiede mich dankend von dem freundlichen Leiter dieses so interessanten Museums und wende mich zum Gehen, da hält er mich zurück und überreicht mir einen stattlichen Quartband: Hackin, *Nouvelles Recherches Archéologiques à Bamian*. Der Band trägt eine freundliche Widmung des Unterrichtsministers als Erinnerung an meinen Besuch des Museums. Ich freue mich sehr über dieses Zeichen der Gastfreundschaft.

Ich war neu im Lande und hatte noch keine nähere Kenntnis der Verhältnisse und der Menschen. Bald sollte ich den trefflichen Professor Hackin kennenlernen, den Leiter der französischen Archäologischen Mission, die das Ausgrabungsprivileg in Afghanistan besitzt. Der emsigen und gewissenhaften Arbeit der Mission verdankt das Museum einen großen Teil seiner Schätze. Herr Hackin wird mich in steter Bereitwilligkeit beraten und mir helfen, denn ich habe eine Sammelleidenschaft. Die übrigen Bände der wertvollen Veröffentlichungen der Mission schenkt er mir.

Da ich noch Zeit habe, gehe ich zu Fuß ein Stück der breiten Allee nach Kabul zurück, um in Muße die einzelnen Villen zu betrachten. Es müßte romantisch sein, einmal hier zu wohnen, allein in einer verlassenen Residenz. Zwei nahe beieinander stehende Villen schienen fertig zu sein, die Dächer waren gedeckt, die Fenster hatten Scheiben. Nun, zwei Jahre später, wird wieder ein Flügel meines brüchigen Lehmhauses eingegraben, und die stets hilfsbereite Regierung quartiert mich in einer dieser beiden Villen ein. Die Hakenkreuzfahne wird gehißt, Soldaten beziehen die Wache. Mit meiner Frau durch-

streife ich die leeren Avenuen, die Promenaden; die Gärtner reichen uns Blumen, Darulaman gehört uns allein.

Freitags ziehen die Kabulis in Scharen nach Darulaman, um sich im Grünen niederzulassen. Ausflugslokale sind unbekannt, die Natur genügt ihnen.

*

Die Tage bis zur Überreichung des Beglaubigungsschreibens an Seine Majestät den König nutze ich weiter aus, mich mit Stadt und Umgebung bekannt zu machen. Es zieht mich nach Babur.

Der Posten öffnet breit die hölzerne Flügeltür, und mein Wagen fährt links die hohe Mauer entlang, die zwei Grundstücke umschließt. In das andere, das von dem meinigen durch eine hohe Lehmwand abgetrennt ist, wird bald der japanische Gesandte einziehen. Wir werden dann Nachbarn.

Links an der Straße am Kabulfluß erhebt sich das zwei-stöckige Gebäude der „deutschen“ Schule, der Mekteb i Nedjat. Sie ist nach dem Muster einer deutschen Oberrealschule aufgebaut und steht unter deutscher Leitung. Neben dem deutschen Direktor wirken sieben deutsche Lehrkräfte sowie eine Anzahl afghanischer Lehrer. Vom vierten Schuljahr an ist die Unterrichtssprache in bestimmten Lehrfächern Deutsch. Amanullah gründete die Schule 1923 als Mekteb i Ämani, Dr. Iven hat sie mehr als zehn Jahre in vorbildlicher Weise betreut. Im nächsten Jahr werden die ersten Abiturientenprüfungen abgehalten. In der Räuberzeit wurde sie geschlossen und ausgeplündert. Jede Bank, jedes Buch, jeder Lehrplan verschwand. Die jetzige Regierung mußte alles von neuem anschaffen, sie benannte die Schule um in „Schule der Unabhängigkeit“. Der Schulbesuch ist kostenlos.

Zur rechten Hand fahren wir an dem „Maschin Chane“ vorbei, der Militärfabrik, in der Waffen und Fahrzeuge repariert, Stoffe gewebt und Uniformen hergestellt werden. Es ist die Fabrik von Kabul. Ich kenne sie vom Hören, buchstäblich ausgedrückt. Morgens um neun und nachmittags um halb vier

ertönt ein langer Pfiff der Sirene, er ruft zur Arbeit und kündigt die Feierstunde an. Wie der Kanonenschuß gilt auch der Pfiff für jeden, der eine Arbeit verrichtet.

Nebenan folgt der langgestreckte Bau — das heißt die hohe Mauer — des Zentralgefängnisses. In seinem Hof werden bald die Schuldigen der beklagenswerten Tat vom 8. November aufgehängt werden.

Eine steinerne Brücke führt über den Kabulfluß, „Harden-Brücke“ heißt sie in deutschen Kreisen nach ihrem Erbauer, die Afghanen nennen sie nicht so, zumal die Regierung den Namen nicht gern hört, sein Träger war zu sehr mit dem Regime des gestürzten Königs Amanullah verknüpft.

Ein Dhobi, ein Wäscher, steht im flachen Fluß, mit beiden Händen schlägt er das Wäschestück gegen einen Felsstein, sucht das schwierige Problem zu lösen, mit einem Seidenhemd Löcher in den Stein zu hauen, aber der Stein wird glatt, nur das Hemd brüchig und löchrig. Wie ich bereits festgestellt habe, entsteigt meine Wäsche durchaus nicht schneeigweiß dem Kabulfluß, sie erhält vielmehr einen Unterton von leichtem Grau, aber die gesprungenen Knöpfe zeigen, daß der Dhobi sie gründlich gegen den Stein ausgeschlagen hat. Sie bilden eine große Innung, diese Dhobis, die Schrecken der deutschen Hausfrauen in Kabul.

Ein guter, schattiger Weg läuft am rechten Kabulufer entlang, zur Linken senken sich die Abhänge des Kuh i Derwaza hinab. In zwanzig Minuten sind wir im Dorf Babur, stromaufwärts, durchfahren eine kurze Basarstraße, und dann geht es links an einer hohen Lehmmauer entlang den Hügel hinan. Lehm hat den Marmor ersetzt, der früher Babers Garten umschloß. Im Innern des Parkes ist nichts von den Bauten des Mogulkaisers mehr erhalten, auch das von Schah Zeman erbaute Sommerhaus, das Burnes noch 1832 sah, steht nicht mehr. Dafür erhebt sich in der Nähe des Eingangstores, ziemlich am Kopfende des Parkes, ein massiver, einstöckiger Lehmbau mit zwei rechtwinklig vorspringenden Flügeln. Dieses Palais scheint wohl aus der Zeit des eisernen Emirs zu sein. Es wirkt sehr repräsentativ mit dem großen Vorhof zwischen den Seiten-

flügeln, von dem eine breite Steintreppe zum Hauptbau führt. Ich öffne die Tür zu einer hohen, geräumigen Halle mit einer schweren geschnitzten Holzdecke — wie sehr fehlt mir ein Saal —, auch die übrigen, zahlreichen Räume sind hoch und groß. Eine durchgreifende Reparatur scheint allerdings erforderlich zu sein, bei meinem Stadthaus übrigens auch, das dreimal umgebaut werden wird. Weiter unten steht ein heller Sommerpavillon, den man ebenfalls als Wohnhaus ansprechen könnte. Hier war also unsere Gesandtschaft von 1923 bis 1931 untergebracht. Es ist schade, daß ich das Palais nicht wieder haben kann, das Kriegsministerium richtet gerade eine Militärschule ein. Gern hätte ich getauscht.

Terrassenförmig fällt der weite Park den Abhang herunter, in drei Etagen liegen Wasserbecken übereinander, die ein klares Gebirgswasser speist. In Kaskaden entspringt das Wasser einer Fontäne, die der große Baber selbst anlegen ließ. Hundertjährige Platanen verbreiten kühlen Schatten, Maulbeerbäume stehen in Alleen, Rasenflächen und Blumenbeete sind sorgfältig angelegt, und der Blick von der obersten Terrasse über den Park hinweg auf das grüne Tal von Tchardeh ist einzig schön. Im fernen Hintergrund erheben sich die schneebedeckten Kuppen der Paghmanberge, ihre sanft geneigten Abhänge sind durchzogen von dem Grün der Weingärten, drei Bäche schlängeln sich durch das Tal, Dörfer und Gutshöfe lugen unten aus den Bäumen heraus. Im Rücken ragen hohe, kahle Berge empor. Hier war der Lieblingssitz des Kaisers Baber.

Ziemlich am oberen Teil des Parkes, der früher weiter den Berg hinaufreichte, liegt sein Grab, mit Marmor eingefast, am Kopf- und Fußende je eine aufrechtstehende weiße Marmortafel mit persischer Inschrift. Persisch sprach der Hof der türkischen Kaiser von Indien, und Persisch sprechen die afghanischen Könige. Aber die Armee wird in der Volkssprache, in Paschtu, kommandiert.

Die Inschrift preist den großen Baber, der sein Volk mit der Majestät der Macht, des Glückes, der Gerechtigkeit und des Gesetzes beherrschte, nach Eroberung und Überwindung

Indiens in den Himmel entrückt wurde. „Als Ruzvan (der Hüter des Eingangs zum Paradies) mich nach meinem Todestag fragte, antwortete ich: Das Paradies ist die ewige Wohnung des Kaisers Baber.“ Die Wertsumme der Anfangsbuchstaben dieses Satzes gibt nach persischem Brauch das Jahr des islamischen Kalenders an. Er starb 1530 nach unserer Zeitrechnung, in Agra. Nach der weiteren Inschrift hat dieses Grabmal der Urenkel Kaiser Djihangir (der Weltbezwinger) gesetzt, im Jahre 1607, der auch die Leiche nach hier überführte. Spät wurde der letzte Wunsch des Kaisers erfüllt, der hier begraben werden wollte. Der nächste Kaiser, Djihan, erbaute die kleine Marmormoschee in der Nähe, damit fromme Mohammedaner an dem Grabe Babers beten könnten. Der entzückende Bau mit den drei eleganten Arkaden ist völlig erhalten, nur das Dach ist bei einem kürzlichen Erdbeben eingestürzt. Eine vorläufige Lage von Wellblech schützt das Innere einstweilen vor den Unbilden der Witterung.

Neben dem Grab ruhen noch die Frau und einige Kinder.

Die afghanische Regierung pflegt das Grab des großen Eroberers, er ist in die afghanische Nationalgeschichte eingegangen, einer der ihrigen geworden.

Mir fällt ein, daß die Kriegsexpedition der Herren von Niedermayer und von Hentig, die 1915 nach anstrengendsten Märschen durch die persische Salzwüste, verfolgt von Russen und Engländern, endlich das gastliche Afghanistan erreichte, hier ihren ersten Wohnsitz zugewiesen erhalten hatte. 23 Tage war die tapfere Schar von Herat hierher geritten, doch einer von ihnen erlag unterwegs den furchtbaren Anstrengungen des vorherigen Zuges durch Persien und erreichte Babur als toter Mann. Jakob hieß der wackere bayrische Reiter. Er muß doch hier begraben sein. Ich frage, und die Afghanen zeigen mir den Weg. Sie erinnern sich noch an die kühnen Deutschen, die auf einmal hier auftauchten. Das Grab liegt außerhalb des Parkes, hinter der Mauer, weiter bergwärts in einer völlig kahlen, steinigen Senkung. Zunächst stoße ich auf einige unschöne, rot angestrichene Pyramiden aus Geröllsteinen, es sind die Gräber von Sowjetrussen. Etwas weiter folgt das Grab des

Reiters Jakob, spätere Gräber anderer Deutscher, der ersten Pioniere des deutschen Aufbauwerkes in Afghanistan, haben sich zugesellt. Die Ruhestätte ist mit großen Steinen zugedeckt. Der Platz ist zu entlegen, eine offene Stelle im Gelände, und da eine Bewachung nicht möglich ist, hat man bisher davon abgesehen, ein Kreuz zu errichten oder das Grab mit Steinplatten zu decken.

Hier ruht der Reiter Jakob, den als ersten Deutschen die afghanische Erde deckte. Auch sein Opfer war nicht vergebens. Das kleine Samenkorn ist aufgegangen, Afghanistan ist frei, eine kleine Schar von Deutschen, die jährlich wächst, hilft am Aufbau des Landes mit. Drei Jahre später werde ich an diesem Grab die Heldengedenkfeier mit der deutschen Kolonie abhalten, von seiner Leistung und von seinem Wagemut sprechen. Aus fünfzig deutschen Kehlen werden „Deutschland über alles“ und das Horst-Wessel-Lied erschallen, über den Park von Babur, über das Grab des großen Kaisers . . .

*

Natürlich muß ich auch den Basar besuchen.

Ich fahre bis zu dem großen Stadttor, durch das ich in Kabul eingezogen bin. Es ist der letzte Rest der früheren Befestigung. Tief und breit ist der gewölbte, wuchtige Durchgang. Gern ruhen hier in seinem kühlen Schatten Lastträger und Müßiggänger aus. Oben auf dem Tor ist ein Stockwerk, es soll zu dem kleinen Gefängnis nebenan gehören. Am Tor ist ein Eingang zu dem Basar, der sich längst auf die linke Seite des Kabulflusses ausgebreitet hat.

Ich verlasse den Wagen, da das Gedränge zu dicht wird. Kamele mit langen Holzstämmen beladen trotten vorbei, zottige Tiere sind es mit einem Höcker, Eselkarawanen schleppen Steine, die Grautiere schieben sich störrisch durch, ich muß Platz machen, nicht der Esel, Reiter traben gravitatisch auf den gedrunghenen turkmenischen Pferden, eine verhüllte Frau hockt auf einem Esel, den ein barfüßiger Junge antreibt, Hamale, gebückt unter ihren schweren Lasten, keuchen schwitzend vor-



Kabul



Kabul



Auf der Landstraße

über, hier wird ja die Last getragen, von Mensch und Tier, nicht gefahren, ein Schreiber kniet an einer Ecke auf seinen Hacken, er kritzelt, das Papier in der linken hohlen Hand, ein Mann hockt daneben, spricht auf ihn ein, es handelt sich wohl um ein Gesuch an die Behörde, andere hocken im Kreis um einen Märchenerzähler, eine weitere Gruppe schaut sich prüfend nach uns um, als ob sie etwas unterbrochen hätte, wir scheinen ihnen aber unverdächtig, einer lacht und hebt die beiden Wachteln hoch, die miteinander kämpfen werden — die Regierung verbietet dieses Spiel, da es auch um Geld geht —, daher der prüfende Blick auf uns, die Stammesleute von den nahen Bergen gehen stolz durch die Straße, im Schafspelz oder den Umhang wie eine Toga um die Schulter geworfen. Alle Rassen des weiten Afghanistan scheinen hier vertreten zu sein: Afghanen, Tadjiken, Hezarehs, Turkmenen, Usbeken, Belutschen, auch einige Juden erblicke ich.

Die Straßen sind ungepflastert, aber überdacht, zu beiden Seiten erheben sich reihenweise die erhöhten, offenen Verkaufsstände. Laden stößt an Laden. Im Gegensatz zu dem regellosen Durcheinander der Häuser in der Altstadt herrscht hier ein Plan, der Basar ist angelegt, vier große Arkadenbauten bilden den Kern. Nicht nur Händler bevölkern ihn, sondern auch die Handwerker. Sie arbeiten offen vor aller Augen. Ebenso wie die Anlage planvoll ist, so regelt eine feste Ordnung auch die Verteilung der Arkadenstraßen auf die einzelnen Gruppen. Jeder Handelszweig, jede Gruppe von Handwerkern hat einen eigenen Bezirk. Die eine Straße dröhnt von dem Hämmern der Kupferschmiede, in der anderen zwischen die Lötampen der Silberschmiede, hier zeigt der Geruch die Straße der Kürschner an, dort hängt das Fleisch in langen Reihen an den Verkaufsständen, dort steigt Gewürz und Pfeffer in die Nase, hier ist die Straße der Schuster, der Tuch- und Stoffhändler, der Früchte, Gemüse und Lebensmittel, kurzum, der ganze Basar ist ein vielstraßiges Warenhaus für jeden Bedarf, soweit er überhaupt im Lande gedeckt werden kann.

Der Händler hockt schweigend in seinem Stand, er wirbt nicht um Kunden, er lockt niemanden von dem Nachbarstand

weg, ich trete heran, nehme den Stoff in die Hand, prüfe ihn, lege ihn weg, es macht nichts. Auch der Handwerker läßt sich nicht in seiner Arbeit stören. Nur der umherziehende Verkäufer preist rufend seine Ware an, die Güte der Süßigkeiten, den Wohlgeschmack und die Kühle der farbigen Limonaden, die Pistazien, Mandeln, Nüsse.

„Chaber dar, Chaber dar!“ schreit der Eseltreiber, der Kutscher des zweirädrigen Ghaddi, „Hab acht!“, leider nicht der Wasserträger, der unbekümmert um den Verkehr das Naß aus dem umgehängten Ziegenschlauch auf die staubige Straße schüttet. Durstigen, die das Geld für eine Limonade scheuen, gießt er es auch in den Mund. Ich muß an den Räuber denken, der vor vier Jahren einen König vom Thron stieß: Batcha Sakka, den „Sohn des Wasserträgers“.

Der Duft der Garküchen dringt in die Nase. Eine ganze Reihe von Töpfen steht auf dem Feuer, Fleisch dreht sich am Spieß. Es ist wohlschmeckend, was sie bereiten, die verschiedenen Pillau — namentlich der süße mit Rosinen und Orangen —, die Fleischklöße, die mannigfachen Kebab (Gebratenes), gefüllte Gurken, Tomaten, Kürbisse, Fleischbrühen. Das Fleisch liefert der Hammel, das Huhn, auch die Ziege, seltener das Rind; Kamelfleisch essen nur ärmere.

Kabul ist mit Recht wegen seiner Früchte berühmt, der Basar zeigt sie in mannigfacher Auswahl, je nach der Jahreszeit: Weintrauben, Melonen der verschiedensten Art, Granatäpfel, Äpfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen. Auch Gemüse ist in großen Mengen aufgehäuft: der köstliche Rhabarber von Kabul, Steinpilze, Bohnen, Erbsen, Blumenkohl, Grünkohl, Salate, Gurken, Tomaten, Kürbisse, Auberginen, Rettiche, Rüben.

An Wildbret ist kein Mangel: Wildente, Wasserhuhn, Rebhuhn, Perlhuhn, Schnepfe, Bekassine. Nur der Fisch fehlt so ziemlich. Die Flüsse um Kabul liefern nur grätige, wenig wohlschmeckende Arten.

Statt Butter nimmt der Afghane den Fettschwanz der Schafe für die Küche. Schnee wird im Basar verkauft zum Kühlen der Getränke, da es eine Anlage zur Herstellung von künstlichem Eis nicht gibt. Im Winter wird der Schnee gesammelt und in

Erdgruben aufbewahrt. Er ist dann ein wenig mit Lehm und Stroh vermischt. Ich kann es begreifen, warum meine Diener bei einem Dienstgang in die Stadt ihre Schritte so gern in den Basar lenken. Hier trifft sich alles, hier ist das Clearing-house für die Neuigkeiten, welche die afghanischen Diener der verschiedenen diplomatischen Missionen und der Fremden untereinander austauschen. Hier sind die Teestuben, hier wird der Tchillam mit dem beißenden Tabak herumgereicht.

Der Basar ist ziemlich reich beschickt, auch in den wenigen Erzeugnissen des einheimischen Gewerbes. Der Persianerpelz, den die elegante Dame um ihre Schultern hängt, stammt in der Regel von dem afghanischen Karakulschaf. Das zu früh von dem Mutterschaf abgeworfene Schäfchen liefert den Breit-schwanz. Die Felle werden in Leipzig gegerbt und gefärbt, hier im Lande versteht man dies noch nicht richtig. Die Erzeugnisse gehen fast ausschließlich ins Ausland, der Handel liegt in der Hand der afghanischen Nationalbank, so daß im Basar nur wenige Karakulfelle angeboten werden. Sie werden hier auch, neben einer einfacheren Sorte, zu der typischen Pelzmütze verarbeitet, die der städtische Afghane jetzt an Stelle des Turbans trägt. Felle des Marders, des Schneeleoparden sind häufig im Basar zu finden. Teppiche werden in verschiedenen Mustern, auch mit natürlichen Farben, mit der Hand geknüpft, dazu die handgewirkten Kelims, die als Vorhänge, Decken, auch als Bodenbelag verwendet werden. Filze, Schafspelze, Steinwaren aus Kandahar und Kabul, bunte Bauernkeramik für den Gebrauch aus Istalif, bestickte Kappen, Westen, Gewänder, vervollständigen das Bild der einheimischen Erzeugung. Der Silberschmied, der Kupferschmied, der Töpfer stellt nur einfachere Ware her, wirkliche Holzschnitzer gibt es kaum. Überhaupt ist die Kenntnis des alten Kunsthandwerkes so ziemlich verlorengegangen. Die Regierung hat daher eine Kunstgewerbeschule eingerichtet, die dem Handwerk neue Fertigkeiten lehren soll, auch deutsche Meister wirken an ihr, vor allem ein Kunsttischler. Persische Fachleute unterrichten in Teppichknüpferei.

Man kann im Basar feststellen, wie wenig entwickelt die eigene Erzeugung des Landes ist. Textilien aller Art, bessere

Strümpfe, Schuhe, Glas, Porzellan, Geschirr, Eisenwaren, Papier, Lampen, Nähmaschinen, alles muß aus dem Ausland eingeführt werden.

Die so amüsanten Antiquitätengeschäfte, an denen die Basare in Damaskus, Aleppo, Kairo und in Indien so reich sind, fehlen hier völlig. Ich konnte nichts an alten Münzen, Waffen, Töpfen, Schüsseln, Kacheln, Stickereien und dergleichen aufstöbern. Der Basar ist nur ein Lager für den täglichen Gebrauch. Fremde sind erst seit wenigen Jahren hier, ihre Zahl ist noch gering, etwa 200, Touristen kommen nur vereinzelt durch. Eine Nachfrage ist also kaum vorhanden. Für die wenigen Käufer dieser Gattung sind einige Geschäfte außerhalb des Basars in einer neuen Geschäftsstraße an der Festwiese eingerichtet.

Ich bin nicht allein der Neugierde wegen gekommen, ich muß auch einkaufen. Zunächst erstehe ich einen Badeofen hiesiger Anfertigung, einen großen ovalen Blechkessel auf drei Füßen. In der Mitte ist er durch eine waagerechte Blechwand geteilt. Unten ist der Feuerraum, oben, mit einer Klappe zum Eingießen, der Behälter für das Wasser. Dazu benötige ich noch Rohre für den Rauchabzug, leider werden nur eckige Kniestücke angefertigt.

Einen Pelz muß ich haben für die Fahrten in meinem offenen Auto, das ich mir einstweilen, bis der bestellte Horch-Wagen eintrifft, aus vierter Hand angeschafft habe. Meine Wahl fällt auf einen Pustin, einen Schafspelz aus Ghazni. Das Fell ist nach innen gekehrt, die Außenseite safrangelb gefärbt und überall in zartem Orangeton reich bestickt. Die Ärmel sind überlang, der Mantel fällt bis auf die Schuhe. Nun kann mir auch der stärkste Wind nichts anhaben. Er kostet etwa 25 Mark.

Zweifelnd betrachte ich ein Paar grobe, dicke Bauernstrümpfe. Sie stehen von selbst. Ich kaufe sie, aber getragen habe ich sie noch nicht, sie passen in keinen Schuh. Die harten, klobigen Schuhe mit der gotischen Schnabelspitze kann ich nicht gebrauchen, wie soll ich mit der unbiegsamen Sohle gehen!

Eine Bettdecke muß ich aber haben, bisher deckte ich mich mit meinem Wintermantel zu. Es scheint nur einen einzigen Typ zu geben, und ich nehme schließlich die wattierte Stepp-

decke mit roher Baumwolle als Einlage, der Bezug aus etwas grell bedrucktem Kattun.

Ich frage nach Lapislazuli, dem Stein, den es nur in Afghanistan gibt. Aber der Handel ist ein Monopol der Regierung, im Basar ist nur versteckte Schmuggelware zu haben, unbearbeitet. Eine Verarbeitung hat aufgehört. Nun, ich werde bald die Anstellung eines deutschen Steinschleifers vermitteln, der in der Stadt eine Werkstätte einrichtet. Dann wird es Schmuck, Ringsteine, Knöpfe, Schalen usw. in Lapislazuli zu kaufen geben.

Auch die Garküche sieht mich als Kunden. Hammelschnitte am Spieß gebraten, reicht man mir auf einem bunten Teller, dazu Fladenbrot, mein Diener holt eine Schale Tee in einer blauen russischen Tasse ohne Henkel aus dem Tchaichane. Es wird dunkel, die elektrischen Birnen flammen in den Verkaufsständen auf, ich durchquere den kleinen Platz vor der bedeckten Brücke über den Kabulfluß, der Muezzin ruft von dem Minarett der nahen Moschee zum Gebet. Händler, Käufer und Zuschauer werfen sich nieder.

Mein Besuch im Basar ist beendet.

*

Eigentlich greife ich den Ereignissen voraus, wenn ich jetzt meinen Besuch in Paghman schildere, denn ich war dort erst im nächsten Frühjahr. Kurz nach meiner Ankunft ging es nicht mehr, es war auf den Bergen schon Schnee gefallen, und die Straße war verweht. Aber der Besuch gehört des Zusammenhanges wegen hierher in die Beschreibung der Umgebung von Kabul.

Es geht durch Deh i Afghan in nördlicher Richtung zur Straße nach Kuhistan, der Heimat des Räuberkönigs. Wir sind bald aus der Stadt heraus. Zur Linken ist eine große überschwemmte Fläche. Im übernächsten Winter ist sie eines Tages spiegelglatt gefroren, und meine Frau führt in kühnen Bogen ihre Eislaufkünste vor. Das Beispiel wird Schule machen.

Wir sind auf der Landstraße, die sich bald gabelt. Geradeaus führt der Weg in die weite Ebene von Kuh i Daman und weiter über Tcharikar, Mazar i Sherif bis an den Oxus, an die russische Grenze, zur Linken geht es bergan nach Paghman. Kurz vor der Gabelung zweigt eine Straße nach rechts zur britischen Gesandtschaft ab, die man in einigen hundert Meter Entfernung liegen sieht. Sie ist auch eine „Ark“, ein von einer Mauer umschlossener Bezirk mit einer Reihe von modernen Bungalows für den Gesandten, seinen zahlreichen Stab und die Büros. Selbst ein kleines Krankenhaus ist errichtet, der Gesandtschaftsarzt leitet es. Die Herren haben alles, was so manchem in Kabul fehlt: eigenes elektrisches Licht, eine Anlage zur Erzeugung von Selters aus einwandfreiem Wasser, Tennisplätze, geräumige Pferdeställe, Zentralheizung; gewöhnlich verlasse ich die gastfreundliche Stätte mit einem Gefühl des Neides. Dort regnet es nicht durch, kein Ofen qualmt, die Wasserleitung friert im Winter nicht ein, eine richtige Küche mit Herd ist in jedem Bungalow, ein wirkliches Badezimmer mit fließendem kaltem und warmem Wasser ist vorhanden.

Es geht jetzt bergwärts nach Paghman, der Weg ist gut, und, da die Entfernung etwa 35 Kilometer beträgt, schafft der Wagen es in einer halben Stunde vom Ausgang der Stadt. Zur Rechten wird ein breiter Talkessel mit einem Erddamm abgeriegelt, hier soll unter der Leitung eines italienischen Ingenieurs ein See zur Bewässerung der westlichen Kabulebene aufgestaut werden. Ich male mir aus, daß dann wohl bald ein Badebetrieb mit Rudersport einsetzen wird. Das Baden und Schwimmen muß sich der Bewohner von Kabul einstweilen noch versagen, die zeitweiligen Überschwemmungswiesen und die Sümpfe reichen hierzu nicht aus. Im Park von Babur wird zwar für das Militär ein *swimming pool* angelegt, der auch für die Bevölkerung geöffnet werden soll, doch ist dies ja nur ein bescheidener Ersatz für einen richtigen See. Allerdings wird es noch Jahre dauern.

Auch Paghman ist alt, schon Baber hat hier gewohnt, doch ist nichts von ihm erhalten. Die heutigen Gartenanlagen wurden von Emir Habibullah begonnen, sein Sohn Amanullah baute

den Ort zum Sommersitz des Hofes und der Regierung aus. Paghman liegt 500 Meter höher als Kabul in einem tiefen, engen, fruchtbaren und wasserreichen Tal, das nach allen Seiten durch hohe Berge geschützt ist und sich der im Hintergrunde ansteigenden Paghmankette vorlagert. Die Bäume stehen so dicht, daß man glaubt, in einen Wald hineinzufahren, die Güte der Walnüsse aus Paghman habe ich bereits schätzen gelernt. Heiß ist es auch hier an den Sommertagen, doch sind die Abende frisch, auch regnet es zwischendurch. Später fuhr ich manchmal von Paghman bei strömendem Regen ab, während kurz vor Kabul der unangenehme heiße Sandwind durch die ausgetrockneten Straßen fegte. Das Wasser fließt, es rauscht das sanft abfallende Tal hinunter, und die Bäche werden auf kleine Seitendjuis verteilt.

Mit dem Hof und den Ministerien schlugen auch die meisten diplomatischen Missionen hier ihren Sommersitz auf; die Sowjetrussen und Türken besaßen sogar eigene Grundstücke. Nach seiner Rückkehr von der Europareise versammelte Amanullah hier das Parlament. Er baute ein Kino, ein öffentliches Café und richtete ein Hotel für die Fremden ein.

Nach seinem Sturz wurde Paghman verlassen, nur König Nadir begab sich öfters nach oben in sein Sommerschloß, doch Hof und Regierung blieben unten. Der junge König Zahir begibt sich für Tagesausflüge nach Paghman, kehrt aber vor Eintritt der Dunkelheit zurück, der jähe Tod seines Vaters mahnt ihn zur Vorsicht. Er scheint jetzt oben zu sein, entlang des Weges stehen Posten in kurzen Abständen, Patrouillen der Gardereiter zeigen sich auf der Straße, die wachhabenden Offiziere legen die Hand an die Mütze, wenn ich mit dem Wimpel am Auto an ihnen vorbeifahre.

Dem „Sommerkurort“ ist ein Dorf vorgelagert, das seit jeher bewohnt ist, seine Bewohner hatten keinen Anteil an dem festlichen Treiben in der früheren Sommerresidenz, und es berührt sie nicht, daß sie jetzt verlassen ist. Am Eingang des „offiziellen“ Paghman erhebt sich ein stolzer Triumphbogen nach römischer Art, eine Inschrifttafel verkündet, daß Amanullah der Erbauer ist. Von hier führt eine breite Allee, die zu beiden

Seiten eine dichte Pappelreihe beschattet, sanft ansteigend bis zum anderen Ende. Das königliche Sommerpalais liegt inmitten großer Gärten versteckt. Hinter dem Tal beginnt bald wieder die Wildnis, durch die das Flößchen einen grünen Streifen zieht. Das Tal des Baches verengt sich, der Weg, den schon längst kein Wagen mehr befahren kann, wird ein Pfad für Maultiere und führt steil hoch auf die Paghmanspitze zu einem einsamen Bergsee. Der Ausblick von oben ist unvergleichlich.

Ich fahre langsam die Allee hinauf, rechts und links liegen die Villen im Grünen, sie bilden keine geschlossene Straßensfront, sondern stehen einzeln in ihren Gärten. Sie sind verlassen, still ist es in Paghman. Es ist eine andere Verlassenheit als in Darulaman, das unvollendet liegengelassen wurde. Paghman war bewohnt, und nun werden die Häuser vernachlässigt, sie beginnen zu verfallen, zumal sie meistens aus sonnengetrocknetem Lehm erbaut sind. Viele Häuser haben auch die Besitzer verloren, sie sind in den Wirren der Batcha-Sakka-Zeit zugrunde gegangen, und mancher Wohlhabende ist verarmt. Das Kino ist geschlossen, ein Musikstand steht einsam im grünen Rasen, in dem luftigen Cafépavillon sind Tische und Bänke aufeinander gestellt, die Aufschriften „Hotel“, „Warenhaus“ und „Postamt“ sind trügerisch, und auf dem zerbröckelten Tennisplatz träumt eine verlassene Walze. Zum letztenmal spielte hier Amanullah mit seinem älteren Bruder, den er 1919 vom Thron beiseitegeschoben hatte. Der gutmütige und etwas beleibte Inayetullah spielte mäßig und ungern Tennis, aber er wagte nicht, sich der Aufforderung seines Bruders zu entziehen, er ließ die Spötteleien über sich ergehen, denn Amanullah liebte Späße auf Kosten anderer. Dann brach der Sturm los, die Ark wird die Zuflucht des Königs, und als sie nicht mehr zu halten ist, sagte er mit grimmigem Spott: „Nun, dann soll Inayetullah König sein!“ Ganz verlassen ist Paghman übrigens nicht, wie ich sehe, nur die „offiziellen“ Bewohner sind verschwunden, geblieben sind die Bauern. Ihre ummauerten Höfe liegen mehr abseits, an den Rändern des Tales. Die Wassermühlen laufen an den Bächlein,

das Sturzwasser treibt zwei waagerechte Mühlsteine, die langsam das Korn zu grobem Mehl zerreiben. Ein Esel steht geduldig vor dem niedrigen Bau, er wartet auf das fertige Mehl. Schellenklang kündigt eine flott trabende Eselkarawane an, die Grautiere bringen in langen Stangen das Eis von der Paghmanspitze nach Kabul zum Kühlen der Limonaden.

Nur die Häuser sind vernachlässigt, nicht die Anlagen. Die sauberen Alleen und Promenaden werden unterhalten, die Gärten werden gepflegt, die Rasenflächen geschnitten, und die weiten Beete breiten ihre bunte Blumenpracht aus, die Fontänen spielen, eine unsichtbare Kurverwaltung scheint lautlos ihres Amtes zu walten. Es fehlen nur die Kurgäste, um den Ausblick auf den Kranz der hohen Berge, die Ausschau in das weite Tal von Kabul, die frische Bergesluft, die Kühle des Schattens und das Rauschen des Wassers zu genießen.

Es muß eine wirklich tragikomische Szene gewesen sein, als Amanullah dort, wo der einsame Musikpavillon wie vergessen im Rasen steht, nach seiner Rückkehr aus Europa im August 1928 das erste „moderne“ Parlament berief. Ganz berauscht war der König von seinen Eindrücken, und mit Feuereifer ging er an das Reformwerk. Das Land sollte in kürzester Zeit modernisiert werden, Edikte wurden erlassen, die den Beamten europäische Kleidung und das Tragen eines Hutes vorschrieben, die Gärten und Anlagen in Paghman durften nur mit einem Hut auf dem Kopf betreten werden, niemand sollte sich erkönnen, auf dem Rasen zu hocken, jeder hatte zum Sitzen nicht die eigenen Hacken, sondern die aufgestellten Bänke zu benutzen. Und dann trat das Parlament zusammen, jeder Abgeordnete, auch der Mann der Berge, stak in einem schwarzen Bratenrock, auf dem Haupt den Hut, die Füße in Schuhe gezwängt. Auf Bänken nahmen die Volksvertreter Platz, sie schienen sich sehr unbehaglich zu fühlen, ein Stacheldraht sperrte sie von der Estrade des Königs ab. Amanullah war nach der letzten englischen Mode gekleidet, Cut, graue Beinkleider, gelbe Handschuhe, weicher Kragen, graue Krawatte und steifer Hut. Ein Lautsprecher verstärkte die königlichen Worte. „Afghanistan wird nicht länger zurückbleiben . . . wir werden

in unserem Lande diejenigen europäischen Sitten einführen, die wir für angemessen erachten — größerer Fortschritt — mehr Freiheit.“ Mehr Freiheit? Für wen? Etwa für die Frauen? Soll der Schleier fallen? Die Abgeordneten hatten ihn nicht ganz verstanden, aber sie begannen zu ahnen, was er noch vorhatte. Sie schwiegen, und der König nahm das Schweigen für Zustimmung. Die feierliche Zeremonie war zu Ende, aber sie war eigentlich nur der Anfang des baldigen Endes. Kein weiterer Sommer sah Festgäste in Paghman. Ich gehe langsam die Terrassen des „öffentlichen Gartens“ bis zum Kopfende hinauf, drei Fontänen schleudern den Wasserstrahl in die Höhe. Es gibt ja so viel Wasser hier, auch unser Trinkwasser in Kabul wird aus Paghman hergeleitet. Unter einem mächtigen Walnußbaum raste ich auf einer Bank und halte Umschau. Rechts in der Ecke steht eine kleine, zweistöckige Villa aus roten, gebrannten Ziegelsteinen, ihre Schmalseite ist der Front des Gartens zugekehrt. Ein gefälliger Wächter schließt das Tor auf, das in den Hof der Villa führt. Klein ist auch der Hof, ein halbes Dutzend Walnußbäume haben gerade Platz in ihm, ein Djurrieselt mitten durch, klar ist sein Wasser. Durch eine Holzveranda geht es in das ebenerdige Stockwerk, das drei Zimmer enthält. Oben ist nur ein einziger großer Raum, jedoch ließe sich eine Nische mit einem Vorhang als Zimmer abteilen. Von hier geht es auf eine Terrasse, die einen köstlichen Blick auf die blühenden Abhänge des öffentlichen Gartens gewährt. Die Villa ist ausnahmsweise gut instand, unwillkürlich stelle ich fest, daß Reparaturen nicht erforderlich sind. Es ist die Villa der „Bibi Churd“ gewesen, einer Schwester des früheren Königs Amanullah. Es müßte herrlich sein, hier dem staubigen Sommer von Kabul zu entfliehen, und ich bedauere im stillen, daß der Hof nicht mehr nach Paghman zieht. Manchmal werden geheime Wünsche gehört und erfüllt. Nicht zwei Monate vergehen, als eine Baukommission der Regierung mit ernster Miene feststellt, daß ein Flügel meines Gesandtschaftspalais in Kabul wegen dringender Baufälligkeit sofort eingerissen werden muß. Für die Dauer des Umbaus bietet die Regierung mir die Villa Bibi Churd zum Wohnen an. Ich habe sehr erfreut zugegriffen,

und in wenigen Tagen war ich mit Möbeln und Dienern oben, als einziger Sommergast. Die Wache schlägt im Hof ihr Zelt auf, das Zelt der Diener steht daneben, von der Terrasse weht die Hakenkreuzfahne. Die Regierung läßt das stillgelegte kleine Elektrizitätswerk in Betrieb setzen, und der „öffentliche“ Garten ist mein Garten geworden. Sobald ich von Kabul mit meinem Wagen — täglich fahre ich hinunter, da das Büro in der Stadt bleibt — in die Allee von Paghman einbiege, läßt der Wärter sämtliche Fontänen spielen. Nur freitags kommen gelegentlich Ausflügler nach oben, die mit Sonnenuntergang wieder zurückfahren, denn es gibt hier weder Unterkunft noch Verpflegung. Zwei kleine afghanische Windhunde, Tarzis, so eben flügge geworden, leisten mir auf meinen Streifzügen durch das schattige Tal und auf die kahlen Berge Gesellschaft, „Max“ und „Moritz“ jagen den Bauern die Enten ab und treiben die Schafherden auseinander, ich mache lächelnd den Schaden gut, und jeder ist zufrieden.

Schön war es im Sommer in Paghman.

*

Kabul ist weder Afghanistan noch ist die Stadt von „Afghanen“ besiedelt. Afghanistan, das sind die Stämme, aber Kabul ist nicht der Sitz eines Stammes. So verschieden die einzelnen Stämme auch sein mögen und so feindlich sie sich manchmal gegenüberstanden, sie sind von einer Rasse, sie bekennen die gleiche Religion und sie sprechen dieselbe Sprache. Vereint gegen den äußeren Feind, bilden die Stämme eine starke Macht, die einzige Wehr für die Verteidigung der Unabhängigkeit des Landes. In Kabul befindet sich der Hof sowie die Regierung mit der stärksten Garnison des Landes einschließlich der hervorragend disziplinierten Garde. Den Hauptteil der etwa 120000 Seelen zählenden Bevölkerung bilden die Tadjiken, die sich wesentlich von den Afghanen unterscheiden, obgleich sie der gleichen iranisch-arischen Völkergruppe angehören. Sie sind die früheren Bewohner des Landes, die von den Afghanen unterworfen wurden. Nicht Paschtu, sondern Persisch sprechen

sie, und der Sieger hat ihre Sprache für den amtlichen Verkehr angenommen. Von jeher waren die Tadjiken seßhaft, sie sind die geborenen Bauern und Städter, ruheliebende Steuerzahler, als Unterworfenen an Friedlichkeit und Gehorsam gewöhnt. In den Städten üben sie die Gewerbe und Handwerke aus, die dem Afghanen nicht liegen, auch betätigen sie sich im Handel. Zwar sind sie eifrige Mohammedaner, Sunniten gleich den Afghanen, jedoch fehlt ihnen die soldatische Natur, sie sind friedlich, mäßig, fleißig und beugen sich der Regierung, dem König, der über sie herrschen konnte, während er mit den Häuptern der afghanischen Stämme, die ihn erwählten, paktieren mußte. Die Tadjiken zerfallen nicht in Stämme, sie besitzen keine durch altes Herkommen verbrieften Freiheiten. Wie mir ein afghanischer Staatsmann einmal sagte: „Was können diese armseligen Kabulis wohl gegen eintausend Stammesleute ausrichten, welche die Stadt plündern wollten! Sie könnten sich nicht eine halbe Stunde verteidigen.“

Mit ihrer Lage haben sich die Tadjiken seit langem abgefunden, und ihre Beziehungen zu den Afghanen sind freundschaftlich. Auch finden Zwischenheiraten statt. Wie jeder Städter kann sich der Tadjike von dem Militärdienst loskaufen, während die Stämme eine bestimmte Anzahl von Rekruten stellen müssen.

Batcha Sakkao, der „Sohn des Wasserträgers“, war ein Tadjik, und aus diesem Grunde konnte Nadir die Stämme zur Bekämpfung der Gewaltherrschaft einigen. In Kabul wird der Fremde kaum einen Unterschied zwischen einem Tadjiken und einem Afghanen bemerken, falls er nicht genau auf die äußere Haltung achtet. Eher fällt ihm der Hezareh auf, der seinen mongolischen Ursprung nicht verbergen kann. Der Hezareh ist kein Arier, sondern ein Nachkomme der mongolischen Kriegerscharen, die Dschingis Chan und Timurlenk in das Land brachten. Das gebirgige Zentralafghanistan zwischen Kabul und Herat, das Hezaredjat, ist ihre Heimat. Auch sie sind in Stämme gegliedert, doch ohne die freiheitliche Verfassung der Afghanen. Ihre Anhänglichkeit gilt nicht dem Stamm, sondern dem Stammeshaupt, der ein Despot sein kann. Sie sind an einen Herrn gewöhnt, der Afghane nicht. Sie lassen sich nicht nur

führen, sondern auch treiben. Die Kärghlichkeit ihrer Berge zwang sie, sich einen Erwerb in der Stadt zu suchen, wo sie seit jeher als Holzhacker, Wasserträger, Lastträger, Arbeiter und Diener tätig sind. Auch ihre Frauen, die ohne Schleier gehen, verdingen sich in mohammedanischen Familien als Dienerinnen. Einfach, gutmütig, musikliebend, gesellig, lassen sie sich leicht von ihrem Temperament hinreißen. Sie haben die persische Sprache angenommen, sind aber schiitische Mohammedaner geblieben. Geborene Krieger sind sie nicht, geben aber unter Disziplin gute Soldaten ab. Ein Teil der Garde rekrutiert sich aus ihnen. Ich sehe sie noch am Tor der Gesandtschaft Wache halten, die kleinen hageren Mongolen mit dem straffen schwarzen Haar, den gutmütigen Gesichtern, wie sie abends ihre Gitarre spielen und singen.

Die Stämme der Hezarehs in den Bergen besitzen keinen politischen Einfluß auf die Führung des Landes, immerhin bilden sie noch ein Element im Staate, das von der Regierung behandelt werden muß und nicht, wie der Tadjike, einfach beherrscht, regiert, werden kann.

Der schiitischen Richtung des Islams gehören auch die Kyzylbasch, die „Rotköpfe“, an, die ihren Namen nach der roten Farbe des Turbans erhielten, den sie früher allgemein trugen. Sie sind weder Arier noch Mongolen, sondern Türken aus Persien, die der Perserschah Nadir, selbst ein Türke, vor zwei Jahrhunderten in das Land brachte. Der Heimat entwurzelt, zahlenmäßig schwach, sie zählten nur einige tausend Familien, bildeten sie ein politisch neutrales Element, das mit dem Herr ging, der bei den mannigfachen Thronstreitigkeiten Sieger blieb. Bei den Einfällen der Engländer nahmen sie eine zweideutige Stellung ein, teils hielten sie sich abseits, teils schlugen sie sich auf die englische Seite, ohne allerdings feindselig gegen das afghanische Volk aufzutreten. Einige national afghanische Parteien unterstützten ja vorübergehend ebenfalls die Briten. Sie stellten den Königen und Emiren von Afghanistan jeweils eine tüchtige Reitertruppe, und als die Sadozais stürzten, schlossen sie sich enger an Emir Dost Mohammed an, der eine Frau aus ihrer Mitte geheiratet hatte. Sie fochten aber nicht

für ihn gegen die Engländer, als sie sahen, daß seine Sache einstweilen verloren war. Dies verbot ihnen die politische Vorsicht. Seit der Festigung der Staatsgewalt durch Emir Abdurrahman haben sie eine besondere Bedeutung nicht mehr, sie bilden nicht mehr das Zünglein an der Waagschale. Nach der Aufstellung einer regulären Armee erscheint kein Reitertrupp der Kyzylbasch auf der Bildfläche. In Kabul bewohnen sie ein besonderes Viertel, Tchandaul, und sie halten an ihren alten Traditionen fest, im übrigen sind sie nationalbewußte Afghanen geworden oder geben vor, es zu sein. Die Politik der Staatsführung arbeitet auf die Verwischung der Unterschiede, auf die Verschmelzung der Rassen zu einem Staatsvolk hin, das stolz ist auf die Zugehörigkeit zu dem unabhängigen afghanischen Reiche. Frage ich einen Kyzylbasch, was er sei, so antwortet er mir: ein Afghane.

Sie sind verstädtert, die Kyzylbasch. Als Ahmad Shah das afghanische Staatswesen einrichtete, brauchte er Beamte, und er nahm sie aus den Reihen der Kyzylbasch, da der Afghane noch lange dem Schreibtisch der Bürokratie fernblieb. „Mirza“, Schreiber, wurde der Kyzylbasch, er machte die Bürokratie in Afghanistan heimisch. Und es wird heute noch viel in Afghanistan geschrieben, die Papierflut in den Behörden erreicht europäische Höhe. Die Akten haben selbst die Herrschaft des Räuberkönigs überdauert. Ich habe manchmal gestaunt, wie sorgfältig sie geführt waren. Sah ich einen Mirza in der Behörde eifrigst das Papier bekritzeln, so dachte ich bei mir: Mein Freund, du bist ein Kyzylbasch!

Ein kleiner Kreis arabischer Familien hat sich in Kabul erhalten, sie stammen aus der Zeit der Islamisierung des Landes durch die Araber unter dem Banner der Kalifen. Shah Shudja besaß eine arabische Leibgarde, die ihn in der Bala Hissar beschützte, als Elphinstone mit dem britischen Heer abzog. Auch diese Araber waren dem Streit der Faktionen entzogen, sie nahmen Dienst bei dem, der sie besoldete. Geblieden ist ihnen heute kaum mehr als die Erinnerung an ihren Ursprung, die Überlieferung, ihre Sprache ist Persisch. Sie werden ebenfalls in den Schmelztiegel geworfen.

Usbeken, Turkmenen, Belutschen, Nuristani (Kafiren) wohnen nur vereinzelt in Kabul.

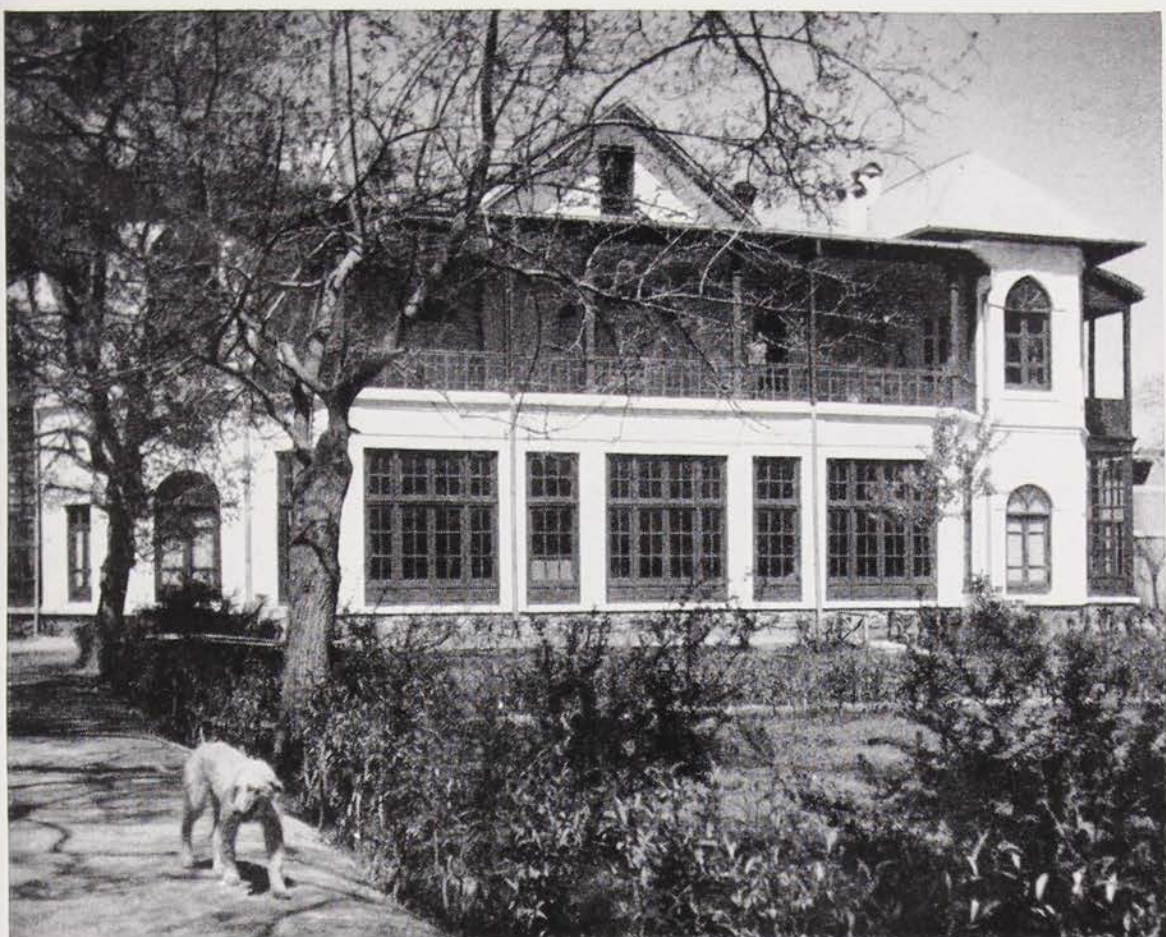
Der geschäftstüchtige Armenier, der sonst in keiner Stadt des Orients fehlt, ist hier kaum vertreten. Burnes fand 1832 einige Familien vor, die noch 1842 bei der abermaligen Besetzung der Stadt durch die Engländer von Offizieren der Sehenswürdigkeit halber aufgesucht wurden. Ich habe keinen Armenier aufstöbern können, was nicht ausschließt, daß es einige gibt.

Der Jude ist natürlich da, wo wäre er nicht! Aber seine Rolle ist seit langem ausgespielt. Trotz den religiösen Verboten war in der früheren Zeit der führende Afghane, nicht die breite Masse des Volkes, einem Trunk nicht abgeneigt. Manche neigten auch zum Übermaß. Die berühmten Weintrauben von Kabul wurden zu Wein gekeltert und zu Schnaps gebrannt. Burnes rühmte die Güte des Kabuler Weines, der an Geschmack dem Madeira gleichkam. Aber Dost Mohammed wurde, als er die Herrschaft in Kabul antrat, aus einem wackeren Zecher ein reuiger Sünder: er verbot die Herstellung und den Vertrieb von geistigen Getränken aller Art. Dieses Verbot wurde rücksichtslos durchgeführt, und es gilt heute noch. Die Maßnahme, 1832, traf die zahlreiche jüdische Kolonie in Kabul an ihrem Lebensnerv, denn der Jude fabrizierte und verkaufte den Alkohol. Die Folge war eine völlige Auswanderung des jüdischen Elementes. In späterer Zeit wanderten Juden aus Rußland und Persien ein, sie konnten jedoch bei der betonten Abneigung des Afghanen gegen die Kinder Israels niemals emporkommen. Die wenigen hundert Juden Kabuls unterliegen einengenden Handels- und Freizügigkeitsbeschränkungen, sie dürfen sich nur in einem begrenzten Rahmen bewegen. Sie haben weder gesellschaftlich noch politisch oder wirtschaftlich eine Bedeutung.

Die zahlreicheren Hindus und Sikhs sind britische Untertanen. Im Basar sind sie ziemlich vertreten.

Der Fremde fällt bei seiner geringen Anzahl — kaum mehr als zweihundert waren es bei meiner Ankunft — überhaupt nicht auf.

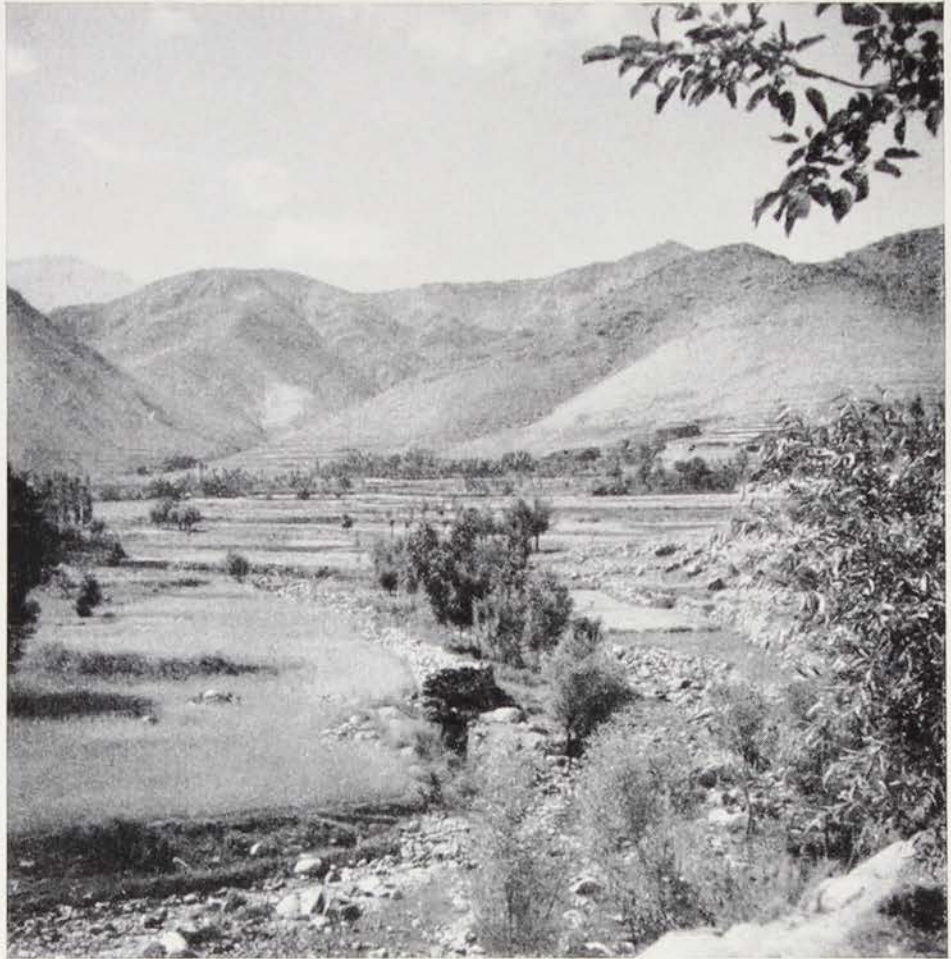
Der Afghane ist der Offizier, der Soldat, der — meist höhere — Beamte, auch in den führenden Handelskreisen ist er vertreten. Stammesführer werden an den Hof gezogen und verrichten einen Ehrendienst als Adjutanten mit Generalsrang; das offizielle Kabul ist afghanisch, aber der Durchschnittsbürger, der Kabuli, nein, das ist kein Afghane.



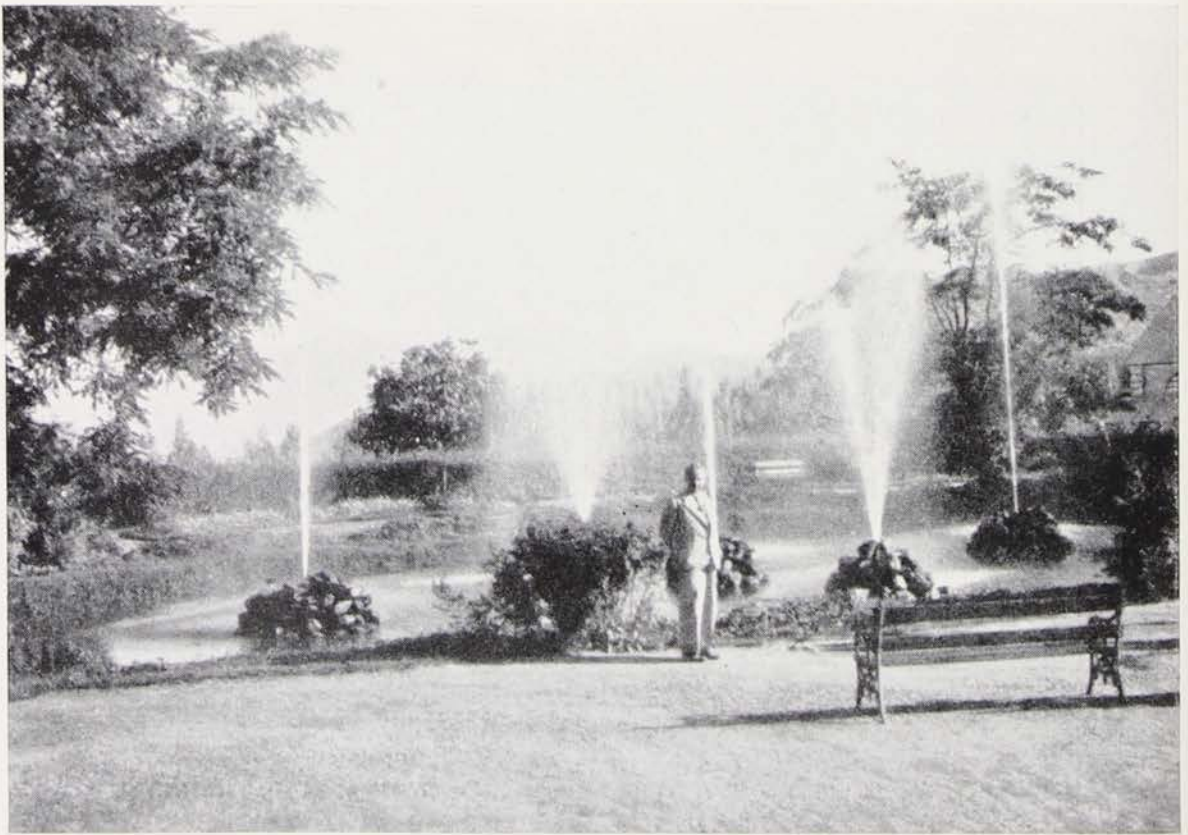
Gartenfront der deutschen Gesandtschaft nach dem Umbau



Im Garten der deutschen Gesandtschaft



Paghman



Öffentlicher Garten in Paghman

Antrittsempfang beim König

Der junge Herrscher, König Zahir, hatte wenige Tage vor meiner Ankunft in Kabul infolge der tragischen Ermordung seines Vaters plötzlich den Thron bestiegen, so daß er mich aus begreiflichen Gründen nicht sofort empfangen konnte. Ich mußte zwei Wochen warten, ehe ich das Beglaubigungsschreiben des Herrn Reichspräsidenten in feierlicher Antrittsaudienz dem Könige überreichte. Bis dahin ist der Gesandte sozusagen amtlich nicht vorhanden, und der bisherige Geschäftsträger, in diesem Falle der Kanzler, amtiert in dieser Eigenschaft weiter, er unterschreibt nach wie vor die dienstlichen Schriftstücke an die afghanische Regierung. Der Gesandte nimmt einstweilen keine gesellschaftlichen Verbindungen auf und beschränkt sich auf die Vorbereitung der Audienz durch persönliche Fühlungnahme mit dem Außenministerium, auch besucht er den Doyen des Diplomatischen Korps zwecks Anmeldung seiner Ankunft.

Sämtliche gesellschaftlichen Veranstaltungen waren übrigens ausgefallen, da Hoftrauer herrschte. Kabul wurde noch stiller als bisher. Schon um acht Uhr abends wurden die Straßen für den Verkehr der Fußgänger gesperrt. Bald trat allerdings eine Milderung ein, denn Stadt und Land blieben ruhig, und der Neuankömmling hätte schwerlich gemerkt, daß beinahe eine ernste Krise entstanden wäre.

Drei Botschafter gab es und vier Gesandte. Die Türkei, die Sowjetunion und der Iran hatten einem Wunsch des Königs Amanullah nach Rückkehr von seiner Europareise entsprochen und ihre Missionen zu Botschaften erhoben. Mit der Türkei verbanden Afghanistan aus der Zeit besonders freundschaftliche Beziehungen, als der osmanische Sultan noch Kalif sämtlicher Gläubigen der Erde war. Der Freiheitskampf der neuen Türkei unter Mustapha Kemal hatte die Achtung des afghanischen

Volkes zu der stärksten Vormacht des Islams in Asien erhöht. Die Ankara-Regierung stellte Offiziere und Ärzte für den Aufbau des Heeres und des Gesundheitswesens zur Verfügung.

Die Sowjetunion und der Iran sind benachbarte Länder. England folgte dem Beispiel nicht und beließ es bei einer Gesandtschaft, obwohl die britisch-afghanischen Beziehungen mit Rücksicht auf das benachbarte Indien eine besondere Bedeutung besitzen. Wahrscheinlich wollte die britische Regierung diese Bedeutung nicht auffällig unterstreichen, zumal die 80 Millionen Mohammedaner in Indien die Entwicklung in Afghanistan schon mit größerer Aufmerksamkeit verfolgen als den Engländern lieb ist.

Außerdem waren Deutschland, Italien, Frankreich durch Gesandte vertreten, später kam ein japanischer Gesandter hinzu.

Die Rangordnung der Missionschefs wird durch den Tag der Überreichung ihres Beglaubigungsschreibens bestimmt, doch gehen die Botschafter den Gesandten vor. Den Doyen, also den Sprecher des Diplomatischen Korps bei zeremoniellen Angelegenheiten, stellen in Kabul demnach stets die Botschafter. Zur Zeit meiner Ankunft amtierte der Sowjetbotschafter Herr Stark als Doyen, seit nahezu zehn Jahren vertrat er die rote Kreml-Regierung, eine sicherlich beachtliche Leistung bei dem schnellen Verbrauch führender Diplomaten in Moskau. 1936 wurde er zurückberufen und erhielt einen Posten im Inland.

Die Sowjetunion war stark besetzt, dem Botschafter standen ein Botschaftsrat, drei Sekretäre, je ein Militär- und Handelsattaché zur Verfügung neben einem zahlreichen mittleren und unteren Personal, das unsichtbar blieb und nicht bei den gesellschaftlichen Veranstaltungen auftrat. Die Angehörigen der Botschaft bildeten unter sich eine Art sowjetrussischer Kolonie, die sich nach außen völlig abschloß. Ihre Geheimnisse habe ich niemals ergründet, ich weiß auch nicht, wer von dieser unbekanntten Schar neben oder über dem Botschafter das wirkliche Auge Moskaus war. Wir kamen nur mit denjenigen in Berührung, die in der offiziellen Liste als „Diplomaten“ angeführt waren.

Die lange, gemeinsame Grenze verschaffte der Botschaft wohl ein reichliches Arbeitsfeld, zumal die Gruppen der mohammedanischen Flüchtlinge aus dem roten Rußland nach Afghanistan niemals abrissen und die Wanderungen der Nomaden mit den Schafherden häufig Anlaß zu Grenzzwischenfällen gaben. Dazu kam ein reger Handelsverkehr, der in die Bahn staatlicher Leitung auf der Basis eines gegenseitigen Warenaustausches gelenkt wurde.

Ich brauchte nicht weit zu fahren, als ich dem Doyen meine Aufwartung machte, die Sowjetbotschaft lag ganz in der Nähe, als einzige Mission in der Altstadt, wenige Schritte hinter der Brücke über dem Kabulfluß. Das einstöckige Haus des Botschafters lag in einem zweiten, kleineren Hof, zu dem ein tiefer Durchgang durch ein Zwischenhaus führte. Die Einrichtung war ziemlich verwohnt und mittelmäßig, weder in Moskau noch hier schien jemand Wert auf gediegene Repräsentation zu legen. Die Dienerschaft war durchweg afghanisch, sauber gekleidet und gut geschult. Herr Léonide Stark trat ein, ein breitschultriger, etwas schwerfälliger und bedächtiger Herr. Auf die Anrede „Exzellenz“ schien er Gewicht zu legen. Als er mir später einmal einen Sekretär mit irgendeiner Bestellung sandte, der nur über wenige Brocken Französisch verfügte, redete der junge Sowjetdiplomate von „Mon Excellence“, woraus ich schloß, daß er seinen Chef, Herrn Stark, meinte.

Deutsch sprach Herr Stark nicht, entgegen meiner Vermutung wegen seines deutschen Namens, er war vielmehr ein Lette der Abstammung nach, ein früherer zaristischer Offizier. Er begrüßte mich freundlich in langsamem Französisch, das er, wie er gleich zu Anfang bemerkte, nur dürftig beherrschte. Dafür war er Meister des Persischen, dessen Kenntnis von sämtlichen Herren der Botschaft verlangt wurde. Sie waren Spezialisten für den Orient. Von den afghanischen Verhältnissen sprach Herr Stark mit einem Ton leichten Wohlwollens, obwohl sie sich von den sowjetrussischen doch nur vorteilhaft unterscheiden konnten. Politisches berührten wir sonst nicht. Frau Olga Stark war so freundlich, uns bald bei einer Tasse Tee Gesellschaft zu leisten. Die lebhafteste Kaukasierin, die ich

wohl für jugendlicher hielt, als sie in Wirklichkeit war, sprudelte ein unbekümmertes Französisch heraus. Sie trat lebhaft für Abwechslung in dem eintönigen Leben ein und freute sich zu hören, daß ich sobald als möglich Tanztees geben würde. Sie veranstaltete gern Feste und war sehr gastfrei, auch gegenüber unseren Deutschen, wie ich bereits erfahren hatte. In einem Diplomatischen Korps gibt es manchmal Unstimmigkeiten, die irgendwie beigelegt werden müssen, oder Entfremdungen mit kühleren Beziehungen, aber mit Herrn und Frau Stark bin ich immer gleichmäßig gut ausgekommen.

Der Botschaftsrat, Herr Rix, war ein hagerer, älterer Herr von einer Zurückhaltung, die bis zur Scheu ging, mehr als über das Wetter und die üblichen Redensarten beim Bridge habe ich mit ihm nicht gesprochen. Vielleicht wird er seine Gründe gehabt haben, auch er war ein zaristischer Offizier gewesen, bei den Kosaken. Mit seinen Kosaken hatte er der Expedition Niedermayer-Hentig in Persien aufgelauert, jedoch vergeblich. Das Soldatenglück begünstigte ihn damals nicht. In Kabul war er ebensolange wie Herr Stark.

Die übrigen Herren fielen mir nicht weiter auf, sie benahmen sich stets mit großer Höflichkeit, entsprachen allerdings weniger der Vorstellung, die man gemeinlich mit dem Begriff des Diplomaten verbindet.

*

Der zweistöckige, rechteckige Bau des Außenministeriums macht in seiner harmonischen Gliederung einen freundlichen Eindruck. Freistehend in einem weiten außerordentlich gepflegten Park, wirkt er wie das vornehme Herrenhaus eines großen Gutsbesitzers. Die Schmalseite des langen Rechtecks ist der Einfahrt zugekehrt. Beim Eintritt bemerke ich gleich zur linken Hand im Hintergrund eine Reihe von Tennisplätzen. Die Afghanen sind sportliebend, und dem Tennis geben sie sich mit wahrer Leidenschaft hin. Später werden wir oft eingeladen, hier auf diesen Plätzen mit ihnen zu spielen. Ihre Anlage ist vorzüglich. Das Innere des Ministeriums sowie die Einrichtung

ist von großer Einfachheit. Die Möbel sind von einheimischen Handwerkern angefertigt, die noch nicht durch die deutsche Ausbildung in der Kunstgewerbeschule gegangen sind. Die Zimmer sind schmucklos, und die im Winter aufgestellten eisernen Öfen mit den durch den Raum gehenden Rohren tragen nicht zur Erhöhung der Behaglichkeit bei. Das Arbeitszimmer des Ministers ist geräumig, aber ebenfalls sparsam und einfach möbliert. Der Prunk liegt den Afghanen nicht. Für größere Empfänge verfügt der Minister über zwei Salons, auch steht ihm der Saal des Klubs der Herren des Ministeriums zu Gebote.

S. E. Faiz Mohammed Chan, ein untersetzter spitzbärtiger Herr mit lebhaften, beobachtenden Augen empfängt mich mit gewinnender Freundlichkeit. Er spricht fließend Englisch. Er liebt zu plaudern, und ich merke bald, daß ich einen fein kultivierten Menschen vor mir habe, der auch ein Schriftsteller von Rang ist. Die Geschichte seines Volkes beschäftigt ihn, namentlich die Rassegeschichte. Im Gespräch bricht manchmal bei ihm ein geistreicher Humor durch. Über die allgemeine Lage der internationalen Politik ist er informiert, die Entwicklung im neuen Deutschland verfolgt er mit großem Interesse. Er versichert mir, daß der Ausbau der deutsch-afghanischen Beziehungen ihm sehr am Herzen liege und daß er mich in meinen Bemühungen, sie weiter zu festigen, mit Kräften unterstützen werde. Er hat Wort gehalten.

Der damalige Staatssekretär Prinz Naim Chan ist ein Vetter des Königs Zahir, ein Sohn des früheren Berliner Gesandten Mohammed Aziz Chan, der jetzt neben seinem Bruder König Nadir im Mausoleum bei Kabul ruht. Der noch jüngere, schlanke Herr zeigte eine elegante Erscheinung. Er nahm mich mit der höflichen Freundlichkeit eines vollendeten Gentleman auf. Bisher Gesandter in Rom gewesen, war er mit den Gepflogenheiten des internationalen Lebens völlig vertraut. Auch er fragte mich, ob ich Jäger sei, denn die Jagd ist die Lieblingsbeschäftigung der Afghanen. Ein Afghane ist ein Jäger, Reiter und Sportsmann.

Ich lernte noch einige jüngere Herren in leitenden Stellungen

kennen, die sich ihrem Auftreten nach in nichts von ihren europäischen Kollegen unterschieden. Wenn man bedenkt, daß die Tradition des afghanischen Außenministeriums damals kaum über zwölf Jahre hinausreichte, so muß dieses Ergebnis überraschen. Durch die Hierarchie der Beamtenschaft, die Minister eingeschlossen, geht ein feiner, aber merklicher Trennungsstrich. Dieser Strich scheidet die Zugehörigen zu der königlichen Familie von den übrigen. Auf dem ersten Plan stehen die unmittelbaren Verwandten des Königs, sie haben die wirklich führenden Stellen inne. Der Premierminister Mohammed Hachem, der Kriegsminister Shah Mahmud sowie ihr Stellvertreter, der Pariser Gesandte Shah Wali, sind Onkel des Königs, Brüder des Königs Nadir, der Hofminister Ahmed Shah ist ein Großonkel, der Staatssekretär Naim ein Vetter, Außenminister und Unterrichtsminister sind entferntere Verwandte, um nur einige Beispiele aufzuführen. Es folgen dann diejenigen Herren, die verwandtschaftliche Beziehungen zu dem gestürzten Hause Amanullah haben, das eine Seitenlinie der heutigen von Mohammed Nadir begründeten Dynastie der „Mohammedzai“ ist. So ist Asadullah Chan, der Kommandeur der Gardedivision, ein Bruder des früheren Königs. Diese Angehörigen der königlichen Familie, in weitestem Sinne genommen, bilden die erste Aristokratie des Landes. Es kommt nicht darauf an, ob sie einen Titel führen, zum Beispiel Sirdar, den man in diesem Falle, nicht in anderen, mit Prinz wiedergeben könnte, sondern einzig und allein auf die Abstammung. Gewiß ist Afghanistan ein islamisches Land, und der Islam ist an sich nivellierend, er vernichtet Standesunterschiede, kennt keinen Adel, sondern macht alle Gläubigen gleich, schafft demnach auf der anderen Seite die Voraussetzungen für den sattsam bekannten Typ des asiatischen Despoten. Denn dort, wo keine Aristokratie die Freiheiten des Volkes gegen die Willkür des einzelnen schützt, gedeiht der Despot. Aber der Islam hat die arische Grundlage, die Verfassung der afghanischen Stämme nicht erschüttern können. Der Afghane ist freiheitlich gesinnt, jeder Stamm hat seine „Freiheiten“, der Stamm folgt seinen Führern, die sich die Rechte des Volkes nicht entreißen lassen.

Ein freiheitlich gesinntes Volk besitzt eine Aristokratie, einen Adel. Dieser Adel ist in Afghanistan vorhanden, obwohl er weder in der Religion noch in der Verfassung eine Stütze findet, und obwohl er selten einen Titel führt, aber der Afghane ist sich seiner Abstammung bewußt und er kennt die Abstammung des anderen. Die Zugehörigkeit zur königlichen Familie verleiht die Zugehörigkeit zur ersten Schicht der Aristokratie. Diese stellt einen großen Teil der führenden Beamten, und je näher jemand dem Throne steht, um so höher wird seine Stellung in dem Staate ausfallen. Die Auslese nach Zuverlässigkeit und Eignung wird dabei nicht ausgeschaltet, nicht jeder, der die Voraussetzung der Abstammung erfüllt, besitzt einen Staatsposten.

Für die Heranziehung anderer Personen zu Posten und Ämtern, auch zu dem Ministeramt, entscheidet neben der politischen Zweckmäßigkeit, der Tüchtigkeit auch der Mangel an einer geeigneten Persönlichkeit aus dem engeren Kreise. Bei näherem Verkehr erkennt ein geübtes Auge, zu welcher Schicht jemand gehört, der seinem Namen wie jeder andere nur den einfachen „Chan“ hinzufügt und eine untergeordnetere Stellung in einem Ministerium bekleidet.

*

Mit besonderer Spannung sah ich meiner ersten Begegnung mit dem Premierminister, Seiner Königlichen Hoheit Mohammed Hachem Chan, entgegen. Er war der dritte Bruder des soeben ermordeten Königs Nadir und wie dieser im indischen Exil geboren, in Deradun, vier Jahre später, 1884. Nachdem die Familie nach Afghanistan zurückgerufen worden war, ernannte der Emir Habibullah ihn zum Kommandanten der Leibgarde; schnell brachte er es zur Würde eines Generalleutnants, 1917 wurde er zum Generalgouverneur und Kommandierenden General in Herat ernannt. 1919 erhielt er die gleiche Stellung in Djellalabad, die er 1921 — seit 1919 unter dem neuen König Amanullah — mit dem Amt des Kriegsministers vertauschte. 1923 ging er als Botschafter nach Moskau, gab drei Jahre später sein Amt auf und zog sich nach Frankreich zurück, wo Nadir

Chan lebte, nachdem er seinen Posten als Gesandter in Paris resigniert hatte. Die Familie der Mohammedzai verließ König Amanullah, dem sie nicht mehr zu folgen vermochte, und wartete ab. Nach dem Ausbruch der Revolution von 1928 kehrte er mit seinem Bruder Nadir aus Frankreich zurück und organisierte in der Provinz Djellalabad den Freiheitskampf gegen Batcha Sakkao. Nach der Wahl seines Bruders Nadir zum König wurde er der Premierminister von Afghanistan. Die Nachricht von dem tragischen Ende des gekrönten Bruders überraschte ihn auf einer Besichtigungsreise in Andchoi im afghanischen Turkestan zusammen mit der Meldung von der Ausrufung des Königssohnes Zahir zum König durch seinen jüngsten Bruder, den Kriegsminister Mahmud Shah. Jetzt lebten nur noch drei Brüder des gestorbenen Königs Nadir: Mohammed Hachem, der soeben genannte Mahmud Shah und der älteste von ihnen, der Gesandte in Paris, Shah Vali Chan. Der vierte Bruder, Mohammed Azis Chan, war im April in Berlin von einem afghanischen Studenten erschossen worden. Von Andchoi telegraphierte Mohammed Hachem seinem königlichen Neffen seine Huldigung, wurde von diesem als Premierminister bestätigt und war soeben nach Kabul zurückgekehrt. Wenige Tage später sollte ich ihn sehen.

Er kannte Deutschland aus der Inflationszeit, als er seinen hoffnungslos erkrankten Vater zur Behandlung nach Erlangen brachte. Humorvoll erzählte er mir später ein kleines Erlebnis, wie die erbitterte Menge sein Auto anhielt, weil sie in ihm einen jüdischen Schieber vermutete und ihn dann im Triumph ins Hotel fuhr, nachdem er sich als Afghane zu erkennen gegeben hatte. Er begriff durchaus die Stimmung der darbenden Arbeiter, zumal die Afghanen in ihrem eigenen Lande den Juden nicht hochkommen lassen.

Seine Sprachkenntnisse waren erstaunlich; er beherrschte außer Paschtu und Persisch: Urdu, Arabisch, Englisch, Russisch und Französisch. Als seltene Ausnahme war er unverheiratet, weil er nicht über die nötige Freizeit neben seiner Arbeit verfügte, wie er mir einmal auf meine Frage erklärte. Von seiner Energie und seinem Arbeitseifer hatte ich bereits gehört, tat-

sächlich saß er von morgens fünf bis nachts elf Uhr am Schreibtisch. Abends liefen aus allen Teilen des Landes die telephonischen Berichte der verantwortlichen Beamten ein. Der Apparat stand auf dem Schreibtisch, doch kein Missionschef konnte sich mit ihm verbinden lassen, bis eine Ausnahme zugestanden wurde — für mich.

Ich hatte noch viel mehr über ihn gehört, bevor ich ihn selbst sah, von „Landeskennern“ verschiedener Nationalitäten. Nach diesen „Informationen“ soll lediglich die plötzliche Ausrufung des Königssohnes Zahir durch Mahmud Shah zum König während der zufälligen Abwesenheit des Premierministers im Norden ihn verhindert haben, selbst den Thron zu besteigen, doch die Brüder fürchteten ihn als Despoten. Nun beherrschte er angeblich den König, seinen jungen Neffen, den er von den Regierungsgeschäften fernhielt. Er sei der eigentliche Regent des Landes, und es werde nicht lange dauern, bis er sich selbst die Krone aufsetze. Seine Herrschsucht übersteige jedes Maß, sein Mißtrauen jede Grenze, und die Gefängnisse füllten sich mit Verdächtigen. Die Verhöre sollte er nächtlich selbst leiten, wobei die Phantasie meiner „Gewährsmänner“ sich in Einzelheiten überbot. Nach einiger Überlegung mußte ich mir sagen, daß die beispiellose Ruhe, in der sich der Thronwechsel nach dem tragischen Ereignis vollzog, eine Ruhe, die ungestört fort dauerte, für das große Organisationstalent des Premierministers sprach, der in den drei Jahren nach der Vertreibung des Räubers das Land aus einem wahrhaft chaotischen Zustand zu einer inneren Ordnung brachte, die nicht einmal durch die Schüsse des Königsmörders gestört werden konnte. Daß nach der entsetzlichen Tat Verdächtige verhaftet wurden, verstand sich von selbst. Ich fand es richtig, daß der junge König sich auf den Rat des erprobten Bruders seines Vaters verließ; während meiner dreijährigen Amtstätigkeit kam im Lande unter der strengen Führung des Premierministers nicht die leiseste Unruhe auf.

Ich war bewegt, einem Staatsmann gegenüberzutreten, der vor kurzem zwei Brüder durch die Hand von Mördern verloren hatte.

Ein hochgewachsener Mann in gutsitzendem, unauffälligem Cut reichte mir höflich die Hand, während zwei durchdringende Augen mich prüfend ansahen. Der Schmerz verschleierte noch mehr die Stimme, die er stets nur halblaut gebrauchte. Unbeweglich blieb der energiegeladene Ausdruck des Gesichtes, dessen Würde durch einen sorgfältig gestutzten Spitzbart unterstrichen wurde. Die gerade Nase, die hohe Stirn, der scharfe Schnitt des länglichen Gesichtes verrieten die alte und edle Rasse. Mohammed Hachem sprach zögernd, mit großer Zurückhaltung, er wog seine Worte ab, wartete auf den Eindruck, den sie machten. In Worten und Benehmen zeigten sich charakteristische Merkmale der Afghanen: Höflichkeit, vornehme Ruhe und Selbstbeherrschung, Geduld und Fassung im Ertragen auch schwerer Schicksalsschläge, die treffende Menschenkenntnis, die mich immer wieder überraschte.

Das einleitende Gespräch ergab sich von selbst: die Tragödien des Königshauses, zu denen ich mein ehrliches Mitgefühl und Beileid aussprach. Der Premierminister nickte dankend. „Es war so Gottes Wille“, fügte er leise hinzu.

Es schwebten einige dornige Angelegenheiten, die unsere Beziehungen zu belasten drohten, falls es nicht gelang, auf der afghanischen Seite Verständnis für unsere Haltung und Vertrauen in unsere Ehrlichkeit und aufrichtige Freundschaft zu erwecken, und nichts lag mir ferner, als irgendeine dieser Fragen bei meinem ersten Besuch anzuschneiden. Der Premierminister schob die Teetasse zurück und nahm die schwarze Persianermütze vom Haupt. Die schweigend ausgeführten Bewegungen rieten mir zu bleiben, denn ich wollte mich gerade zum Abschied erheben. Bisher hatten wir uns in Englisch unterhalten, das er einwandfrei beherrschte, jetzt wollte er mir seine persischen Worte durch den anwesenden Chef seines Kabinetts in Englisch wiedergeben lassen, „da sein eigenes Englisch vielleicht zu scharf klingen könnte, was nicht in seiner Absicht läge.“ Und dann kamen die stacheligen Sachen an die Reihe. Die Unterhaltung verlängerte sich um eine Stunde. Wir hatten uns vorher nicht gekannt, vielleicht hegte jeder von uns dem anderen gegenüber ein wenig Mißtrauen, und als wir uns verließen, hatten wir

uns frei ausgesprochen und waren Freunde geworden. Das Verhältnis des Vertrauens war hergestellt und sollte nie getrübt werden.

Ich sagte ihm in einer Sache, daß ich die Entwicklung nicht voraussehen könnte, denn sie hinge nicht ausschließlich von uns ab, aber ich könnte ihm mein Wort geben, daß sie nach meiner persönlichen Überzeugung zu dem von ihm gewünschten Erfolg führen würde, womit ich recht behielt. Der Premierminister gab meine, nur meine Überzeugung verpflichtende Äußerung an die Abordnung der Stämme wieder, die ihre Ungeduld zum Ausdruck gebracht hatten. Die Mißstimmung wurde beseitigt, sie glaubten dem Premierminister ohne Widerspruch, „denn das Wort des deutschen Gesandten bürgt für den guten Ausgang“!

Es ist mir eine ganz besondere Genugtuung, daß ich die Freundschaft zwischen unseren beiden Ländern vertiefen konnte und daß kein Vorkommnis je die Harmonie des Einvernehmens mit dem Premierminister störte. Als ich mich von ihm in Berlin verabschiedete, da ich nicht mehr nach Kabul zurückkehren konnte, sagte er zu mir: „Sie sind der populärste Mann in Afghanistan, und dies dürfte der schönste Lohn Ihrer Tätigkeit sein!“

★

Die Überreichung meines Beglaubigungsschreibens an Seine Majestät König Mohammed Zahir wurde auf den 4. Dezember, vormittags 11 Uhr, festgesetzt. Das Schreiben des greisen Reichspräsidenten von Hindenburg war an „Seine Majestät den König von Afghanistan“ ohne Zusatz des Namens gerichtet, so daß es durch den inzwischen eingetretenen Tod des Königs Nadir nicht hinfällig geworden war. Der mit Zustimmung des Volkes an seine Stelle getretene König Zahir war nunmehr der Empfänger, an den es sich richtete. Meine Hoffnung, jetzt die Ark zu sehen, wurde enttäuscht. Der König empfängt nicht dort, sondern in dem Palais von „Dilkuscha“ (Herzensfreude), das sich außerhalb des königlichen Schloßbezirkes in einem vorgelagerten Park befindet. Der König gelangt nach Dilkuscha auf

einem unmittelbaren Zugang von seiner Residenz am Fuße des Nordturmes der Ark durch ein Tor in der Umfassungsmauer. Dilkuscha ist Anfang des Jahrhunderts von Emir Habibullah im Stil der Zeit erbaut worden, halb Villa, halb Schloß. Das Baumaterial ist Stein, nicht etwa Lehm. Der König bewohnt das Schloß nicht, es dient nur repräsentativen Zwecken, zumal es im Winter schwer heizbar ist, da die großen Räume nur durch die englischen Kamine erwärmt werden können. Die Inneneinrichtung ist für Empfänge zugeschnitten, läßt also den Charme der Wohnlichkeit vermissen. Eine persönliche Note fehlt.

Nach der üblichen Etikette holt mich der stellvertretende Chef des Protokolls in einem Kraftwagen des Königlichen Hofes ab. Ich bin im Frack, er auch. Wir nehmen beide in dem Wagen Platz, ein Zug Gardereiter in roter Paradeuniform und schwarzen Pelzmützen mit umgehängtem Karabiner reitet teils vor teils hinter unserem Wagen, zu jeder Seite ein Offizier mit gezogenem Degen. Dann folgt ein zweiter Wagen mit dem Kanzler der Gesandtschaft.

Die Fahrt geht durch die vom Regen aufgeweichten Lehmstraßen von Deh i Afghan durch das tiefe Stadttor auf die breite gewalzte Avenue an der Westseite der Ark. Vor dem Eingangstor zum Park von Dilkuscha bildet meine berittene Eskorte Spalier. Eine breite Allee führt in gerader Linie zum Schloß. Ein lautes Kommando ertönt, und ein Zug Garde zu Fuß, die längs der Allee aufgestellt ist, erweist die Ehrenbezeigung. Der befehligende Offizier steht mit gesenktem Degen vor der Front. Die Ehrenwache ist ebenfalls in roter Paradeuniform. Am Eingangportal begrüßt mich der Protokollchef und führt mich die Freitreppe hinauf in das erste Stockwerk, auf den Absätzen der Treppe stehen Gardeoffiziere. Im Vorzimmer erwartet mich der Hofminister Ahmed Shah, der auch der Schwiegervater des jungen Herrschers ist. Ein Wort des Willkommens, ein Händedruck, dann öffnet der Hofminister, im Frack mit breitem Ordensband, die Flügeltür zu dem Audienzsaal.

Er begleitet mich und den Kanzler hinein. In der Mitte des Saales steht der König in Begleitung des Außenministers und eines hochgewachsenen, schnittigen Adjutanten. Der König

trägt die rote Marschalluniform seiner Garde, das blaue Großband seines höchsten Ordens sowie eine goldene Halskette mit einem brillantenbesetzten Ordensstern. Seine hohe schwarze Pelzmütze ziert eine Diamantagraffe.

Der Saal ist ein großer, hoher Raum mit holzgetäfelten Wänden und reich holzgeschnitzter Decke. Der Parkettboden ist mit Teppichen belegt, in der Mitte der einen Längswand brennt ein Holzfeuer in dem offenen, englischen Kamin. Die Wände ringsum tragen Bilder aus der afghanischen Geschichte, Porträts der Emire, die von afghanischen Künstlern gemalt sind. So streng mohammedanisch die Afghanen auch sind, sie nahmen keinen Anstand, die menschliche Gestalt abzubilden, obwohl der Koran dies in jeder Form, Bild oder Plastik, verbietet.

Der König reicht mir die Hand. Es entsteht eine kleine Pause. Der junge Herr hat unvermutet ein schweres Erbe angetreten, sein Vater, König Nadir, ist vor kurzem ermordet worden, der vorherige Inhaber des Thrones, König Amanullah, hat sich nach einer blutigen Revolution in die Verbannung begeben müssen, und sein Vater, der Emir Habibullah, endete durch die Hand des Mörders. Was wird sein Schicksal sein?

Ich denke an meine Ansprache, die ich auf Deutsch verlesen müßte. Das Blatt halte ich zusammen mit dem Beglaubigungsschreiben in der linken Hand. Aber der König spricht außer Persisch nur Französisch, da er einen Teil seiner Jugend in Frankreich zugebracht hat — er wird mich gar nicht verstehen, und die Verlesung meiner auf Deutsch vorbereiteten Ansprache wäre nichts als eine leere Formalität. Ich möchte dem kaum zwanzig Jahre alten König, der unter so tragischen Umständen den Thron bestiegen hat, etwas sagen, und trage meine Ansprache frei in Französisch vor. Ich überbringe das tiefe Beileid des Reichspräsidenten und des Führers, erwähne, wie es den Tatsachen entsprach, die Aufmerksamkeit, mit der der Reichspräsident die Entwicklung des afghanischen Volkes verfolgt, ich erhoffe eine weitere Befestigung der stets freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Ländern, erbitte die Unterstützung des Königs und seiner Regierung bei meinen Bemühungen, die Freundschaft zu vertiefen und spreche die auf-

richtigen Wünsche der Reichsregierung für sein Wohlergehen und das des tapferen afghanischen Volkes aus.

Darauf übergebe ich ihm das Beglaubigungsschreiben.

Der König hörte aufmerksam zu, er hat mich verstanden, dann verliest er die vorbereitete Erwiderungsansprache in Persisch, er verliest mit Betonung und hebt den Blick während der Verlesung zu mir.

Der offizielle Teil der Audienz ist zu Ende.

Nach dem Protokoll müßte sich nun der Kanzler zurückziehen, und der König unterhielte sich noch einige Zeit zwanglos mit dem Gesandten, im Sitzen. Aber irgendwie ist das Eis des Protokolls gebrochen, der König ladet mit einer Handbewegung uns sämtlich zum Sitzen ein, und es wird Tee gereicht. Nach einigen französischen Worten bemerkt der König zu mir, daß er sich lieber des Hofministers als Dolmetscher bedienen möchte, denn sein Französisch sei doch nicht mehr ganz perfekt, der Hofminister werde das Persische in Englisch übersetzen. Ich gebe zu bedenken, daß ich ebenfalls kein Franzose sei und sicher Schnitzer beim Sprechen mache, daß ich eine unmittelbare Unterhaltung begrüßen würde. Der König stimmt lächelnd zu, und die Unterhaltung kommt ohne Stocken in Fluß. Sie dreht sich um sein Land, der König fragt nach Reichspräsident und Führer, ob ich beide gesehen habe, was ich bejahe. Ich erzähle, daß der Führer mich eingehend über meine neue Aufgabe gesprochen hat. Auf die Frage nach meiner Reise bedanke ich mich für die gastliche und freundliche Aufnahme, ich erwähne den hervorragenden Eindruck seiner Soldaten. Der König erwidert mit Nachdruck, daß die Erziehung durch deutsche Offiziere vornehmlich dazu beigetragen habe, er fügt hinzu, daß er selbst auf der Kriegsschule ein Schüler des von ihm verehrten Oberst Christenn gewesen sei, dem er viel zu verdanken habe. Er fragt mich nach seinem Befinden.

Der König erhebt sich, wünscht mir noch einmal vollen Erfolg meiner Mission und sichert mir seine Unterstützung zu. Ich danke und gedenke des toten Königs.

Der König bittet noch um Grüße an Reichspräsident und Führer.

Ich verlasse den Audienzsaal.

„Sie sprechen wirklich gut“, flüsterte der Außenminister mir zu. Er und der Hofminister verabschieden sich, sie zeigen äußerst zufriedene Gesichter.

Der Protokollchef bringt mich zum Wagen, und auf der Rückfahrt spielt sich das gleiche Zeremoniell ab.

Der Doyen des Diplomatischen Korps wird in der Rangliste der Gesandten das Datum der Audienz notieren.

*

König Zahir ist verheiratet, doch nie werde ich die Königin sehen. Dies würde dem Gebot des Islam, der Landesreligion, widersprechen, und König, Prinzen, Minister und Würdenträger, mögen sie innerlich auch noch so vorurteilsfrei sein, nehmen Rücksicht auf die Sitte, die noch zu tief in dem Herzen des Volkes verankert ist. Das Schicksal des gestürzten Königs Amanullah warnt. Nie zeigt sich die Königin in der Öffentlichkeit, weder dem Volk noch dem Diplomatischen Korps. Die Macht der Mollas, der mohammedanischen Geistlichkeit, ist zu groß, sie wachen über der Beobachtung der Sitte, die ihnen ihre eigene Macht verbürgt. Amanullah wandte sich gegen die Mollas, und diese hetzten das Volk gegen ihn auf.

Der König ladet nicht die Damen des Diplomatischen Korps ein, er vermeidet, sich vor der Öffentlichkeit in Gesellschaft unverschleierter Frauen zu zeigen. Nur allmählich wird ein Stück der starren Sitte abgebröckelt. Ich befand mich schon drei Jahre in Kabul, als der König sich zum erstenmal nach einer sportlichen Vorführung während des Nationalfestes die Damen der Missionschefs in seiner Tribüne vorstellen ließ. Der Vorfall verlief ziemlich unbemerkt.

Der König hat nur eine Frau, was im übrigen durchaus nicht einem mohammedanischen Gebot widerspricht, die Religion gestattet mehrere Frauen, ohne hierzu zu verpflichten. Allerdings war der Harem früher bei den Königen und Großen des Landes die Regel, bis in die neueste Zeit hinein. König Timur, der Sohn des Gründers des Reiches, hinterließ von seinen zahlreichen

Frauen 36 Kinder, unter ihnen 23 Söhne, während Dost Mohammed, der Ahnherr des Königs Amanullah, einer von 18 Brüdern war. Der eine von ihnen, Sultan Mohammed Chan, Herr von Peshawar, auf den König Zahir seine direkte Abstammung zurückführt, besaß, als Burnes ihn 1832 besuchte, 30 Frauen mit etwa 60 Kindern, die genaue Zahl konnte er nicht angeben. Man kann sich einen Begriff machen, wie zahlreich die Abkömmlinge des Königshauses schließlich werden mußten. Noch der Vater Amanullahs, Emir Habibullah, nannte einen wirklich stattlichen Harem sein eigen. Mit Amanullah gingen die Könige von Afghanistan jedoch zur Einehe über.

Diesem Beispiel folgen nicht allgemein die Prinzen und Großen des Landes, wenngleich die Einehe die Regel bei den Persönlichkeiten bildet, die in näheren Kontakt mit europäischen Lebensformen gelangt sind.

Trotz ihrer Abgeschlossenheit ist die Stellung der afghanischen Frau eine freiere als in der übrigen islamischen Welt. In den Kreisen der Familien unter sich wird die Frau durchaus nicht abgesondert. Die Frau nimmt auch Anteil an den Geschicken des Landes, und in die Nationalgeschichte hat sich auch manche Frau eingeschrieben.

Wenn sich die Königin auch nicht der Öffentlichkeit zeigt, so wird sie trotzdem von der Etikette nicht verschwiegen, sie übt gegenüber den Damen des Diplomatischen Korps gesellschaftliche Funktionen aus. An dem Tage, an dem der König anläßlich des Nationalfeiertages die Herren des Diplomatischen Korps empfängt, entbietet die Königin, zu einer anderen Stunde, die Damen zu sich in das Palais von Dilkuscha. Sie gibt einen Tee, umgeben von den Prinzessinnen, die zum größeren Teil mit Angehörigen der königlichen Familie verheiratet sind.

Wie ich von meiner Frau weiß, spielt sich auch diese Zeremonie in dem uns geläufigen europäischen Rahmen ab. Die königlichen Damen sind unverschleiert und tragen moderne Toiletten, Prinzen und Minister, die dem Königshause angehören, sind zugegen. Der Hofminister, Vater der Königin, amtiert als Hofmarschall.

Nach der Beobachtung meiner Frau schien der erste Rang

der Königinwitwe eingeräumt zu werden. Die königlichen Damen bewegten sich natürlich und ungezwungen, Dünkel lag ihnen fremd, eher zeigten sie eine wohltuende Bescheidenheit. Nur wenige von ihnen kannten Europa und hatten in der internationalen Gesellschaft verkehrt, so die Gemahlin des Unterrichtsministers Sirdar Ahmed Ali, die ihren Gatten nach London begleitete, als er dorthin als Gesandter versetzt wurde. Viele haben Indien besucht, und die älteren sind wohl noch dort im Exil geboren, denn die Familie Nadir wurde erst unter Habibullah aus der Verbannung zurückgerufen. Manchen Damen ist in der Schreckenszeit des Batcha Sakkao Leid und Schmerz nicht erspart geblieben.

★

Der König von Afghanistan ist nicht reich wie ein indischer Maharadscha, mit dem er auch sonst keine Ähnlichkeit besitzt; allerdings besaßen die ersten Könige ansehnliche Schätze, und Mountstuart Elphinstone beschreibt ausführlich die Juwelenpracht des Shah Shudja. Dieser Reichtum stammte aber nicht aus dem Lande. Ahmad Shah hatte sich nach der Ermordung des Perserschahs Nadir, des Plünderers von Delhi, seiner Schätze bemächtigt, unter denen er auch den berühmten Kohinur fand, den Elphinstone an Shudja bewunderte, und manch anderer vorher in der Krone der Mogulkaiser von Indien. Während der späteren Thronwirren gingen diese Reichtümer verloren, und mit ihnen auch die reichen indischen Provinzen, Kaschmir vor allem, Multan und Sind. Das Herrscherhaus blieb auf das eigene, unentwickelte und bedeutend ärmere Land angewiesen. Die Vermögen, die Dost Mohammed, Abdurrahman, Habibullah aus ihren Einkünften und den im übrigen mäßigen englischen Subsidien ansammelten, zerflossen mit dem Sturze Amanullahs. Der flüchtende König nahm mit, was er in Sicherheit bringen konnte, den Rest plünderte der „Sohn des Wasserträgers“. Als Nadir auf den Wunsch des befreiten Volkes die Krone annahm, fand er eine völlig ausgeplünderte Ark vor, verwüstete Schlösser, restlos entleerte Kassen, das wahre

Nichts. Äußerste Sparsamkeit gebot sich daher zwangsläufig. Ich selbst konnte beobachten, wie einfach bei allem würdigen Zuschnitt der königliche Haushalt geführt wurde, und dabei hatte ich stets das Gefühl, an der Tafel eines Königs zu sitzen. Der König setzte seinen Gästen zum großen Diplomattendiner einfache Gerichte seines Landes vor, wenn auch in europäischer Küche, dazu klares Wasser und Limonaden, wie sie in Kabul gemischt werden. Wein verbot sich mit Rücksicht auf die religiösen Vorschriften, doch es wurde selbst davon abgesehen, ausländische Mineralwasser zu reichen. Erst allmählich gestatteten ersparte Mittel größeren Luxus, zu meiner Zeit wurde Rosenthalporzellan für die Gedecke angeschafft. Die Ausgaben für die Armee und die Hebung des Landes erschienen wichtiger, Schulden wurden nicht gemacht, Anleihen abgelehnt.

Ein großes Land wie Afghanistan könnte selbstverständlich aus seinen Einnahmen dem Königshaus ein Leben in Pomp und Prunk ermöglichen, doch waren und sind die afghanischen Könige weder asiatische Despoten noch absolute Monarchen. Sie sind keine Herrscher von Gottes Gnaden, noch weniger sind sie Emporkömmlinge, die sich, gestützt auf die Armee, zur Macht emporschwangen, und sie beherrschen kein zu Untertanen und Steuerzahlern herabgesunkenes Volk. Sie sind erwählte Könige, die das Volk führen sollen, um ihm im Innern die Herrschaft und nach außen die Unabhängigkeit zu bewahren. Hatte die Willkür eines asiatischen Despoten ihre Grenze lediglich an der auf das äußerste angespannten Geduld des Volkes, so hielten hier die Privilegien der Großen und die Rechte der Stämme die Königsmacht in Schranken. So liegen die Dinge im wesentlichen auch heute noch, unbeschadet der neuesten Verfassung nach europäischem Muster. Geht die Entwicklung weiter, so kann nur ein Volkskönigtum entstehen, das zwar manche patriarchalischen, manche unzeitgemäß gewordenen Fesseln abstreift, aber niemals zu einer Willkürherrschaft entarten kann. Das Wohl des Volkes, die Erhaltung seiner Unabhängigkeit, das ist die Basis, die der König nicht verlassen darf, will er sich nicht selbst stürzen.

Der erste Herrscher, Ahmad, war ein erwählter König. Wenn

die Dinge näher bei Licht betrachtet werden, ergibt sich, daß die afghanische Entwicklung niemals von diesem Grundsatz abgewichen ist. Eine Wahl schließt die Zustimmung des Volkes sowie die Möglichkeit ihres Widerrufs durch Absetzung in sich. Herrscher wurden verjagt und durch andere ersetzt. Nach dem Abzug der ersten britischen Invasionsarmee kehrte Dost Mohammed aus seinem Exil in Indien zurück, und die Führer der Stämme erkannten ihn als Emir an. Dem Rückmarsch des zweiten britischen Heeres ging die Einsetzung des Emir Abdurrahman voraus, der die Zustimmung der Großen des Landes besaß. Der Befreier von der Herrschaft des Räubers, Nadir, nahm die Krone auf den Wunsch des Volkes an.

Die Freiheit der Wahl hat eine Grenze, die von Anfang an gezogen ist. Dem Stamm der Durani, dem Ahmad entsprang, gebührt der Vorrang, er ist der Königsstamm. König kann nur sein, wer ein Durani ist. Auch Dost Mohammed war ein Durani, aus der Sippe der Barakzai, während Ahmad ein Sadozai war. Die unmittelbare Vererbung des Thrones von dem Vater auf den ältesten Sohn ist dem afghanischen Recht fremd, sie widerspricht der Wahlfreiheit des Volkes, die nur die eine Einschränkung kennt. Nur in drei Fällen ging die Krone infolge der Autorität des großen Vaters ohne Widerspruch auf den ältesten Sohn über — nach dem Tode von Ahmad, Abdurrahman, Nadir — sonst mußten die Söhne untereinander um den Thron und die Zustimmung des Volkes kämpfen. Auch Amanullah schob seinen älteren Bruder beiseite und sicherte sich die Anerkennung durch das Volk.

„Wir können alles ertragen“, erklärte ein Stammesführer dem britischen Gesandten Sir Mountstuart Elphinstone, „Uneinigkeit, Bruderkrieg, Blutvergießen, nur keinen eingesetzten Herrn.“

Die heutige geschriebene Verfassung des Königreiches beschränkt die Thronfolge auf das Haus Nadir, eine nähere Bestimmung ist unterlassen. Als Nadir ermordet wurde, rief sein Bruder, Kriegsminister Shah Mahmud, den einzigen Sohn, Zahir, zum König aus, und das Volk, vertreten durch die Großen, stimmte zu.

Der Afghane haßt Zeremonien und leere Förmlichkeiten. Wie der König nur der erste seiner Großen ist, so fühlt sich jeder als freier Mann und den anderen gleich. Den Vornehmen trennt keine Schranke von dem einfachen Mann. Beide essen aus der gleichen Schüssel und ziehen aus der gleichen Pfeife. Shah Shudja büßte die Volkstümlichkeit ein, als ihn der Hochmut des im Purpur Geborenen befiel. Die Stammesführer wollten ihn, den britische Bajonette wieder nach Kabul als König brachten, unter Umständen anerkennen, wenn er sie nicht mehr, wie es seine Gewohnheit war, stundenlang auf eine Unterredung im Vorzimmer warten ließ, mit ihnen zusammen speiste und ihnen seine Töchter verheiratete. Der stolze Shudja konnte sich hierzu nicht verstehen.

Auch der geringste Mann ist höflich und übt Gastfreundschaft, solange der Höhere ihn mit Achtung behandelt, wird er ihn seinerseits achten.

Allerdings regierten Dost Mohammed, Abdurrahman, Habibullah mit eiserner Hand, aber soweit ihre Handlungen nach unserem Maßstab willkürlich erscheinen, trafen sie den Städter, den Tadjiken, Hezareh, nicht die Freiheit der Stämme, deren Brauch und Gewohnheit sie nicht antasteten. Sie richteten die Autorität des Herrschers auf, jedoch mit Hilfe der Stämme.

Es liegt auf der Hand, daß die freiheitliche Gesinnung des Volkes bestimmend für den Charakter des Königlichen Hofes ist.

*

Die erste Dynastie der Sadozai wurde in der dritten Generation verjagt, als die Herrscher zur Willkür griffen, nicht weil die Brüder Zeman, Shudja und Mahmud um den Thron stritten. Die Nachkommen leben als Exilierte in Indien.

Der Ahnherr des zweiten und des heutigen dritten Königshauses Sarfiraz Paindah Mohammed Chan Barakzai fiel den Sadozai zum Opfer, und diese Bluttat leitete ihr Ende ein. Paindah wurde von König Zeman hingerichtet, sein Bruder Mahmud stürzte ihn mit Hilfe des Sohnes Fattih Chan, der den

Tod seines Vaters, Paindah, rächen wollte. Mahmud ließ den gefangenen Zeman blenden. Die Kämpfe zwischen Mahmud und Shudja führten bald den einen, bald den anderen auf den Thron, je nachdem Fattih Chan die Seite wechselte, schließlich blieb Mahmud Sieger. Und nun ließ er seinen großen Helfer Fattih Chan auf grausamste Art vom Leben zum Tode bringen. Die Brüder des toten Fattih verjagten ihn aus Kabul und teilten sich in das Reich. Mahmud hielt sich allerdings in Herat, Kaschmir und die indischen Besitzungen gingen nach und nach verloren. Dost wurde Herr in Kabul, sein Bruder Sultan Mohammed Chan Herr in Peshawar. Der letztere ist der — erste regierende — Ahnherr der heutigen Dynastie, während Amanullah von Dost abstammt. Burnes besuchte Sultan Mohammed 1832 in Peshawar. Er schreibt: „Er war durchaus nicht der ungebildete Afghane, den ich zu finden erwartete, vielmehr traf ich einen gut erzogenen und kultivierten Gentleman an, dessen offene und lebenswürdige Manieren bei mir einen tiefen Eindruck hinterließen. Er ist ein tapferer Soldat.“ Sultan Mohammed verlor Peshawar bald darauf an die Sikhs und hinterließ seinen Nachkommen keine Krone. Mit seinem Bruder Dost war er verfeindet. Nach dem Tode des Emirs Dost Mohammed ging die Familie nach Kabul zurück und ergriff die Partei des Shir Ali, der in den Thronstreitigkeiten schließlich Sieger blieb. Der Sohn Yahya Chan begleitete 1880 Emir Yakub in das Exil nach Indien, und noch der Urenkel des einstigen Herrschers von Peshawar, der spätere König Nadir, wurde in der Verbannung geboren. Emir Habibullah gestattete 1905 die Rückkehr in die Heimat, und der jetzige König Zahir erblickte in Kabul das Licht der Welt. In dem letzten Krieg mit England, 1919, führte Nadir als Generalissimus des Königs Amanullah die Stämme zum Siege, während Amanullah mit der regulären Armee vom Khyber zurückgeschlagen wurde. Nadir leistete noch Dienste als Gesandter in Paris, zog sich dann aber in das Privatleben zurück, da er die von dem König betriebene Politik nicht billigte. Der Ausbruch der Revolution, die den König Amanullah vertrieb, überraschte ihn in Frankreich. Er kehrte in seine Heimat zurück, übernahm die Führung der

Stämme und vertrieb den Räuber, das Volk erwählte ihn zum König.

Zwei geschichtliche Vorgänge haben den Boden für die Aufrichtung des Königshauses Mohammed Nadir (Mohammedzai) vorbereitet:

Die Sadozai wurden vertrieben, weil ihre Könige willkürlich gegen zwei hervorragende Barakzai, die Vorfahren der zweiten und dritten Dynastie, vorgingen. Am Eingang der Geschichte des heutigen Königshauses steht die Hinrichtung des Stammesführers Paindah durch einen König.

Die zweite Dynastie trat ab, als König Amanullah gegen den Willen des Volkes überstürzte Reformen einführte und die alte Sitte antastete.

Die Könige hatten die Vorrechte der Großen und die Freiheiten des Volkes mißachtet.

Den Übergriffen der früheren Dynastien verdankt das jetzige Haus den Thron.

ZWEITER THEIL

EINE RUNDREISE

Reise nach Herat

Paghman

Heiß war der September 1934 in Kabul, über der Stadt stand in der Luft eine dunstige Staubwolke, in die ich täglich von Paghman talwärts fahrend hineinstieß. Aber oben wehte es merklich frischer, in meiner Villa wurde es abends empfindlich kühl, heizen konnte ich sie nicht. Vier Monate hauste ich schon in dem gemütlichen roten Ziegelbau der „Bibi churd“. „Mein“ öffentlicher Park schwelgte in der Blütenpracht der Petunien und Asten, die Soldaten der Wache schüttelten die reifen Walnüsse von den Bäumen, nachts zündeten sie im Garten neben ihrem Zelt ein Feuer an, und meine afghanischen Diener hüstelten vernehmlich. Das welke Laub der Bäume schimmerte in allen Schattierungen von Gelb, Braun und Rötlich, bei Sonnenuntergang schien das Meer der Baumkronen zu glühen. Meine beiden Tarzis Max und Moritz nahm ich abends in das Haus, da diese schlanken, schnellen Tiere sich ungeachtet ihrer behosten Beine empfindlich gegen die Nachtkühle zeigten. Der „Generaldirektor der Vereinigten Elektrizitätswerke von Paghman“, wie ich den höflichen, einfachen Leiter dieses kleinen Einmannbetriebes taufte, besuchte täglich meinen Diener Mohammed Akram, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. „Ist ihm schon zu kalt“, erklärte Mohammed Akram in seinem wunderlichen Deutsch, „möcht er schon zu Frau und Kind nach Kabul.“ Allein meinerwegen mußte der stille Dulder ja den Lichtbetrieb des Kurortes aufrechterhalten. Aber die Gesandtschaft war immer noch nicht fertig, vier Wochen mindestens würde es noch dauern, wie der Chalifa, der Baumeister, mir auf meine ständige Anfrage versicherte. Unter diesen Umständen gab es wohl nur einen Ausweg: ich mußte reisen, am besten so weit wie es irgend ging, also

nach Herat im westlichen Teil des Landes in der Nähe der iranischen Grenze. Ein deutscher Gesandter hatte diesen Ort bisher nicht besucht, auch niemand meiner ausländischen Kollegen kannte Herat anders als vom Hörensagen. Ein einziger Deutscher verkörperte mit seiner Frau die deutsche, ja die einzige europäische Kolonie in Herat, der sagenhaften Glanzstadt des islamischen Mittelalters. Er bemühte sich, im Auftrag der Firma Siemens ein kleines Turbinenwerk für die Erzeugung von elektrischer Kraft zur Beleuchtung der Stadt anzulegen. Ich werde ihn aufsuchen, zumal er anscheinend Schwierigkeiten hat. Der Siemens-Vertreter in Kabul ist bereit, mich zu begleiten, er möchte seinem Monteur helfen und den Bau vorwärtstreiben.

Unverzüglich trug ich meinen Plan dem Premierminister vor, der mir lebhaft zuredete. Er meinte, daß jetzt die beste Jahreszeit zum Reisen sei, nicht mehr zu heiß, noch nicht zu kalt, die Fahrt sei völlig ungefährlich, ich würde meine Landeskenntnisse erweitern und an Ort und Stelle feststellen, daß die Gerüchte über die Zustände in Herat, wo die Zentralregierung angeblich nichts zu sagen hätte, völlig grundlos seien. Ich nahm mit Freuden sein Angebot an, mir einen landeskundigen „Mihmandar“ als Begleiter mitzugeben, der die verschiedenen Behörden am Reiseweg verständigen sollte und mir überall behilflich sein würde. Der Premierminister versicherte mir, daß ich an jedem Ort eine gastliche Aufnahme fände. Er selbst kannte Herat sehr gut, während des Weltkrieges war er dort eine Zeitlang Gouverneur gewesen.

Bereits am nächsten Morgen sollte die Reise beginnen. Vor einigen Wochen hatte ich mir auf der „Ersten internationalen Waren- und Musterausstellung in Kabul“ ein großes Horch-Kabriolett gekauft, das Glanzstück der Ausstellung. Diesen neuen Wagen wollte ich allerdings nicht auf den mir völlig unbekanntem Wegen riskieren, wovon mir auch die „Landeskenner“ abrieten, deren Kenntnisse jedoch ziemlich veraltet waren. Sie kannten Herat von ihrer ersten Einreise nach Afghanistan vor mehr als einem Jahrzehnt, als sie noch über Rußland fahren mußten und dann von Herat zu Pferde weiterritten. Der Präsident der Afghanischen Nationalbank, Exzellenz Abdul

Medjid Chan, stellte mir, hilfsbereit wie stets, einen Chevrolet-Wagen aus dem Betrieb einer seiner Transportgesellschaften zur Verfügung. Bei diesen Wagen kommt es auf einige Schrammen und Beulen mehr nicht an. Sonstige Vorbereitungen hatte ich nicht zu treffen; ein Kofferchen mit Wäsche und einem zweiten Anzug, eine Kiste Pellegrino-Wasser, Zigarren, Streichhölzer, eine Teekanne und das „*bedding*“, von Cooks Tourist Office in Colombo besorgt. Das war alles. Die Mitnahme eines faltbaren Bettgestelles erschien mir zu beschwerlich, Proviant und dergleichen brauchte ich nicht. Eine Waffe führte ich niemals bei Reisen in Afghanistan.

Abfahrt

Am 28. September verließ ich Paghman am frühen Morgen in meinem Horch. Die Hakenkreuzfahne wurde von dem Dach der Villa Bibi churd niedergeholt, die Wache marschierte ab, der Herr Generaldirektor stellte den Betrieb ein, und der Parkwächter ließ zum letztenmal die Wasserfontänen sprudeln — der Kurort hatte seinen einzigen Sommergast verloren. Noch einen Blick zurück auf das stille Paghman unter dem rotbraunen Blätterdach, und schon bin ich durch den römischen Triumphbogen hindurch.

An der verabredeten Stelle am Eingang der Stadt steht der Chevrolet-Wagen mit einem Sikh als Fahrer. In dem Mihmandar erblicke ich einen alten Bekannten, den Pförtner des Außenministeriums, einen untersetzten, freundlichen Mann. Er hat seine blaue Dienstkleidung an mit der schwarzen Lammfellmütze. Er weiß aus langer Erfahrung, was ein Gesandter ist, und was er auf der Reise wünscht und braucht. Es macht also nichts, daß er nur Persisch und Paschtu spricht. Inzwischen habe ich schon etwas Persisch gelernt und verstehe wenigstens den Sinn der gesprochenen Worte. Der Mihmandar wird sich auf der ganzen Reise als ein freundlicher, ruhiger Helfer erweisen, der auch Humor besitzt. Er verstand, Menschen zu behandeln und mit Würde seine dienstliche Stellung, und

seinen Auftrag, unauffällig zur Geltung zu bringen. Er ist ein Afghane.

Ich mußte mich noch in der Gesandtschaft aufhalten, so daß ich erst gegen Mittag die Stadt verlasse. Der heiße Sommer hatte seinen Höhepunkt überschritten, das Wetter war noch sonnig, geregnet hatte es im Tale bisher nicht. Ein heißer Sandsturm fegte durch die Lehmgassen, trieb den Staub durch die undichten Fenster in die Räume, wo er die Möbel mit einer grauen Schicht überzog.

Das grüne Tal von Tchardeh wird durchfahren, dort hinten, verborgen unter Pappeln, schlummert Darulaman, dann ist ein kleiner Paß zwischen kahlen Sandhügeln zu überklettern; Brücken führen über den Kabul, die Loghar, die Wasser rauschen zwischen grünen, mit Weiden bestandenen Ufern, wir durchqueren die fruchtbare Ebene vom Meidan. Hier leben Menschen, bebauen das Land, es fällt in Afghanistan immer auf, fortlaufend bewohnte Striche zu sehen, hier ist nicht die verlassene Landschaft mit hin und wieder eingestreuten spärlichen Siedlungen. Dann aber kommt wieder die Leere, die Einsamkeit eines grauen, dürr gewordenen Bodens. Zu beiden Seiten erheben sich in der Ferne die Berge, die Berge, die Afghanistan bedeuten, kahl und steinig fallen die Abhänge zur gewellten, von Einschnitten zerrissenen Ebene hinab. Anders ist das Bild im Frühling, wenn die zahlreichen Rinnen das Wasser der Berge zu Tal führen, und die Ebene blüht. Wir sind im Wardak, die Straße ist leidlich, die Steigungen und Biegungen fallen dem Wagen nicht beschwerlich. Im Winter gibt es hier häufig Schneeverwehungen.

Bis Ghazni sind es etwa 155 Kilometer, die bequem in drei bis vier Stunden zu schaffen sind, ich gedenke dort kurz zu rasten und weiter des Wegs in Mukur zu übernachten. Die Landstraße war nicht verlassen, bisher zählte ich sechs Lorries auf dem Wege nach Kabul. Es können jetzt vielleicht noch dreißig Kilometer bis Ghazni sein, durch eine Öffnung der Hügelketten ist in der Ferne verschwommen die graue Lehmzitate der Stadt zu sehen, hoch auf einem Felsvorsprung des schwarzen Gebirgszuges im Hintergrund zur Linken. Da setzt

der Motor aus, und der Wagen bleibt stehen, der Sikh schaut nach, und nun schien ihm guter Rat teuer. Irgendwo hat sich ein Bolzen gelöst, den er nicht ersetzen kann, denn er besitzt weder Ersatzteile noch Werkzeuge. Keine Staubwolke kündigt eine Lorry an, es wird auch keine mehr vorbeifahren, die Straße bleibt ausgestorben. Nirgends ist ein Haus zu erblicken, nur Steine ringsum, nicht einmal ein Baum, ein Strauch. Prüfend forschten die Augen des Sikh die Landstraße ab, er suchte einen Gegenstand, den wir sonst gern auf der Straße vermissen, einen der vielen Nägel, den die Bauern aus ihren schweren Schuhen zu Tausenden verlieren, die häufigste Ursache der Reifenpannen. Er fand einen Nagel und schliff ihn mit zwei Steinen zurecht, an denen ja nun kein Mangel ist. Er probierte ihn als Bolzen, und es klappte nicht, mehrere Male wiederholte er die Versuche mit anderen Nägeln und Steinen, bis er schließlich meinte, jetzt würde es gehen. Mein Horch hätte wohl mit dem Nagel im Motor gestreikt, der Chevrolet wollte anfangs auch nicht anspringen, aber als wir ihn anschoben und zunächst ohne Motor den Abhang hinunterrollten, besann er sich eines besseren und knatterte los. Gern tat er es nicht, rasselnd und mühselig schob der Wagen sich mit der Geschwindigkeit eines eiligen Fußgängers nach Ghazni zu. Die Ebene wurde wieder grün, Bäume umsäumten auf einmal die Straße, Häuser tauchten aus den Gärten auf, folglich muß hier Wasser sein. Tatsächlich krümmt sich ein Bach durch das Tal, der Ghazni Fluß. Verwundert schauen die Händler aus den offenen Basarständen auf unser fauchendes und ratterndes Gefährt, das trotz dem Lärm nur krauchend vorwärtskommt. Links oben auf dem Bergvorsprung liegt die alte Stadt, zur Rechten auf einer kleinen Anhöhe erwartet uns das Rasthaus der Regierung. Ein Seitenweg biegt von der Basarstraße ab, doch die winzige Steigung ist zu viel für den kranken Wagen mit dem Bauernnagel im wunden Motor. Wir gingen zu Fuß hinauf. Soldaten bewachten den Eingang zu dem einstöckigen Hotel, das sich in einem kleinen Garten erhob, ein Wort des Mihmandar genügte, daß wir Einlaß fanden.

Der Mihmandar schien sichtlich erleichtert, daß wir Ghazni

erreicht hatten, denn es ist weniger ratsam, an einer entlegenen Stelle die Nacht an der Landstraße im Freien zu verbringen.

Die Regierungshotels sind neuesten Ursprungs. Allmählich werden sie an den Etappenpunkten der Autostraßen errichtet, um dem Fremden das Reisen zu erleichtern. Sie sind einfach eingerichtet, mit dem Nötigsten für bescheidene Ansprüche. Der Reisende findet ein Zimmer mit Bett, Tisch, Stuhl, Waschschüssel, einem Ofen im Winter, und die Fenster weisen Scheiben auf. In einer Badestube kann man sich aus einem Behälter mit Wasser begießen. Dort steht auch ein Nachtstuhl. Ein Speisesaal ist vorhanden, das Hotel besitzt Wäsche, Geschirr und Bestecke, entweder hat es eigene Küche, oder die Gerichte werden, wie hier in Ghazni, aus einer nahen Garküche geholt. Als Beleuchtung stellt der Leiter Kerzen, Laternen, auch Lampen auf den Tisch.

Das Hotel in Ghazni war nur klein, es hatte fünf Zimmer außer dem geräumigen Speisesaal. Meine Ankunft war angekündigt, und der Leiter hatte sich bemüht, dem Eßzimmer ein freundliches Aussehen zu geben. Sämtliche der kleinen Tische waren gedeckt, Blumen standen darauf, und er hatte anscheinend seinen ganzen Bestand an Porzellan und Gläsern ausbereitet. Der Tee kam sehr schnell, dazu gab es englische Biskuits. Der Mihmandar hatte inzwischen telephoniert und kam mit der angenehmen Nachricht zurück, daß morgen früh ein anderes Auto aus Kabul vor der Tür stehen würde, denn mit dem vernagelten konnten wir natürlich nicht weiterfahren. Ich beschloß, ihm die frohe Botschaft zu glauben.

Ghazni

Am nächsten Morgen stand tatsächlich ein neuer Wagen, ein Ford, vor dem Rasthaus. Der Sikh Driver hatte bereits in der Nacht von Kabul abfahren müssen, denn mein Mihmandar war telephonisch bei der Geheimpolizei in Kabul vorstellig geworden, und diese Behörde kennt keine Nachtruhe. Die Geheimpolizei schien auch den Premierminister unverzüglich informiert zu haben, und aus diesen Gründen läßt sich die ge-

schwinde Erledigung erklären. Seine Königliche Hoheit ist ebenfalls ein Spätarbeiter, abends laufen bei ihm die telephonischen Meldungen aus allen Teilen des weiten Reiches ein. Er bleibt stets laufend im Bilde. Ich bedauerte sehr, daß man ihn mit meiner Panne behelligt hatte.

Die Geheimpolizei funktionierte stets. Als ich später einmal in der Nähe von Kabul eine andere Panne erlitt — ein ungeübter Aushilfsfahrer fuhr nachts meinen Horch mit meiner Frau und mir in einen tiefen Graben —, rief mein Diener von der nächsten Stelle die Geheimpolizei an. In einer halben Stunde sauste sie herbei, mit einem Personenwagen, einer Lorry und allen Geräten. Mein Wagen wurde herausgezogen und nach Hause geschleppt. Am morgen erschien der Polizeioffizier und fragte, ob ich noch weitere Hilfe benötigte, vielleicht für die Reparatur.

Nun war ich in Ghazni. Ich wollte mir vor der Weiterfahrt die Stadt ansehen und dem Hakim, dem Gouverneur des Bezirkes, einen Besuch abstatten. Das Gasthaus lag außerhalb der eigentlichen Stadt, auch hier hatten, wie in Djellalabad, die Lorries einen Teil der Bewohner aus der ummauerten Burg an die offene Landstraße heruntergezogen. Dort war in der Ebene eine lange Basarstraße entstanden, denn die Lastkraftwagen können weder die steile Höhe hinauf noch durch die engen Stadttore hindurch. Die Neustadt breitete sich ständig aus, zumal sie auch den anderen Vorzug aufwies, in der bewässerten Ebene zu liegen.

Über eine Brücke geht es auf die linke Seite des Flusses, der den Fuß der Burgstadt umspült. Gerber waschen die Schaffelle im Wasser, das hierfür besonders geeignet sein soll, es werden tatsächlich allein in Ghazni die mit Recht berühmten „Pustins“, die orangerot bestickten Schafpelze mit der safrangelb gefärbten Außenseite — der Lederseite —, hergestellt. Zu der Eignung des Wassers kommt die Geschicklichkeit der Gerber und die Handfertigkeit der stickgeübten Ghazni-Frauen hinzu.

Männer füllten behaarte Ziegenschläuche im Fluß mit Wasser und schleppten sie bergan in die Stadt. Der Wasserträger gehört unvermeidlich in das Bild jeder afghanischen Stadt.

Am Fuße des Bergvorsprungs hockten Kamele und Esel in halb zerfallenen Lehmhöfen. Noch hat der Motor nicht völlig die Karawanen verdrängt, und ich werde auf dem weiteren Teil meiner Reise öfters den langen Kamelzügen begegnen. Aber die Zeit geht schnell vorwärts, es macht sich bereits bemerkbar, daß die Aufzucht von Kamelen nicht mehr so lohnend ist wie früher.

Ghazni hat eine Geschichte, es war einmal eine glanzvolle Stadt, die Residenz eines mächtigen Reiches, damals dehnte sie sich mit ihren zweihunderttausend Einwohnern über die ganze Ebene aus, während heute, von der neuen, kleinen Basarstadt abgesehen, lediglich der Bergvorsprung besiedelt ist. Die Häuser standen so dicht gedrängt, daß man über die flachen Dächer von einem Stadtende zum anderen gehen konnte. Die Beuteschätze aus dem reichen Indien wurden hier angehäuft, Paläste, Moscheen, Bibliotheken und Schulen erhoben sich, und ein stolzer Hof schwelgte in Glanz und Pracht. Es war das Ghazni der Ghaznawiden. Ihr Reich erstreckte sich vom Indus über Afghanistan nach Ispahan im Iran. Die „Sklavendynastie“ nennt man sie nach ihrem Begründer Alptekin, einem früheren türkischen Kriegssklaven, der es unter dem westpersischen Haus der Samaniden zu Ruhm und Einfluß brachte, sich schließlich in Ghazni ein selbständiges Reich errichtete. Der größte Sproß seines Hauses, der große Mahmud (997—1030), wird den Glauben Mohammeds mit Feuer und Schwert in Nordindien verbreiten. Seinen türkischen Kriegern gesellen sich die tapferen afghanischen Kämpfer zu. Künste und Wissenschaften aber finden in Mahmud ihren Beschützer. In diesem Jahre, 1934, begeht der Iran das tausendjährige Jubiläum der Geburt seines Nationaldichters Firdusi. Auch ihn hatte der Glanz des Ghaznawidenhofes angezogen, hier erhoffte er, der müde und enttäuschte Greis, Ruhm und Lohn. Doch der Schiite hatte bei dem sunnitischen Herrscher kein Glück, dieser warf nicht einmal einen Blick auf das köstlichste der Bücher, das Firdusi ihm widmete: das „Buch der Könige“, den Shahname. Die Belohnung, die er schließlich bewilligt, erscheint dem König der Dichter zu ärmlich, gebrochen und gekränkt kehrt er dem Hof von



Ghazni



Ghazni



In der Ju 52 nach Kandahar
Links: Shah Wali, rechts: Prinz Asadullah



Frühstück in Serdeh

Ghazni den Rücken, um auf der Reise zu sterben. Aber wir würden weniger von dem großen Eroberer Mahmud sprechen, wir würden seine Siegeszüge in Indien vergessen haben, hätte der Dichter Firdusi ihm nicht im Shahname das ewige Denkmal der Unsterblichkeit gesetzt.

Der Glanz Ghaznis überdauerte den Tod des großen Mahmud um mehr als hundert Jahre, bis ein afghanischer Fürst von Ghor, Alauddin Hussein, 1151, die Stadt völlig einäscherte, nur das Grab Mahmuds und zwei Siegestürme blieben erhalten. Dem Ghoriden gaben die Zeitgenossen den Beinamen „Djihansuz“, Weltverbrenner, einen solchen Eindruck machte die Zerstörung der weltberühmten Glanzstadt. Zwar baut ein Ghaznawide die Stadt notdürftig wieder auf, aber nur, damit der größte Zerstörer aller Zeiten, Dschingis Chan, noch etwas vorfindet, das seine Zertrümmerungswut lohnt. Der Pflug geht über sie hinweg, kleine Dörfer siedeln sich an, nur auf dem Bergvorsprung baut sich wieder ein winziges städtisches Gemeinwesen an. Die Zeiten der Größe und des Glanzes aber sind endgültig vorbei. Der Kaiser Baber wird sich dreihundert Jahre später wundern, warum ein so großer Herrscher wie Mahmud, der Indien und Persien besaß, sich diesen armseligen und dürftigen Platz zur Residenz erwählte.

Ghazni machte keine Geschichte mehr, nur gelegentlich fiel ein Streiflicht der Historie auf die unscheinbare lehmummauerte Burgstadt. Am 21. Juli 1839 lagerte die erste britische Invasionsarmee unter Lord Keane vor ihren Toren. In seinem Gefolge befand sich Shah Shudja, den die Briten vor kurzem als König von Afghanistan in Kandahar eingesetzt hatten. Die dicken und hohen Lehmmauern auf der steilen Berghöhe galten als unüberwindlich, Dost Mohammed in Kabul rechnete mit Sicherheit, daß die Bergfeste den britischen Vormarsch aufhalten werde. Aber das britische Gold begann bereits zu wirken, in der Stadt brütete Verrat, die beiden Brüder, Söhne des Emirs, von denen der eine in der Festung, der andere das Heer in der Ebene kommandierte, mißtrauten einander. So hatte Lord Keane leichtes Spiel; am 23. Juli sprengte eine kleine entschlossene Schar das Kabultor der Feste, die Briten stürzten

unvermutet hinein, noch warf sich eine Gruppe von Ghazis ihnen entgegen, aber die Stadt war verloren. Die Verteidiger ergaben sich, und der andere Bruder rückte mit seinem Heere ab. Als Dost Mohammed den Verlust der Stadt erfuhr, gab er den Kampf auf und floh nach Buchara, zumal sich die Kuhistanis im Norden von Kabul unter dem Einfluß des englischen Goldes gegen ihn erhoben. In Ghazni wurde eine indische Garnison unter britischen Offizieren zurückgelassen, und als der Aufstand in Kabul losbrach, das ganze Land in Aufruhr stand, mußten die Briten in Ghazni kapitulieren. Lange saßen die Offiziere in der Zitadelle gefangen, es war für sie eine bittere Leidenszeit (1842).

Am 5. September trifft die Rachearmee unter General Nott von Kandahar auf dem Marsche nach Kabul vor Ghazni ein. Nach einem hitzigen Gefecht ziehen sich die Afghanen in die Stadt zurück, schießen mit dem Sechzig-Pfünder „Zabber Jang“ auf das Zeltlager Notts fünfzig Pfund schwere Kugeln aus gehämmertem Eisen ab, so daß er seinen Rastplatz wechseln muß. Alles erwartet einen blutigen Sturm für den nächsten Tag, doch in der Nacht ziehen die Verteidiger unvermutet ab, und Nott rückt ohne Kampf in die Feste ein. Vor seinem Weitemarsch sprengt er die Zitadelle. Der brave Reverend Allen, der seine Armee als Feldkaplan begleitet, schreibt in seinem Tagebuch: „Ghazni ist eine armselige Anhäufung zerfallener Lehmhütten. Es muß stets eine miserable, kleine und schmutzige Stadt gewesen sein, aber bei meiner Ankunft machte sie einen jämmerlichen Eindruck wie kaum ein Dorf sonst in diesem Lande.“

Nott muß noch einen nicht besonders ehrenvollen Auftrag ausführen, zu dem sich die britische Regierung dem „Löwen des Punjab“, Ranjit Singh, gegenüber verpflichtet hatte, als Entgelt für seine Mitwirkung bei der zwangsweisen Einsetzung des Shah Shudja als König an Stelle des unbeugsamen Emir Dost Mohammed. Er schändet das Grabmal des großen Mahmud und nimmt die holzgeschnitzten Türen mit, die der Eroberer seinerzeit aus dem Hindutempel in Somnath entführt haben soll. Es wäre merkwürdig, daß Dschingis Chan sie damals geschont

haben sollte; dies wäre nicht seine Art gewesen. Wahrscheinlich waren es gar nicht mehr die alten Sandelholztore aus Somnath.

Der Kampfärm des zweiten englischen Angriffskrieges — 1880 — schallt entfernt an die Mauern von Ghazni. Dieses Mal bricht das britische Heer von Kabul auf, um über Ghazni das belagerte Kandahar zu entsetzen. Lord Roberts, den die Burenkriege noch berühmter machen werden, zieht kampflös in Ghazni ein, wo er für die Nacht Quartier in der wiederaufgebauten Zitadelle bezieht. Der einzige Kriegsberichterstatter des Heeres, Mr. Hensman, steht auf der Terrasse der Burg und schaut auf die Stadt hinab: „Man kann sich schwerlich eine dürftiger aussehende Stadt vorstellen. Die Häuser sind niedrige Lehmhütten, meist einstöckig, und richtige Straßen scheinen überhaupt nicht vorhanden zu sein.“

Nun ganz so schlimm, wenn es wirklich jemals so war, ist Ghazni heute nicht, aber es ist eine kleine, dürftige afghanische Provinzstadt geblieben, völlig unberührt von dem Einfluß des Westens oder Indiens. Die Zerstörungen der Engländer sind ausgebessert, schließlich war alles ja nur aus Lehm erbaut, noch immer überragt die Zitadelle auf der Anhöhe die Stadt, die sich auf dem Bergvorsprung hinter der steilen Mauer verbirgt. Wuchtig und klotzig liegt die Burgstadt auf dem Berg, drei Zugänge führen von dem Tal zu den Stadttoren empor. Die brüchige und rissige Lehmmauer hat nichts Drohendes mehr an sich, hölzerne Balkone springen über den Mauerrand nach außen vor, das Gemäuer ist belebt, Frauen schauen von oben herab, und Kinder spielen.

Wir gehen durch das Tor „des Hakim“, das in sanft ansteigender Straße zum alten Basar führt. Vor dem düsteren, breit gewölbten Torbogen hat sich zur Linken eine dürftige, halb-offene Lehmmoschee an die Mauer geklebt. Es ist ein ziemliches Gedränge in der engen, winkligen Gasse; neben den üblichen Stadtbewohnern, den Tadjiken, hausen hier die Ghilzais, der wichtigste Stamm der Afghanen nach den Duranis. Beinahe hätten die Ghilzais die Führung an sich gerissen. Ihr Oberhaupt Mir Waiz machte sich 1713 in Kandahar unabhängig, er suchte die afghanischen Stämme zu einigen, sein Sohn Mahmud

nimmt den Königstitel an und erobert 1722 Ispahan, die Hauptstadt des Iran, dem Kandahar bis dahin untertan war. Der degenerierte Persersshah Hussein Safawi setzt ihm selbst die Krone auf: „Da Gott es so will, ist das Reich deins!“ Gott wollte es nicht, Nadir schwingt sich zum Schah des Perserreiches auf und unterjocht noch einmal Afghanistan, das erst Ahmad für dauernd unabhängig machen wird. Die Ghilzais versuchen noch mehrmals, sich gegen die Vorherrschaft der Duranis zu erheben, und noch der eiserne Emir Abdurrahman muß 1881 ihren Aufstand blutig niederwerfen. Nun scheinen sie sich in den Bau des Staatsgefüges einzugliedern.

Es kommt mir vor, als ob manche dieser hellbraunen Männer mit dem langen, ovalen Gesicht, der scharf gebogenen, schmalen Nase, dem schwarzen welligen Haar und den dunkelbraunen Augen einen semitischen Einschlag aufweisen. Ich weiß, daß dem nicht so ist, die Afghanen haben nicht das geringste mit den Juden zu tun, und vielleicht macht es nur der lange Bart, die Tracht, die uns biblisch anmutet, die Sonne und das Szenenbild. Da fällt mir ein, daß die Afghanen früher ihre Abstammung auf die Juden zurückführten. Nach einer alten Überlieferung gab Nebukadnezar nach der Zerstörung Jerusalems einem Stamm der Juden Land bei Bamian zur Ansiedlung, unter der Führung des Afghana, eines Nachkommen aus dem Hause Salomon. Elphinstone erwähnt in seinem Buch diese Sage, allerdings mit starkem Zweifel an der behaupteten Herkunft. Als Emir Dost Mohammed 1832 Burnes empfing, spielte er auf die Überlieferung an, die er glaubt: „Wir heiraten die Witwe des Bruders, wir geben der Tochter kein Erbrecht, sind wir also nicht Kinder Israels?“ Der harmlose Dr. Jaworski, der die russische Gesandtschaft unter General Stolettoff an den Hof des Emirs Shir Ali begleitete — sie war der Anlaß zu dem zweiten britischen Überfall —, führte hierüber ein Gespräch mit dem Emir, welcher der gleichen Auffassung wie Dost Mohammed war. Nun, heute wird die alte Überlieferung als Irrtum abgelehnt, der Afghane betont vielmehr seine arische Herkunft. Schon zu Burnes' Zeiten unterhielten die Afghanen ein stark betontes Vorurteil gegen die Juden, „Jahudis“, Juden im land-

läufigen Sinne, sollten die Vorfahren natürlich nicht gewesen sein, sondern „Beni Israel“, Kinder Israels. Als Jaworski den Emir fragte, wie sich denn die behauptete Abstammung mit dem Haß und der Verachtung zusammenreimten, welche die Afghanen den heutigen Juden bewiesen, erwiderte Shir Ali: „Nein, die heutigen Juden sind nicht unsere Brüder, es sind Parias, ein verachteter Teil der Menschheit! Ich rede von den alten Juden, das waren die Ahnen der Afghanen. Der heutige Jude aber interessiert sich nur für das Geld.“

Der Basar ist mit einem Holzgerüst überdeckt und besteht im wesentlichen aus einer einzigen, manchmal breiter werdenden Straße, die über den Hügel verläuft. Zu beiden Seiten der überdachten Straße sind die üblichen offenen Verkaufsstände. Berühmt waren früher die Kupferschmiede von Ghazni, aber auch hier sind die Kenntnisse des alten Kunsthandwerks längst verschwunden; was die Schmiede jetzt anfertigen, besteht aus kunstlosen Gegenständen für den täglichen Gebrauch. Bekannt waren die Holzarbeiten mit der typischen Ghazni-Malerei, zarte Blumenmuster, fast punktiert, mosaikartig hingetupft, in Gelb, Hellgrün, Rosa auf goldbraunem Grund. Vergeblich schaute ich den Handwerkern zu; was sie in Arbeit hatten, waren gröbere Stücke mit breiten, ziemlich grellfarbigen Mustern, Tischplatten, Tablett, Spielbretter, nichts von der alten Pinselkunst war zu entdecken, die wie eingelegt wirkt unter einem Überzug von Lack. Bei einem Händler erblicke ich einen „Kalemdan“, einen Schreibkasten, der mein Entzücken erregt, ja, der Händler bestätigt es sofort, das ist alte Arbeit, das gibt es heute nicht mehr. Der Kasten wird mein für wenige Mark, ich habe gar nicht gehandelt. Aber es blieb das einzige Stück, obwohl ich sämtliche Läden durchstöberte, mit Hilfe eines eifrigen Offiziers, den mir der Hakim ins Hotel als landeskundigen Führer durch die Altstadt geschickt hatte. Auch der Mihmandar fand nichts dergleichen.

Nicht nach meinem Geschmack waren die langen, tiefen „Hochzeitslöffel“, die mit der stilisierten Blumenschnitzerei und der grellfarbigen, breiten Bemalung stark an russische Bauernkunst erinnern.

Im Winter ist es eisig kalt in Ghazni, es ist wohl die kälteste Stadt des Landes, man merkt es an den zum Verkauf gestellten dicken Strümpfen und groben Fausthandschuhen. Und natürlich ist Ghazni die Stadt der Pustins!

Hier war ich an der Quelle. Ich finde für mich neben einem Mantel noch zwei Decken in der gleichen Art, die obere Lederseite rot bestickt auf Safrangelb, sowie eine Reihe ärmelloser Westen, die auch Damen tragen können, auch Westen für Kinder, und bald wird in Berlin eine kleine Nichte im „Pustin“ aus Ghazni herumlaufen. Nun wird es Zeit, daß ich den Hakim besuche, noch weiter höher in der Zitadelle. Winklige dunkle Gassen zwischen den Lehmhäusern führen zu ihm. Der Hakim, würdig und zurückhaltend, erwartet mich unten am Eingang und bringt mich in sein Haus hinauf in das oberste Stockwerk, einem freundlichen Raum mit vielen Fenstern, die einen weiten Blick auf die Stadt und die grüne Ebene gewähren. Ein einfacher, weiß gedeckter Holztisch, einige Stühle, ein Teppich, das ist alles, was die Einrichtung des Zimmers ausmacht. Er bietet mir verschiedenartige Melonen und Tee an. Die sonst im anderen Orient übliche Zigarette fehlt. Mit meinem dürftigen Persisch kommt die Unterhaltung in Gang. Er ist für Fortschritt, für Arbeit, für die Anlage von Wegen, einer neuen Stadt und lobt die deutschen Ingenieure, die hier in der Nähe gearbeitet haben. Der Hakim begleitet mich ein Stück Weges zurück durch die Stadt, nur ein Gendarm folgt ihm mit umgehängtem Gewehr; diese Hakims lieben keinen pomphaften Aufzug, in dem sonst im übrigen Orient die Gewaltigen der Provinz umherzuziehen pflegen.

Am Fuß der Burgstadt besteige ich das Auto, das wegen der Enge und Steilheit nicht hineinfahren konnte. Ich will hinterlassenen Spuren der Ghaznawiden nachgehen. Zwischen der Stadt und dem Dorfe Rozah, wo Sultan Mahmud begraben liegt, dehnt sich wieder eine verlassene, dürre Landschaft aus. Zwei hohe Türme, die von weitem wie Minarets einer Moschee erscheinen, unterbrechen die Einsamkeit und erinnern an die entschwundene Größe. Es sind Siegestsäulen, die eine errichtet von dem großen Eroberer, die andere zwei Jahrhunderte später

von seinem Urenkel Ma'sud III. Sie sind aus sonnengebrannten Lehmziegeln, die eine zierliche persische Beschriftung umwindet, die Sonne der Jahrhunderte hat ihnen eine Patina verliehen, als ob sie glasierte Kacheln wären. Achteckig sind die Säulen, an vielen Stellen sind die Bekleidungsziegel abgebröckelt, und der rohe Lehm kommt zum Vorschein. Dies ist alles, was übriggeblieben ist, wir sind schon auf dem Boden der alten Stadt.

Das Dorf Rozah ist eine Oase in der Dürre, mit grünen Gärten und fließenden Wassern, es steht auf der Stelle des alten Palastes Firozah. Dürftige Reste einer Moschee und von Kuppelbauten sind noch zu erkennen, aber sie sind nichts weiter als schmucklose Lehmhaufen. Doch das Grabmal von Sultan Mahmud ist erhalten. Ich klopfe an eine Tür, und durch einen langen, bedeckten Gang geht es in einen kleinen, still verträumten Garten unter dem Schatten von Maulbeerbäumen. Die Zitterrosen waren am Verblühen. Die hölzernen Flügeltore zum Kuppelraum standen geöffnet, ich war etwas überrascht, denn General Nott hatte doch die angebliche Tür aus dem Tempel von Somnath weggeschleppt, aber der Wächter sieht meinen fragenden Blick und klärt mich auf. Es ist eine andere, auch geschnitzte Tür, die man später an die Stelle der ursprünglichen gesetzt hat. Er weiß sehr wohl, wer hier früher die Ruhe des Grabes gestört hat. In dem halbdunklen Raum erhebt sich über der Grabstelle in der Mitte ein weißer Marmorblock, nicht in Form eines rechteckigen Zenotaphes, wie es bei uns Brauch ist, sondern als kleines Giebeldach. Eine aus dem Marmor herausgehauene persische Inschrift ziert das Grabmal, das niemand im Laufe der Jahrhunderte angetastet hat. Fahnen sind im Umkreis aufgestellt, sie künden von den Taten und Siegen des Sultan Mahmud. Natürlich sind sie neueren Ursprungs. Sonst ist der Raum schmucklos. Der einfache Kuppelbau aus sonnengebrannten Lehmziegeln ist sicherlich in jüngerer Zeit wieder aufgerichtet worden. Ein Molla hockt in der Ecke, meine Begleiter bleiben draußen am Eingang stehen, als wollten sie den Toten nicht belästigen. Er war ein Fremdherrscher über Afghanistan, aber ein Glaubenskrieger, der mit der Spitze des Schwertes den Islam nach Indien trug, und als Heiligen verehrt

ihn das Volk. Sein Grab ist in der Pflege der Regierung. Auch das Grab des Vorfahren Sobuktagin ist wiederhergestellt worden, bereits von Emir Habibullah, jedoch auch nur das Grab unter einem schmucklosen Kuppelbau, die Bogen des alten Prachtbaus sind unwiderruflich zu Lehm und Staub geworden.

Mokur und Kalat i Ghilzai

Aus dem Wagen schaue ich zurück auf das entschwindende Ghazni, die Burgstadt erscheint, von hier gewaltiger als aus der Richtung Kabul. Dort steigt man von den Bergen zu ihr hinunter. Den Ansturm eines Stammes könnte die Feste wohl auch heute noch aushalten.

Bald verlassen wir die Gärten von Ghazni, und die Landschaft wird wieder öde und leer. Staubig und schattenlos schiebt sich die Landstraße auf der Ebene hin. Zu beiden Seiten liegen am Horizont die Berge, bald näher tretend, bald verschwommen, verlassen werden sie uns nie. Es ist nicht Wüste, wenn es auch so scheint, ein Teil war mit Feldern bestellt, die jetzt abgeerntet sind, das andere ist Steppe, aber anbaufähig, sobald Wasser herbeigeschafft wird. Jetzt sind die Flußläufe ausgetrocknet, auch die Djuis sind leer, die hier zahllos die Straße durchschneiden. Viele sind nicht überbrückt, auch nicht die wasserlosen Flüsse. Das Auto klettert hinunter und hinauf, übrigens ohne Schwierigkeit. Wieder bedrückt den Reisenden die Menschenleere, nur hin und wieder tauchen abseits kleine Ansiedlungen auf, aber wer weiß, wie viele Dörfer sich ungesehen in den Falten der Berge verstecken mögen. Auch der Verkehr ist gering, selten wälzt sich uns eine Staubwolke entgegen, die das Nahen einer Lorry ankündet.

Ein Personenwagen begegnete uns nie. Ausgestorben scheint alles, schwer drückt die Sonne, aber im Winter ist es sehr kalt, eisige Winde fegen den Schnee auf die Landstraße, und manche Lorry bleibt stecken. Ich bin später in der kalten Jahreszeit gefahren und habe begriffen, warum in Ghazni die mächtigen Pustins hergestellt werden,

Die Nomaden steigen erst allmählich von den Bergabhängen herunter, oben muß noch etwas Weide für das Vieh sein. Nur ein einziges Mal sah ich in der Ferne ihr Lager aus den dürftigen, braunen Zelten. Es sind wohl nur die Landarbeiter und Hirten, die wandern, kein stattliches Zelt zeigt die Anwesenheit eines Vornehmen an.

Bis Kandahar sind von Kabul etwa 340 Kilometer; an sich könnte man die Fahrt sehr wohl in einem Tage machen, in 14 Stunden etwa, da die Beschaffenheit des Weges größere Geschwindigkeiten nur selten zuläßt. Es empfiehlt sich aber nicht, in der Dunkelheit zu fahren, zumal wenn der Fahrer nicht sehr wegekundig ist. Manchmal ist die Brücke über einen Flußlauf in der Mitte eingestürzt, oder es wird schwierig, nachts den geeigneten Übergang über tiefe Einschnitte zu finden.

Lord Roberts — sein Vater befand sich übrigens vierzig Jahre vorher bei der ersten Invasionsarmee, allerdings nicht mehr während der Katastrophe — marschierte 1880 mit der „*aven-
ging army*“ zwanzig Tage von Kabul bis Kandahar, was damals als tüchtige Marschleistung galt. Heute geht es schneller zu Auto, aber es kam mir noch lang genug vor. Zwei Jahre später flog ich mit der Ju 52 in zwei Stunden nach Kandahar. Ich hatte die afghanische Regierung bewegen können, der Erforschung einer Flugverbindung über Afghanistan, den afghanischen Pamir (Wachan) nach China (Chinesisch-Turkestan) zuzustimmen. Der Probeflug gelang. Nach der Rückkehr des Flugzeuges veranstalteten wir für einige afghanische Prinzen und Minister einen Ausflug zu Luft nach Kandahar. Mitleidig schaute ich aus dem Fenster der bequemen Kabine auf die sonnendurchflutete Landstraße hinunter, auf der in einer dicken Staubwolke eine Lorry ihres Weges rollte. Wir frühstückten in Kandahar und waren vor dem Abendessen wieder in Kabul. Aus diesen Probeflügen hat sich dann die regelmäßige Flugverbindung Berlin—Teheran—Kabul entwickelt.

Nach zwei Stunden wird es grün auf den nahenden Bergabhängen zur Rechten, während die Berge auf der anderen Seite am Horizont verschwinden. Hier sind die Quellen des Tarnakflusses, dem wir etwas später begegnen werden. Er führt

ständig Wasser, wenn auch manchmal recht wenig, und ergießt sich in den Arghandab, der dicht bei Kandahar vorbeifließt und mit den vielen abgezapften Seitenkanälen Stadt und Gärten bewässert. Wo Wasser fließt, da sind auch Ansiedlungen. Bald taucht etwas abseits der robuste Kasten des Regierungsgasthauses in Mokur hinter Bäumen auf. Wir biegen rechts ab, um dort zu frühstücken. An der Straße wird gebaut, der übliche Basar für die Lorries, denn das Dorf ist zu weit rechts hinter einer hohen Lehmmauer mit enger Toreinfahrt. Die einstöckigen grauen Kästen werden fast nur aus Lehm errichtet, der naß aufgeschichtet wird. Holz wird nur für die Dachsparren gebraucht, flach werden die Dächer. Die Öffnungen für Fenster und Türen werden wohl einstweilen ohne Holzrahmen bleiben. Rasch geht die Arbeit vonstatten, und bald ist Neu-Mokur erstanden! Es ist auffällig, wie viel im Lande auf- und umgebaut wird, eine Reiseschilderung von heute trifft für morgen nicht mehr zu. Diese Bemerkung gilt auch für neue Wege, Brücken, Gasthäuser und vieles andere mehr. Wer etwa unverdaute Lese Früchte von „orientalischem Schlendrian“ mit sich herumschleppt, tut gut, beim Eintritt in Afghanistan jedes Vorurteil abzulegen, und die Dinge ohne Brille zu betrachten, wenn er dem erstaunlichen Aufbauwillen des Landes und der Energie der Regierung gerecht werden will.

Friedlich und still liegt Mokur da, die schwarzen Berge des Hezarehjat umsäumen es im Hintergrund. Das dreistöckige Gasthaus ist aus soliden Granitquadern erbaut, es kommt dem Reisenden, der an Lehm gewöhnt ist, etwas unwirklich vor. Das Hotel verfügt sogar über eine Küche, über Badezimmer mit W.C., nur die Zuleitung für das Wasser fehlt noch. Der Leiter tischt mir das übliche gebratene Huhn mit Reis, Tee, Fladenbrot und Melonen auf.

Ich ging in dem kleinen schattigen Hotelgarten spazieren. Soldaten der Garnison spielten mit Hingabe Handball. Ich werde auch in den kleinen Provinzgarnisonen bemerken, daß die afghanischen Soldaten den Sport lieben. Es ist ihr Zeitvertreib in dem Einerlei des Dienstes. In der Nähe wird ein Stadtgarten angelegt, zunächst ist die Anlage sozusagen erst auf dem

Boden skizziert, die Wege und Beete sind abgesteckt, aber eine Bank steht schon an einem Blumenrondell, das ein Wasserträger begießt. Der „Stadtgarten“ liegt vor dem Lehmkastell, dessen enges Tor in einen kleinen, düsteren Basar führt. Die Spitzhacke ist am Werk, und der Basar muß an die offene Landstraße übersiedeln.

Es war wohl nicht immer ruhig in Mokur, auch dem Kriegsberichterstatter Hensman, der 1880 hier im Gefolge des Lord Roberts rastete, fiel das „unabhängige“ Auftreten der Bewohner auf. Sie sehen auch heute so aus, als ob sie die neue Entwicklung nicht gerade mit Wohlwollen betrachteten, aber vielleicht kam es mir nur so vor. Ich machte jedenfalls nicht die geringste unangenehme Erfahrung. Eigentlich hatte ich im Programm einen Besuch des Ab i Istade, eines großen Sees nordöstlich von Mokur in der Ebene, vorgesehen, aber ich hatte mich zu lange in Ghazni aufgehalten und hätte dann hier übernachten müssen. Von Mokur sind es wohl gegen 60 Kilometer. Der See ist der Abfluß des Ghaznibaches. Als ich zwei Jahre später von Kandahar mit der Ju 52 zurückflog, bog der Pilot ab und ließ das Flugzeug hundert Meter über der Wasserfläche hinweggleiten. Das Wasser muß recht brackig oder salzig sein, denn die sumpfigen Ränder zeigten kaum eine Vegetation außer Schilf. Bäume und Sträucher waren nicht zu sehen, ebensowenig Hütten, geschweige denn Ansiedlungen. Nirgends war ein Boot zu erspähen, die ganze Gegend schien verlassen. Es ist immer das gleiche, diese abflußlosen Seen der afghanischen Ebene versalzen, sie beleben kaum das Landschaftsbild und nützen wenig dem Menschen. Wie ich hörte, soll hier jedoch gute Jagd auf Wasserwild sein.

Nach der Mittagsrast geht es weiter. Wir sind an einer kleinen Wasserscheide. Sie trennt den Tarnak und den Argandhab, der erstere wird uns in südwestlicher Richtung begleiten. Die Landschaft bleibt zwar einsam, eintönig und auch dürr, aber einen grünen Strich windet der Tarnak doch hindurch. Tief eingeschnitten krümmt er sich zwischen buschbewachsenen Ufern, spärlich ist sein Wasser geworden, zu dem Herden von Schafen und Ziegen die abschüssigen Abhänge hinuntereilen. Selten ver-

lieren wir den Tarnak aus dem Auge. Die Berge schieben sich manchmal recht nahe heran, bizarre Formen nehmen sie an. Längere Zeit bleibt ein mächtiger abgeplatteter Klotz mein Richtungspunkt. Nach der Karte soll es halbwegs bis Kalat i Ghilzai einen besiedelten Flecken geben, vielleicht hat mich Hitze und Eintönigkeit schläfrig gemacht, ich bemerkte ihn jedenfalls nicht. Am späten Nachmittag halten wir in der „Burg der Ghilzais“. Weit reicht das Gebiet des Stammes, von Kandahar bis Ghazni. Es waren die Ghilzais, die von Ghazni durch das Tal der Loghar zogen, die Höhen von Khurd Kabul besetzten und die Armee Elphinstone vernichteten. Die kleine britische Garnison, die Lord Keane auf dem ersten Vormarsch in Kalat i Ghilzai legte, ergab sich 1842 nicht, als der Volksaufstand losbrach. Kurz rechts vom Wege türmt sich senkrecht die hohe Lehmmauer des Kastells auf halber Höhe der isoliert liegenden Bergspitze. Mit Sturmleitern rückten die Ghilzais an, um im Feuer der britischen Musketen die steile Wand zu erklimmen, jedoch vergebens. Fünfhundert fielen, einem war es gelungen, bis hoch oben an die Mündung des Zwölfpfünders in der Schießscharte vorzudringen. Nun scheint die Zitadelle wohl völlig verlassen zu sein. An ihrem Fuße, zu beiden Seiten der Autostraße, entsteht die neue Stadt. Die Basarstraße ist im Betrieb, an ihrer Verlängerung wird gebaut. An dem Bau eines Regierungsgebäudes wird gearbeitet. Auch die Kasernen sind schon unter. Soldaten üben in der Sonne die ewig gleichen Griffe, laut kommandiert der Unteroffizier, Offiziere in einer schnittigeren Uniform mit Schirmmütze überwachen das Exerzieren.

Fremde könnten auch hier übernachten, freilich steht noch kein Hotel, aber neben einem Laden ist ein Zimmer mit Bettstellen eingerichtet. Nicht jeder reist in einem Personenwagen, die meisten ziehen aus Sparsamkeit eine Lorry vor, deren Driver dem Europäer den Vordersitz neben dem Steuer gibt. Und die Lorries halten hier für die Nacht, wenn es dem Driver so paßt. Der Reisende hat sich zu fügen. Ich trinke einen Tee in einem Tchaichane und rauche meine Zigarre in recht verdächtiger Nähe der Benzinkanister. Es ist angenehm, wie wenig die Be-

wohner von einem Fremden Notiz nehmen, kein Bettler belästigt mich. Kalat i Ghilzai scheint internationalen Verkehr gewohnt zu sein.

Die kärglichen Verkaufsstände legen ein beredtes Zeugnis ab für die Armut des Landes und die geringe Kaufkraft der Bevölkerung. Vergebens suchte ich nach irgendwelchen Erzeugnissen einheimischen Gewerbefleißes.

Kalat i Ghilzai macht einen staubigen, ich möchte sagen, ausgesprochen lehmigen und vertrockneten Eindruck. Lediglich die alte, brüchige Zitadelle verleiht dem Lehmgewirr einen Anflug von Romantik. Das kleine Plateau, auf dessen Vorsprung die Stadt liegt, trennt uns noch von dem Tal des Arghandab.

Wieder geht es hinaus in die Einförmigkeit, die Formen der kahlen Berge werden seltsamer, einige wirken wie riesige menschliche Schatten, andere wollen erloschene Krater sein. Wir biegen schließlich vom Tarnak ab, der Wagen klettert ein trockenes Flußbett hinab, denn die Brücke ist eingestürzt. Der Einsturz muß im Frühjahr erfolgt sein, denn sonst wäre ja Kandahar in der Regenzeit von jedem Autoverkehr abgeschnitten, führt der Fluß Wasser, kommt man ohne Brücke nicht hinüber. Die Straße windet sich durch eine Kette sandiger, freudloser Hügel zu einer breiten, ziemlich guten Chaussee, auf der unser Ford ordentlich in Fahrt kommt. Nach zwei Stunden taucht plötzlich ein riesiger flacher Kasten vor uns auf: Kandahar.

Kandahar

Wir halten in Kandahar in einem geräumigen, rechteckigen, nach der Straße zu offenen Vorhof. Zu Fuß geht es durch ein breites tiefes Tor in der Mitte des niedrigeren Seitenbaus, der anscheinend Lagerhallen enthält. Der Gang führt in einen quadratischen Garten aus dem Märchenland. Eine Fontäne sprudelt mitten aus dem runden bis an den Rand gefüllten Bassin, zu dem von jeder der vier Seiten ein kiesbelegter und steineingefaßter Weg führt. Um den Hof herum verläuft ebenfalls ein Kiesweg. Die Rosenbeete blühen, stille Zypressen träumen.

Gegenüber vom Eingang steht eine hohe Abschlußmauer, links erhebt sich ein weißer Bau mit vorgelagerten offenen Arkaden, rechts ladet eine breite Treppe in die „Ark“ ein. Im Innern finde ich hohe, geräumige Zimmer, Salons, einen großen Empfangssaal, europäisch, behaglich eingerichtet, die Böden sind mit dicken Veloursteppichen belegt. Erstaunlich hoch sind die Räume, ungewöhnlich dick die getünchten Lehmwände, die Fensterbänke zum Märchenhof sind wahre Ruheplätze zum Ausstrecken. Ich bin im Gästehaus der Ark als Gast des Generalgouverneurs, gegenüber in dem Arkadenbau befinden sich die Regierungsbüros. Der Generalgouverneur selbst wohnt nicht hier, er besitzt sein eigenes Palais. Der Flügel, den ich jetzt bewohne, dient für große amtliche Empfänge sowie für die Aufnahme der Gäste von Rang, da das Hotel für die fremden Reisenden erst im Bau ist. Als angenehme Überraschung dreht der Aufseher elektrisches Licht an, aus einer eigenen kleinen Anlage.

Die Ark ist nicht alt, vielleicht dreißig Jahre, von Habibullah erbaut. Kühl ist es hinter den dicken Mauern, es ist eine Freude, hier zu wohnen. Diener servieren in einem kleinen Salon das Abendessen, das der „Nazir“, der Aufseher, überwacht. In der Türkei war der Nazir ein Minister, der hier Wesir heißt. Beide Worte sind arabisch. Die Bedienung ist lautlos und aufmerksam.

Am Morgen frühstücke ich auf einer bedeckten Terrasse, die sich nach dem weiten Stadtplatz zu öffnet. Gegenüber mündet eine breite Straße in den Platz, die in gerader Richtung durch die ganze Stadt führt. Der Platz ist in große Rasenflächen aufgeteilt. Abends sitze ich wieder hier, die Kandaharis finden sich ein, und die Stadtkapelle durchzieht spielend den Platz, immer auf und ab. Auf dem Rasen ringen Männer, Jungens, andere üben sich im Stockfechten, fliegende Händler sorgen für Erfrischungen, Gruppen hocken beieinander, da ruft der Muezzin zum Gebet. Die blau uniformierten Musikanten legen die Instrumente weg, das Getriebe hört auf, die Massen formieren sich in lange Reihen zum Gebet, sie heben die Hände, fallen auf die Knie, berühren mit dem Haupt den Boden, alle in der gleichen rhythmischen Bewegung. Das Gebet ist zu Ende, die Menschen streifen ihre Schuhe und Pantoffeln wieder an, die

Gruppen entfernen sich, langsam leert sich der Platz. Kandahar ist zur Ruhe gegangen.

Nur in der Ark brennt noch Licht, der Nazir hat klares Eis gebracht, das ich unbesorgt in das Glas zum Kühlen des einheimischen Selterswassers tun kann. Hier gibt es eine Eisfabrik, die aus einwandfreiem Wasser künstliches Eis herstellt. In Kabul sind wir noch nicht so weit, wer keinen Kühltisch besitzt — hierzu gehöre ich —, muß Schnee nehmen. Als ich einmal gegenüber einem lebenswürdigen Prinzen das Fehlen einer Eisfabrik bedauerte, meinte er: „Wieso, funktioniert Ihr Frigidaire nicht mehr?“ Übrigens stammt die Anlage für die Eisfabrik in Kandahar aus Deutschland.

Kandahar ist eine Gründung Alexanders des Großen, aber nichts mehr erinnert an den Mazedonier, auch die Lage der Stadt hat sich geändert, aber stets ist hier am Arghandab eine städtische Siedlung geblieben, nachdem der Blick des genialen Feldherrn hier die geeignete Stelle für einen Einfall sowohl nach Indien über Kabul als nach Persien über Herat erkannt hatte. Keiner der großen Eroberer ist an Kandahar vorbeigegangen, auch Mahmud von Ghazni bemächtigt sich der Stadt, um von hier aus nach dem Iran zu ziehen. Dschingis Chan rückt von den rauchenden Ruinen Herats heran und wird auch diese Stadt dem Erdboden gleichmachen, nachdem er sämtliche Bewohner hat umbringen lassen. Aber die Stadt erhebt sich wieder, Baber zieht siegreich ein (1522), zeigt sich jedoch großmütig, er schont das Leben und zerstört nichts. Wohlhabend muß die Stadt gewesen sein, denn Baber spricht in seinen Erinnerungen mit Stolz von den Schätzen, die er als Beute mit nach Kabul bringt. In der Folgezeit wird die Stadt öfters den Besitzer wechseln, als Spielball zwischen den Mogulkaisern und den persischen Herrschern. Seit 1643, seit der Eroberung durch den Perserschah Abbas II., bleibt Kandahar im iranischen Besitz, bis das neue, das nationale Afghanistan erwacht. Im Gegensatz zu den Moguls regierten die Perser mit Strenge, jedoch blieben ihre Versuche, das Land schiitisch zu machen, erfolglos. Die Moguln hatten eine andere Art. Sie ließen den afghanischen Stämmen

in den Bergen ihre Freiheiten, die Stämme regelten ihre inneren Angelegenheiten selbständig in ihren „*jirghas*“, den Versammlungen. Die Moguln nahmen die Statthalter aus afghanischen Reihen, preßten das an sich arme Land nicht aus, sondern gaben einen beträchtlichen Teil der Einnahmen aus dem reichen Indien hier im Lande aus. Ihre besten Truppen und ihre fähigsten Generäle waren Afghanen, und in dem Maße, wie der Zuzug aus den afghanischen Bergen aufhörte, ließ die Macht der Mogulkaiser in Indien nach.

Als das Perserreich anfang zu zerbröckeln, wurde Kandahar unter dem Oberhaupt der Ghilzais, Mir Wais Hotak, 1713, die Hauptstadt des ersten, nur kurzlebigen afghanischen Staates. Der Türke Nadir, der neue Schah der Perser, machte dem Reiche ein baldiges Ende, er zerstörte Kandahar von Grund auf, errichtete eine neue Stadt in der Nähe unter dem Namen Nadirabad, dann stürzte er sich auf Indien, wiederum mit Hilfe der Afghanen. Der Mogulkaiser Mohammed Shah bittet nach einer verlorenen Schlacht um Frieden und zieht gemeinsam mit dem Sieger in sein kaiserliches Delhi ein (7. März 1738). Einige Tage darauf finden in der Stadt kleinere Unruhen statt, und das Perserheer beginnt ein blutiges Morden. Auf die Bitten des Mogulkaisers läßt Nadir nach fünf Stunden das Schlachten einstellen: „Ein Kaiser von Indien darf nicht vergebens bitten.“ Und er zieht mit den ungeheuren Schätzen nach Persien ab. Ahmad Shah, der Führer des afghanischen Stammes der Abdali, wird sie erben und sich in Kandahar zum unabhängigen König der Afghanen erwählen lassen. „Müde waren die Sirdars der Afghanen der unruhigen Zustände in ihrem Lande, und sie wählten einen König für sich aus ihrer Mitte.“ Ahmad Shah baut Kandahar wieder auf, wie es heute steht, der Name Nadirabad verschwindet, und der alte kommt wieder zur Geltung. Seine Abdali, die er jetzt Durani nennt, siedeln sich hier an.

Sein Sohn Timur verlegt die Hauptstadt nach Kabul.

Kandahar wird aber immer einen Platz in der afghanischen Geschichte behaupten. Der vertriebene Enkel Shah Shudja belagert sie 1834 vergeblich, aber 1839 setzt ihn Lord Keane an der Spitze des britischen Heeres als König ein. Die englischen

Kandahar

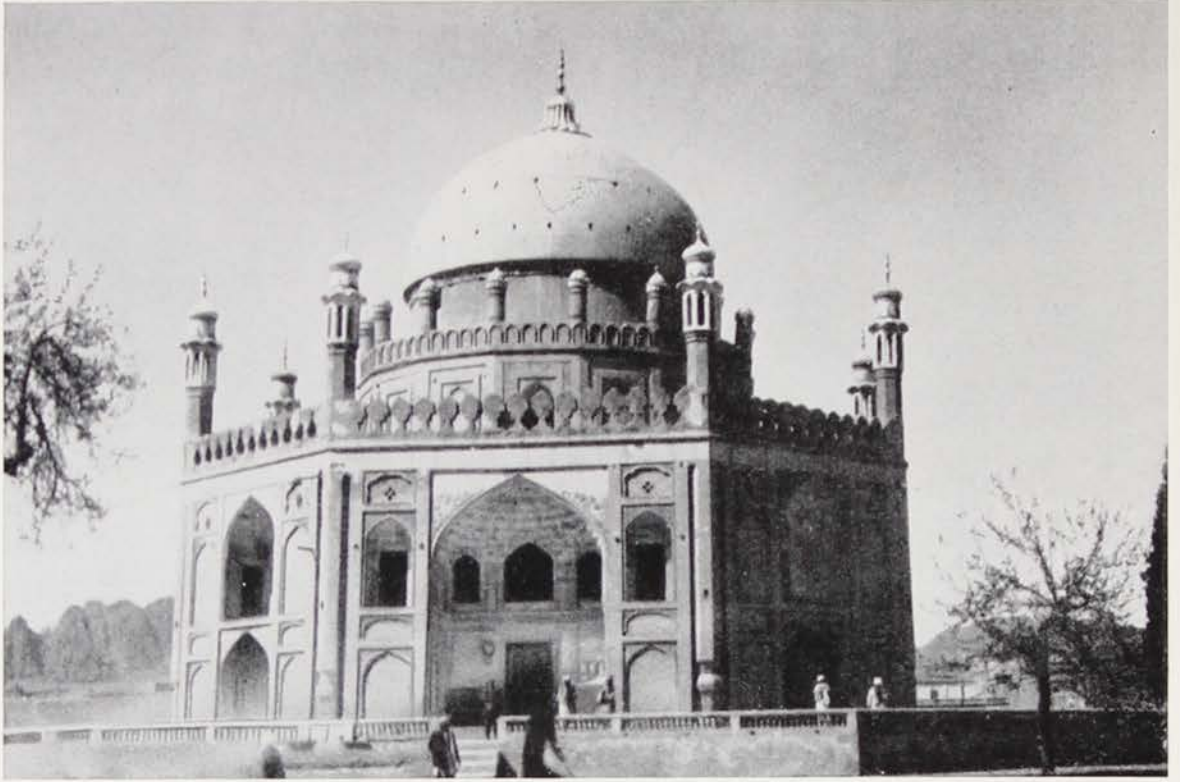


Der „Märchenhof“

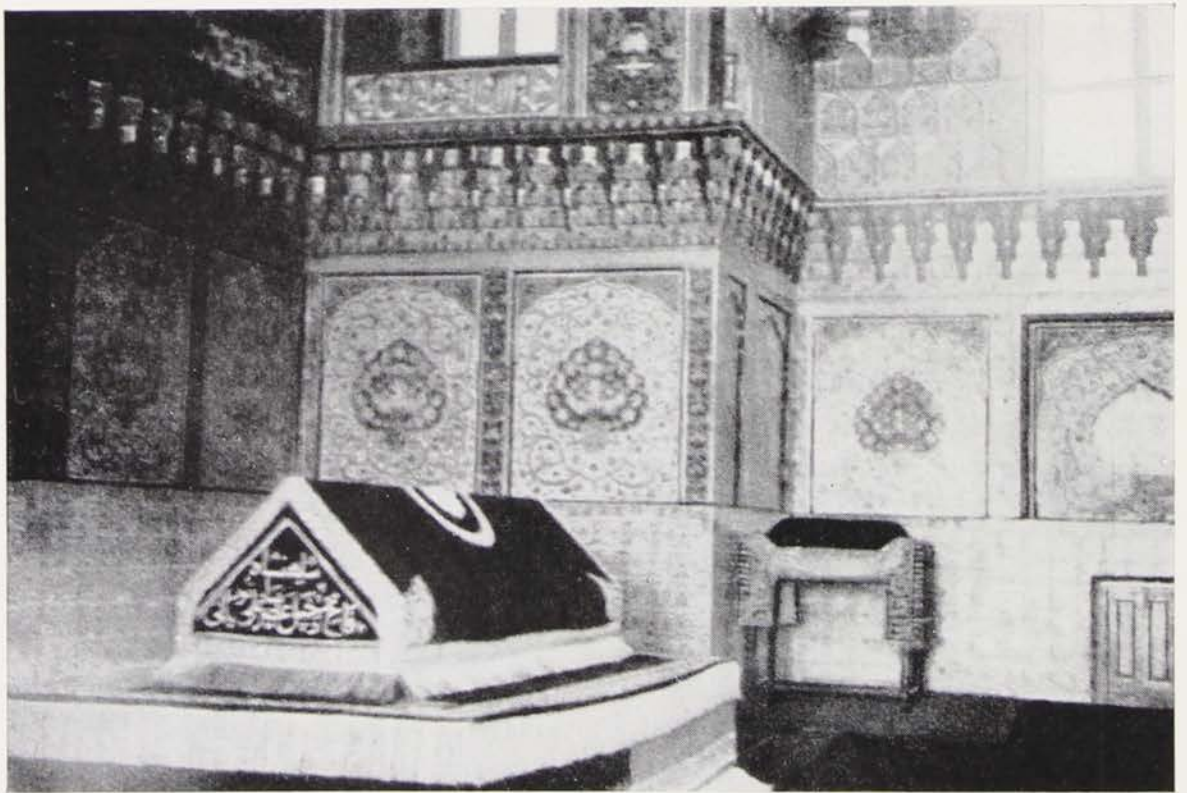


Blick von der Ark auf den Platz

Kandahar



Mausoleum Ahmad Shah



Im Mausoleum Ahmad Shah

Truppen stellen sich in Parade auf, Sir William Macnaghten, der zweite britische Gesandte am Hofe des Shah Shudja — der erste war Mountstuart Elphinstone 1809 — sowie der talentierte Sir Alexander Burnes, der erfolglose Agent am Hofe des Emir Dost Mohammed, wohnen der Zeremonie bei, und dann ziehen alle nach Kabul, um dort ihr eigenes Grab zu schaufeln. Nur General Nott bleibt mit einer britisch-indischen Garnison zurück, der verärgerte, knöcherne Nott, eisern hält er auf Disziplin in den eigenen Reihen. Hier wird sich kein Offizier wie in Kabul einen Harem zulegen. Nott schont die Sitten des Landes. Als der große Sturm losbricht, wird er in Kandahar belagert, doch bleibt die Stadt selbst ruhig. Nach dem Eintreffen der Verstärkung marschiert Nott nach Kabul, es beginnt der Wettlauf zwischen ihm und General Pollock, der zusammen mit dem aus Djellalabad entsetzten Sale ebenfalls auf Kabul losrückt. Pollock trifft einen Tag früher ein. Über den Khyber gehen beide nach Indien zurück, Dost Mohammed wird aus der Gefangenschaft entlassen und nach Kabul entsandt. Erst jetzt wird er ein wirklicher Emir von Afghanistan, denn er erhält auch Kandahar, während vor dem Kriege dort seine Brüder als unabhängige Fürsten herrschten. Nur Herat muß er sich noch unterwerfen.

Im zweiten englischen Krieg wird abermals eine britische Garnison, die sich in Kandahar festgesetzt hatte, belagert. Auch Kabul geht, wie das erstemal, verloren, der große Lord Roberts muß sich in seinem Lager außerhalb der Stadt einschließen lassen, bis auch er entsetzt wird. Dann bricht er auf, um Kandahar zu befreien. Er schlägt Ayub Chan vor den Toren der Stadt und wird Herzog von Kandahar. Die Briten verlassen wieder Afghanistan, jedoch Kandahar wollen sie behalten. Sie setzen dort einen Barakzai als unabhängigen Wali ein, entschließen sich aber bald, 1881, die Garnison nebst Wali zurückzuziehen, und händigen auch diese Stadt an den neuen Emir Abdurrahman aus. Afghanistan ist wieder einig.

Amanullah flüchtet im Januar 1929 nach seiner Abdankung von Kabul nach Kandahar und versucht von hier aus, sich wieder des Thrones zu bemächtigen. Doch bald gibt er das Vor-

haben auf, das Volk hat den Glauben an ihn verloren, die Stämme machen nicht mit. Er begibt sich nach Indien, und der Sohn des Wasserträgers wird in Kandahar ebenfalls als Emir anerkannt, bis Nadir dem ganzen Spuk ein Ende macht.

Auf dem Weg nach Herat, vor der Brücke über den Arghandab, links abseits an der Landstraße, steht ein einsamer Felsen, zu dem ein Stufenweg mit vierzig hohen Absätzen hinaufführt. „*Tchyl Sütun*“, vierzig Stufen, heißt die Moschee, die oben als Grotte in dem Felsen eingehauen ist. Eine Platte mit persischer Inschrift erinnert an die Siege des Kaisers Baber. Von der Terrasse vor der Grotte schaue ich auf die Stadt herab, auf den großen flachen Kasten, eingeschlossen von einer rechteckigen Lehmmauer, deren Seiten nicht immer gerade sind, sondern sich etwas ausbuchten. An den vier Ecken springen turmartige Erker hervor, durch die Mitte jeder Seite des Rechtecks ist ein Tor gebrochen, doch scheinen noch andere Eingänge vorhanden zu sein. Flach liegt die Stadt da, rings herum ein Kranz grüner Gärten inmitten der staubigen Ebene. Vor den Mauern breitet sich allmählich eine neue Stadt aus. Nur die Kuppel des Mausoleums Ahmad Shah und die Minaretts der Moschee nebenan erheben sich über dem Gewirr der Lehmhäuser. Zwei Jahre später fliege ich über die Stadt, und die grauen Lehmmauern der Häuser verschwinden unter den Gipfeln der Bäume, im Grün der Gärten.

Es ist immer der gleiche Kontrast zwischen dem Anblick von der Straße und dem Eindruck, den der Besucher erhält, wenn er durch das Eingangstor in den Hof der Häuser tritt. Staub und Lehm sind verschwunden, Grün und Wasser grüßen. Ich besuche den Generalgouverneur Prinz Daud Chan, den zweiten Sohn des in Berlin verschiedenen Gesandten Mohammed Aziz, also einen Vetter des Königs Zahir. Er empfängt mich in einem großen Garten, einem weiten Park. An einem sprudelnden Bassin ist ein Zelt aufgeschlagen, unter schattigen Bäumen, vergessen sind Dürre, Staub und die sengende Sonne. Ein anderes Mal besuche ich ihn im Park von Serdeh, nördlich von Kandahar. Der Weg führt über die Hügel hinweg, vorbei zur Rechten an dem Wahr-

zeichen der Stadt, dem Elefantenberg, der einem kauernenden Elefanten ähnelt. Wer sich der Stadt von Kabul aus nähert, sieht den seltsamen Bergvorsprung deutlich im Hintergrund, er zeigt die baldige Ankunft in Kandahar an. Kahl sind die Hügel, staubig die Straße, dürr die Landschaft, und in Serdeh beginnt wieder der unvermittelte Wechsel zu einem blühenden Strich. Plötzlich scheint ein ragender Wald in die Öde hineingezaubert zu sein. In Kandahar regnet es selten, es schneit nie, und nur dort, wo das Wasser aus dem Arghandab hinabgeleitet wird, kann das Land bebaut werden. Nur dort wächst ein Baum, wird ein Acker bestellt. Eine Oase entsteht, ein dünner grüner Strich zieht durch die Wüste, an den Leben spendenden Kanälen entlang. Unvergessen bleibt Serdeh. Der Park des Generalgouverneurs ist selbstverständlich von einer hohen Mauer umschlossen, und Posten stehen am Eingangstor. Der tiefe Djui, der durch den Park rauscht, wirkt als natürlicher Bergfluß, von ihm lebt der Wald des Parkes. Der Prinz empfängt mich in dem aus Stein erbauten Haus, das nichts weiter als ein hoher runder Turm ist. Eine Wendeltreppe führt zur oberen Plattform, die von einer Balustrade eingefast ist. Ich glaube beinahe, ich schaue auf die Rheinebene hinab, so heimatlich kommt mir die blühende Landschaft vor. Zwei Jahre später steigt eine fröhliche Gesellschaft aus der Ju 52, und der Prinz gibt im Park von Serdeh, unter den Bäumen, am Rand des rauschenden Wassers ein Frühstück. Die Gerichte werden auf offenen Feuern im Hintergrund des Gartens zubereitet, Diener bringen sie auf riesigen Platten heran, und zum Abschied erhält jeder Gast einen Korb mit Früchten aus Kandahar. Wir waren so guter Stimmung, weil die Reise so bequem und schnell vor sich ging, das tagelange Fahren auf der staubigen Landstraße war uns erspart geblieben.

Ich habe noch andere Gärten besucht und den guten Einfall der Bewohner bewundert, wie sie sich vor der Glut des Sommers schützen. Sie bauen Hütten aus Zweigen, etwas eingegraben, und begießen sie mit Wasser. Im Innern herrscht eine erfrischende Kühle. Wer nicht in der heißen Stadt zu arbeiten braucht, verbringt so seinen Sommer.

Die Stadt ist nicht regellos gewachsen, sondern planmäßig angelegt. Zwei gerade, breite Straßen durchziehen sie und schneiden sich in der Mitte. Sie führen zu den vier Haupttoren. Die Kuppel über dem Schnittpunkt, die den Basar bedeckte, ist abgerissen. Das Basarviertel ist umgebaut worden, die Straßen sind erweitert. Dadurch ist der Markt praktischer, aber auch nüchterner geworden. Er ist nicht mehr interessant. Köstlichkeiten, die sogenannten Schätze des Orients, sucht man auch hier vergebens, die billigen Gebrauchsartikel aus Indien und Europa bilden die Stapelwaren. Nur wenig steuert Kandahar aus eigenem bei. In der Nähe findet sich ein fettiger, glatter Stein, ein Terpentinstein, Shah Mahsud genannt, der hier verarbeitet wird, zu Schüsseln, Tassen, Schreibzeugen, Spielzeug, Rosenkränzen und manchmal auch zu Kitsch. Bemerkenswert sind die Stickereien für die verhüllenden Tchadours der Frauen, auch an Gewändern. Ein mit zarten stilisierten Blumenmustern besticktes Gewand wird der Abendmantel für meine Frau. Eine Reihe der buntbestickten Kappen wandert in meinen Koffer, es sind die Kappen, um welche die Männer ihre langen Turbane winden. Überhaupt sind die Leute hier farbenfreudiger als in Kabul, und nur vereinzelt geht ein Mann in europäischer Kleidung. Die Frauen lieben ein zartes Blau, die Männer tragen fast durchweg Weiß, die ärmellosen Westen sowie die Kappen bestickt, auch goldbestickt, doch es ist nicht Gold, was glänzt, die Metallplättchen und Fäden kommen aus Deutschland. Gold wurde hier früher gefunden, doch ist der Abbau seit fünfzig Jahren eingestellt. Ich besorgte der Regierung auf ihren Wunsch einen deutschen „Goldsucher“, doch weiß ich nicht, ob er Erfolg erzielt hat. An Lebensmitteln, Früchten und Gemüse ist die Auswahl beschränkter als in Kabul, doch werden die Weintrauben von Kandahar allen anderen vorgezogen. In Kabul werden sie in Watte verpackt in kleinen Holzschächtelchen angeboten, wahrscheinlich sind sie haltbarer als die anderen. Man findet sie noch in diesen Verpackungen, wenn die Zeit längst vorbei ist. Auch die Melonen sind ausgezeichnet, sie fallen durch ihre Größe auf, und eine Riesenkugel erhalte ich als Geschenk für die Weiterreise mit. In Kabul haben sich schon europäische

Gemüse eingebürgert, auch die Kartoffel, hier aber noch nicht. Ausländer lebten kaum jemals in Kandahar, folglich gibt es im Basar weder Konserven noch Kaffee. Die Nebengassen sind größtenteils eng und winklig, sie verlaufen zwischen den trostlosen Lehmmauern der Häuser. Djuis laufen durch, doch fließt das trübe Wasser träge dahin. Alles klagt über großen Mangel, angeblich führt der Arghandab von Jahr zu Jahr weniger Wasser, und auf ihn ist die Stadt angewiesen.

Zuerst kommen die Gärten und Besitzungen an die Reihe, und das Wasser für die Stadt scheint sehr rationiert zu sein. Nur wenige Häuser dürften einen Brunnen besitzen, und die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung schöpft aus dem Djuj.

Kandahar birgt das afghanische Nationalheiligtum, das Mausoleum des Ahmad Shah, des Begründers des heutigen Reiches. Hinter einem Friedhof, umgeben von Zypressen, steht das Grabmal in einer kleinen Gartenanlage. Der achteckige, durchaus nicht gewaltige, sondern zierliche Bau erhebt sich auf einer breiteren Terrasse, zu der offene Stufen emporführen. Eine spitze Kuppel krönt ihn auf einem Tambur, der von dem Rand des achteckigen Unterbaus zurückspringt. Die Kuppel überragt die reich gegliederten Ecktürmchen der Basis, den Tambur umgibt ein Kranz anderer Türmchen. Tiefe Bogennischen zieren die Fassaden des oktogonalen Unterbaus, der mannigfache Ornamentik aufweist. Anmutig und gefällig wirkt der Bau, den italienische Künstler hergestellt haben könnten. Das Material ist sonnengebrannter Lehm, hier gibt es keinen Marmor. Vergleiche mit den Prunkbauten in Indien, etwa mit dem Tadj Mahal in Agra, darf man nicht ziehen, Afghanistan ist ein armes Land.

Eine rechteckige Tür führt durch die eine Bogennische in das Innere. Kuppel und Wände sind mit der zartesten Ghazni-malerei bedeckt, die Tausende kleinster Blümchen und Sternchen bestehen nicht aus eingesetzten Mosaiksteinen, sondern sind mit dem Pinsel aufgetragen. Die verblichene Bemalung war gerade erneuert worden, so daß das Ganze noch etwas zu flimmernd, zu unruhig wirkte.

Der giebelförmige Zenotaph des großen Toten steht auf einer Marmorestrade und ist völlig mit rotem Samt überdeckt, der mit persischen Goldbuchstaben durchwirkt ist. Ein Lämpchen brennt, ein Molla hockt vor einem riesigen Koran auf einem kleinen Pult, er murmelt die Suren. Auf meine Frage läßt er mich freundlichst in das alte, kalligraphisch geschriebene heilige Buch hineinschauen. Er sagt mir auch, daß der mit dem goldbefranzten Samt bedeckte Marmorschrein nicht etwa das Grab sei, sondern nur der Denkstein. Das Grab befindet sich unter der Erde in einem Hohlgewölbe. Von außen steige ich durch eine schmale Öffnung mit Hilfe einer herbeigeschafften Leiter hinab, das Gewölbe ist völlig schmucklos, die Wände sind roher Lehm. In der Mitte liegt ein Lehmhügel, unter diesem schläft der Gründer des Reiches, der siebenmal Indien eroberte.

Neben dem Grabmal ist eine zierliche Moschee vor einem eingefassten, rechteckigen Wasserbassin. Mein freundlicher Führer, der Direktor des Auswärtigen an der Regierung von Kandahar, hat Bedenken, mich hineinzuführen, da gerade Gebetszeit sei, und die Gläubigen Anstoß nehmen könnten. Ich nehme von dem Besuch Abstand, ich weiß, daß die Afghanen im allgemeinen das Betreten ihrer Moscheen durchaus nicht gern sehen, und hier in Kandahar neigen die Bewohner zu Unduldsamkeit. Sie kennen die Fremden nur als die englischen Eroberer, als die Bedrücker, noch kaum als den Helfer am Aufbau des Landes. Nur ein einziger Fremder, ein deutscher Monteur, lebte damals in Kandahar; er war im Begriff, einige Anlagen aufzustellen. Die Bevölkerung konnte sich noch kein Bild von der Art seiner Tätigkeit machen. Ich entsann mich, daß vor kurzem ein deutscher Ingenieur mit Frau hier wohnte, der in der Umgebung Brücken und Straßen baute. Die wirklich außerordentliche Hitze des Sommers behagte beiden nicht, auch beklagte er sich, daß seine Frau sozusagen Hausarrest zu diktiert erhalten hatte. Die Regierung verbot ihr, anders als in der landesüblichen Verhüllung die Straße zu betreten, da es sonst Zwischenfälle mit der Bevölkerung geben könnte. Nun hat es für eine europäische Frau auch Bedenken, als Afghanin herumzuwandeln, so daß die Arme tatsächlich nur in dem klei-

nen Garten des Hauses leben mußte. Ich sprach hierüber einmal mit dem Premierminister, der mir lächelnd erklärte, daß er wegen eines einzigen Fremden weder das Klima noch die Sitten Afghanistans ändern könnte. Als ich mit meiner Frau ein Jahr später einen Autoausflug nach Kandahar machte, wurden wir stets von Soldaten begleitet. Die Kandaharis gewöhnen sich erst allmählich an die Fremden.

Über den großen Regierungsgarten gehe ich zurück. Wundervoll gepflegt sind die prächtigen gärtnerischen Anlagen, so unwirklich scheinen die breiten Wasserbecken in dem so wasserhungrigen Lande, dessen Bewohner um jeden Tropfen bangen. So abhold der Afghane dem Prunk ist, und so ängstlich der Reiche seinen Wohlstand nach außen verbirgt, die Gärten werden gezeigt. Ich werfe noch einen Blick in das Museum, denn auch hier bewahrt die Regierung die Bruchstücke der Vergangenheit auf. Zwei steinerne Löwen mahnen an die persische Fremdherrschaft. Eine Straße trennt den Regierungsgarten von dem Vorhof der Ark. Soldaten führen einen Delinquenten vorbei, er hat die Hände hinten zusammengebunden, und sein Rücken ist schwarz von den Hieben. Es ist ein Straßenräuber, und die Strafen sind hart in dem harten Lande. Diebe werden mit den Ohren in dem Basar angenagelt, wobei sie sich auf den Zehenspitzen aufrichten müssen; gesehen habe ich es nie, aber Afghanen haben es mir versichert. Noch Amanullah ließ Verbrecher vor die Kanonen binden, doch ist diese Art der Hinrichtung, die dem zerstückelten Körper des Gläubigen die Hoffnung der Wiederauferstehung im Paradies nimmt, jetzt abgeschafft.

Die britische Regierung unterhält in Kandahar ein Konsulat, dessen Leiter, wie in Djellalabad, ein mohammedanischer Inder ist. Es würde für einen Engländer nicht gut möglich sein, in Kandahar einen dauernden Wohnsitz zu nehmen, für das Volk ist England der Erbfeind, und gerade hier in Kandahar ist die Erinnerung an die zweimalige Besetzung zu lebhaft. Ich nehme davon Abstand, den Konsul aufzusuchen, da die Afghanen diesen Akt der Höflichkeit vielleicht mißverstanden hätten. Es

ist überraschend, wie lebendig die Einzelheiten der früheren Zeit im allgemeinen Gedächtnis haften geblieben sind. Immer werde ich gefragt: „Waren Sie schon in Maiwand?“

Am 27. Juli 1880 schlug Ayub Chan, ein Sohn des vor den Engländern auf der Flucht gestorbenen Emirs Shir Ali, die Engländer unter General Burrows bei Maiwand vernichtend. Es ist das einzige Mal, daß das notdürftig disziplinierte Heer der Afghanen über ein britisches in offener Feldschlacht siegte.

Maiwand liegt auf dem Wege zum Hilmendfluß, über den vier Furten führen, auf einer etwas nördlicheren Route als der, die ich morgen einschlagen werde, um über Girischk nach Herat zu gelangen. Die Entfernung von Kandahar ist etwa 75 Kilometer.

Mein Auto verläßt bald die Grenze der grünen Oase von Kandahar, die dürre Ebene wird durchquert und das Gebirge über den Paß von Maiwand gekreuzt. Nach drei Stunden erblicke ich das Siegesdenkmal von Maiwand, einen hohen mit spitzer Kuppel gekrönten runden Obelisk aus Ziegeln auf einer quadratischen Basis, zu der vier Stufentreppen führen.

Der stolze Lord Roberts ist durch das Eintreffen von Verstärkungen aus seiner Einschließung aus dem befestigten Lager bei Kabul befreit, er schickt sich an, über den Khyber nach Indien zurückzukehren und Afghanistan sich selbst zu überlassen. Kandahar soll unter General Primrose weiter besetzt bleiben, seine Bajonette werden den Wali Shir Ali als Vasallen schützen. Man denkt an eine kleine Neuauflage des Königs Shah Shudja von 1839. Keine Spuren scheinen abzuschrecken. — *Nulla vestigia terrent.* —

Von Kandahar wird General Burrows mit 1500 Gewehren, 600 Säbeln, 12 Geschützen, dazu dreitausend Kamelen mit der Bagage unter Tausenden indischer Treiber und Diener, nach Girischk an den Hilmend entsandt, um den aus Herat heranziehenden Ayub Chan abzufangen. Der Ort Girischk selbst liegt jenseits des Hilmend, den Burrows nicht überschreiten soll. Er weiß nicht, ob Ayub sich nach Kandahar oder nach Kabul wenden wird. Ayub ist ein ziemlich selbständiger Gouverneur von Herat, er will sich einen Thron erfechten, nachdem

sein Bruder, der Emir Yakub, freiwillig das englische Exil in Indien aufgesucht hat. Den Emir Abdurrahman erkennt er nicht an.

Burrows hat sich von Girischk nach Khuschk i Nachud, halbwegs nach Kandahar, zurückgezogen, um zu beobachten, welche Richtung Ayub einschlagen wird. Auf die Nachricht, daß der Afghane in nördlicher Richtung marschiert, bricht er ebenfalls dorthin ab, um ihm in Maiwand den Weg zu verlegen. Ein böses Vorzeichen war, daß die „Armee“ des Wali Shir Ali zum Feind desertierte. Offen liegt die steinige Ebene von Maiwand in der brennenden Julisonne. Das Bett eines Zuflusses des Arghandab ist ausgetrocknet, ein parallel laufender Djuj führt noch Wasser, und an ihm entlang finden sich verstreut einige Ansiedlungen, Gärten hinter Mauern. Burrows stellt seine Truppe in Schlachtordnung auf, greift jedoch nicht an, sondern läßt seine Artillerie zwei Stunden auf den anrückenden Feind feuern. Aber die afghanischen Geschütze antworten, Ayub verfügt über 31 Kanonen. Bald hatten die Afghanen sich eingeschossen, Schrapnells und Vollkugeln schlugen in die englischen Reihen. Burrows muß seine Geschütze zurückziehen, worauf zwei Kompanien der Jakobs Rifles zu wanken beginnen, nachdem sie sämtliche Offiziere verloren haben. Der Rest der Jakobs Rifles folgt dem Beispiel und stürzt in Unordnung auf die Reihen des 66. Infanterie-Regiments. Vergebens suchen die Grenadiere gegen die heranbrausende afghanische Reiterei und die Scharen der weißgekleideten Ghazis Karrees zu bilden, sie werden niedergehauen, sie sind so entmutigt, daß sie nicht von dem Bajonett Gebrauch machen, sondern sich abschlachten lassen. Eine britische Batterie feuert aus nächster Nähe Kartätschen in die dichten Reihen der Ghazis, doch es ist zu spät, die Ghazis tauchen bereits vor den Kanonenschlünden auf, und zwei Geschütze müssen im Stich gelassen werden.

Die Kavallerie — 3. Scind Horse und 3. Bombay Light Cavalry — soll attackieren, aber nur zwei Schwadronen reiten wirklich an, dann macht alles kehrt und stürzt sich auf die eigene weichende Infanterie. Zweimal machen die Grenadiere noch in den umwallten Gärten einen letzten Stand, ihr Oberst

fällt, die Schlacht ist verloren. Um zwölf Uhr hatte sie begonnen, und um drei ist die aufgelöste Brigade in voller Flucht. Die Afghanen verfolgen sie nur einige Kilometer, erst müssen sie die Bagage auf den dreitausend Kamelen plündern. Dies ist aber eine Rettung nur für die wenigsten, die regellose Flucht bringt die schwersten Verluste. Die bisher friedliche Bevölkerung feuert aus jedem Haus, hinter jedem Vorsprung, und noch waren über 70 Kilometer nach Kandahar in Staub und Sonnenglut, ohne einen Tropfen Wasser, zurückzulegen. Fast nur die Berittenen entkamen. Jetzt wird General Primrose, der Ayub Chan den Weg verlegen wollte, von diesem in Kandahar belagert, und Lord Roberts eilt zum Entsatz aus Kabul herbei. Ayub Chan wird vernichtend geschlagen und flieht nach Herat zurück. Er versucht später noch einmal, Kandahar dem neuen Emir Abdurrahman zu entreißen, und muß abermals fliehen, er verliert auch Herat. Ayub vermehrt die Zahl der afghanischen Flüchtlinge in Indien, wo er schließlich stirbt. Seine Nachkommen beziehen eine britische Pension, und die siegreichen Standarten von Maiwand sind im Museum von Herat aufgestellt.

Die undisziplinierten afghanischen Truppen hatten mit Todesverachtung gefochten, auch ihre Verluste waren außerordentlich schwer. Wie sagt doch der amtliche britische Bericht über den Mut der afghanischen Stämme? „Sie schätzen die Unabhängigkeit höher ein als das Leben.“

Ich ziehe meinen Hut am Fuß des Denkmals für den „unbekannten afghanischen Soldaten“ in Maiwand.

Der einzige europäische Einwohner, den ich bei meiner ersten Ankunft in Kandahar vorfand, ein deutscher Werkmeister, führte mich in den riesigen Zollhof, einen weiten, rechteckigen Platz, den vorgebaute Hallen umgaben. Dort lagerten die von König Amanullah in Deutschland gekauften Maschinen. Unser Landsmann war damit beschäftigt, die Hunderte von Kisten zu öffnen und den Inhalt zu sortieren. Er setzte in der Gluthitze auf dem offenen Hof die Maschinenteile zusammen und packte sie wieder ein für den Abtransport zu dem für die Fabrikbauten

vor den Toren der Stadt vorgesehenen Gelände. Es war eine recht mühselige und aufreibende Arbeit, zumal ihm nur einheimisches Personal zur Verfügung stand. Ich habe den Mann bewundert, mit welcher Ruhe und Gewissenhaftigkeit er an die Arbeit heranging. Er gehörte zu denen, die nicht klagten, er hatte seine Aufgabe zu erfüllen, und um weiteres kümmerte er sich nicht. In der Stadt hatte ihm die Regierung ein kleines Haus zur Verfügung gestellt, mit wirklich sehr dürftiger Einrichtung, Tische und Stühle wurden damals in Kandahar noch nicht hergestellt, sie gehören nicht zum einheimischen Mobiliar. Der Zugang zu seinem Haus war eine winklige, enge Gasse zwischen dunklen Lehmmauern, in der Mitte floß ein tief eingeschnittener Djui, der an der Seite nur einen schmalen Fußpfad frei ließ. Hühner, Enten und Hunde leisteten ihm im Gärtchen Gesellschaft, bis sie, natürlich nur die Enten und Hühner, in den Kochtopf wanderten. Nachts hielten zwei Soldaten Wache, um Unannehmlichkeiten zu verhüten. Irgendeinen Verkehr besaß der Werkmeister nicht, an Abwechslung war überhaupt nicht zu denken.

Bald sollte durch meine Vermittlung in Kandahar eine kleine deutsche Kolonie entstehen. Weitere Werkmeister folgten mit ihren Frauen, die Fabriken wurden aufgebaut, eine Wollwäscherei, eine Wollpresse, eine Spinnerei und eine Weberei. Die Firma Siemens errichtete eine schicke Elektrizitätsanlage in einem grünen Fleckchen in der Nähe von Serdeh, und Kandahar wurde auf einmal Fabrikstadt mit dem einstweilen modernsten Elektrizitätswerk in Afghanistan. Übrigens sind die seinerzeit von Amanullah auf Kredit angeschafften Fabrikeinrichtungen von der heutigen Regierung restlos bezahlt worden, alles ging durch meine Hand. Infolge Ausbruchs der Revolution im Winter 1928 mußten die Kisten jahrelang in Karatchi lagern, bis die Regierung, die dringendere Sorgen hatte, daran gehen konnte, sie nach Afghanistan zu transportieren und ihren Aufbau in die Hand zu nehmen. Es hat sich so ziemlich alles aus dem großen Wirrwarr retten lassen, nur die Einrichtung für eine kleine Papierfabrik wurde bei dem Brand von Djellalabad ein Raub der Flammen.

Zwei Jahre später waren die Werke durch die fleißige Arbeit der Deutschen fast sämtlich fertiggestellt.

Es war für mich, den Gesandten, erhebend, die Früchte rastloser Arbeit greifbar vor Augen zu sehen.

Girischk und Dilaram

Von Kandahar führt in südlicher Richtung ein Weg zur indischen Grenze, über ihn sind die Engländer zweimal in Afghanistan eingefallen, da er auf afghanischem Gebiet durch ebenes Gelände geht und keine Schwierigkeiten bietet. Die Entfernung beträgt etwa 100 Kilometer, die eine Lorry je nach der Jahreszeit in vier bis sechs Stunden schafft, denn die Straße war kaum mehr als eine Spur. Der Endpunkt ist Chaman, gegenüber auf britischem Gebiet liegt New Chaman, von wo die Eisenbahn durch den Chojaktunnel nach Quetta führt. Dort liegt Material für den Bau einer Eisenbahn nach Kandahar bereit, falls die Engländer wieder einmal einmarschieren sollten. Für den Bau sind 60 Tage veranschlagt. Die Bedrohung wird hier am fühlbarsten, denn keine Gebirgsketten legen einem Vormarsch natürliche Hindernisse in den Weg. Die Stämme des südöstlichen Randgebietes sind unruhiger Art und nicht immer fest in der Hand der Regierung.

Ich bin den Weg nur einige Kilometer abgefahren, kehrte dann um, da die Landschaft nicht den geringsten Reiz bot. Es war das gewohnte Bild. Einige Ansiedlungen finden sich bis zur Grenze, der Tarnakfluß sowie einige Zuflüsse des Arghandab sind zu durchqueren.

Morgens um acht Uhr verlasse ich das gastliche Kandahar, nachdem der in letzter Stunde versuchte Ankauf eines faltbaren Bettgestells an dem Preis und der plumpen Macharbeit gescheitert war. Der Mihmandar zog ein bedenkliches Gesicht, denn in Girischk, meinte er, gäbe es zwar ein neues Gästehaus mit Bettgestellen, jedoch nicht in Dilaram. Er schlug vor, im ersteren Ort zu übernachten, am Mittag Dilaram zu passieren und dann wieder in Farrah für die Nacht zu rasten. Ich werde mir das noch überlegen.

Die Straße durch die Vororte ist breit und gut, der Arghandab wird von einer neuen Steinbrücke überspannt. Eine Tafel gibt den Namen des Erbauers an, es ist ein deutscher Ingenieur. Flach ist der Fluß, eine Karawane spart das Brückengeld und wadet das hohe Ufer hinab durch den Fluß. Anscheinend ist eine Brücke gar nicht vonnöten, doch im nächsten Frühjahr hat die Brücke bei stärkster Hochflut die Wasserprobe zu bestehen, ein Pfeiler muß sogar verstärkt werden. Es kommt immer auf die Jahreszeit an, in der man einen Fluß passiert.

Hinter der Brücke ist die Fahrbahn asphaltiert, ich traue meinen Augen nicht, etwa bis Girischk? Nein, nur hundert Meter, falls das Hochwasser noch hier den Weg überspülen sollte, und dann wird die Straße bald erbärmlich. Sie ist ausgefahren, brüchig und löchrig. Wir sind wieder mitten in der Einsamkeit und Dürre. Die Zuflüsse zum Arghandab, der weit zur Linken längs unseres Weges fließt, sind versiegt. Jenseits des Arghandab bildet die Wüste Registan einen weißen Fleck auf der Landkarte. Die Überführungen der Djuis verlaufen so spitz, daß sich der Ford nur so hinüberscheuert. Manchmal müssen wir mit der Schaufel Lehm aufschütten. Die Ansiedlungen verschwinden, verlassen ist die Landschaft, und die Straße verliert sich in tiefem Sande. Vor uns wirbelt eine riesige Staubwolke, und in ihr mahlt der Opel des persischen Botschaftsarztes, der auch nach Herat will. Er winkt ab, zeigt auf die Lorry, die ihn begleitet, er braucht also keinen Beistand. Die Lorries kommen besser durch den Sand durch. Als ich zurückblicke, wird der Opel von der Lorry aus dem Sand herausgezogen.

Wir passieren ein tiefes ausgetrocknetes Flußbett; verfallene Lehmbauten zeigen an, daß die Gegend ausgedorrt und endgültig verlassen ist. Es war kein Fluß, sondern ein Kanal, der in früherer Zeit für die Bewässerung angelegt worden war. Nach drei und einer halben Stunde nähern wir uns dem Hilmend, einem der wenigen Flüsse, die ständig Wasser führen. Schiffbar ist er allerdings auch nicht, jedoch läßt er sich stromab in Flößen befahren. Der Hilmend fließt durch das südliche Afghanistan, um sich in den Binnensee Hamum i Hilmend zu ergießen,

durch den die afghanisch-iranische Grenze geht. Nicht immer erreicht er sein Ziel, manchmal versickert er schon vorher in der Sandwüste. Uns verbirgt noch eine Hügelkette längs des Ufers seine Nähe. Durch eine Lücke in der Kette fahren wir langsam das Ufer hinab. Einige Lehmhütten sind an das Ufer geklebt. Zur Zeit ist kein Hochwasser, doch hat der Fluß starkes Gefälle und ist über mannstief. Etwas stromaufwärts scheint eine Furt zu sein, eine Eselkarawane wadet hinüber, das Wasser schlägt den Tieren über den Rücken, sie sind aneinander festgebunden, sonst würden sie abtreiben. Wir werden die Fähre benutzen, anders geht es nicht, das Projekt der Lieferung einer Brücke durch eine deutsche Firma ruht noch in den Akten der Gesandtschaft, doch ist der Plan von einem deutschen Ingenieur bereits an Ort und Stelle fertiggestellt worden.

Die alte Arche Noah sieht nicht gerade stabil aus, bei reißen-dem Hochwasser kippt sie auch um und schüttet die Lorry auf den Grund des Stromes. Sie ist ein offener Holzkahn, der mit Brettern belegt wird. Ein Seil ist über den Fluß gespannt, an dem sie, getrieben von der Strömung, hinübergleitet. Es kommt mir zuerst irgend etwas merkwürdig vor, bis es mir einfällt, daß dies der einzige Kahn im Lande ist. Knüppel und Stämme werden vom Ufer als Fahrsteg für den Ford zur Fähre gelegt, und es ist gut, daß ich den Horch zu Hause gelassen habe. Ohne Schramme geht es bei dieser Verladung nicht ab, das vordere Kotblech wird eingebeult. Wir waren angemeldet, und die Fähre hatte auf uns gewartet, so daß wir gleich an die Reihe kommen. Die Lorries müssen vor dem Übersetzen entladen, es geht nach der Reihe, und mancher Reisende hat stundenlang zu warten. Ich danke im stillen dem Mihmandar, der kurz vor der Abfahrt aus Kandahar mit Girischk telephonierte hatte. Insgesamt benötigen wir eine halbe Stunde für die Fahrt über den Hilmand. Das jenseitige Ufer ist etwas flacher, das Land kann also bewässert und angebaut werden, während auf der Kandaharseite trotz der Nähe des Wassers nichts von Äckern und Wiesen zu sehen ist.

Girischk liegt in einiger Entfernung vom Flußufer, das freundliche kleine Städtchen hat natürlich Wasser und steht im Grü-

nen. In den Verkaufsständen der Basarstraße sind Früchte im Überfluß zu haben, Melonen sind zu Haufen aufgestapelt. Das weiß getünchte Gästehaus ist gerade fertig geworden, wir sind die ersten Gäste. Der Leiter ist überglücklich, uns sein reiches Inventar zur Verfügung stellen zu können, er besitzt Geschirr, Bestecke, Mundtücher, einen Tisch, Stühle und Bettgestelle. Sogar Bettwäsche nennt er sein eigen. Die Blechbehälter im Badezimmer sind gefüllt, und ich kann mich zunächst vom Staub abwaschen. Das Frühstück wird aus der Garküche geholt, der Mihmandar läßt sich den Pilaw mit Huhn gut schmecken, ich begnüge mich mit Tee und Melonen, das Fladenbrot ist ausgezeichnet, viel schmackhafter als in Kabul. Es gefällt uns sehr gut, aber es ist erst Mittag, zu früh, um hier zu übernachten. Bis abends könnte ich noch durch die Wüste nach Dilaram; ich kenne den Ort nur von der Karte, ich weiß gar nicht, was dies für ein Platz ist. Der Mihmandar hat Bedenken, denn dort gäbe es nichts, nicht einmal ein Bettgestell, aber er wird sofort telefonieren. Dies gelingt ihm auch, und es genügt mir, ich wollte lediglich angemeldet sein. Wo ein Telephon klingelt, kann ich mich ja schließlich auch ohne Bettgestell zur Ruhe begeben. Proviant kaufe ich nicht ein, ich besitze die Riesenmelone aus Kandahar, nur der Wassersack wird gefüllt und vorn an der Schutzscheibe aufgehängt. Es geht ja durch die Wüste. Wir sehen die weite Fläche schon vom Gasthaus aus.

Kurz nach ein Uhr nachmittags kurbeln wir an und sind nach einigen hundert Metern mitten in der Wüste. Mir kommt sie mehr als Steppe vor, so wie die Wüste zwischen Damaskus und Bagdad, es ist kein tiefer Sand, sondern fester Boden, der im Frühjahr sicherlich blüht. Der Untergrund ist so fest und so eben, daß wir ordentlich Fahrt machen können. Von einer Straße ist keine Rede, einige Spuren sind im Gelände zu sehen. Zur Rechten sind im Hintergrund verschwommene Bergketten zu sehen, die wir allerdings öfters aus den Augen verlieren. Aber die Masten der Telegraphenlinie dienen als Richtungsweiser, die Stahlmasten der Stahlunion. Öfters verschwinden sie aber auch. Immer bin ich beruhigt, wenn die Telegraphenlinie auf einmal wieder hinter einer Bodenwelle unsere Route schneidet.

Wöchentlich sollen um diese Jahreszeit zwei Lorries aus Herat in Richtung Kabul fahren, wir begegneten aber auf der ganzen Strecke keiner einzigen.

Nach einer halben Stunde fahren wir an einem einsamen Kuppelbau vorüber, der sich über einem tiefen Wasserloch erhebt. In Girischk hatte man mich auf diesen Punkt hingewiesen, wir haben also die richtige Spur gewählt. Ich sage es dem Sikh, der sich manchmal fragend umschaute, wenn sich die Spuren in großen Bogen trennen, aber ich weiß schließlich ebensowenig Bescheid wie er. Wenn wir nicht zur Nacht in Dilaram sind, so wird man uns suchen, denn die Regierung ist ja über meine Abfahrt aus Girischk unterrichtet, und in Dilaram gibt es ein Telephon! Übrigens soll in der Nähe der Spur, ziemlich weit zur Linken, eine kleine Ansiedlung sein, die wir vom Wagen aus sehen müssen. Vor uns ist eine niedrige felsige Erhebung, in deren Schatten wir hineinfahren, und, merkwürdig genug, ein winziges Rinnsal rieselt durch die endlose graue Fläche. Da platzt von der Hitze auch ein Reifen, besser hätten wir es mit der Panne nicht treffen können. Ich steige aus, im Schatten der Felswand schläft ein halbnackter, zerlumpter Mann, ein Belutsche, der von dem Geräusch aufwacht und grublos weiterzieht. Wanderer, zu Fuß hast du noch einen weiten Weg, mehr als hundert Kilometer bis Girischk. Das Wässerchen kommt von den Bergen zur Rechten, das heißt es muß von dort her stammen, wenn es auch mitten in der Wüste aus dem Erdboden zu entsteigen scheint. Es scheint nicht nur so, sondern tatsächlich quillt es flach an die Oberfläche. Dies ist ein Karez, die Zuleitung der Bewässerung aus weiter Entfernung. In den Bergen wird das Wasser gefaßt und unterirdisch in die abfallende Ebene geleitet. In einem Abstand von fünfzig Schritt werden offene Schächte zur Leitung hinabgegraben, die im Innern der Erde lediglich ausgehöhlt sind. Um die Schächte liegt im Kranz die ausgehobene Erde wie ein Wall, vom Flugzeug aus sieht man die Schachtmündungen wie Krater oder riesige Maulwurfshügel. Die Arbeiter steigen in die offenen Schächte hinein, um die Leitungen, in denen sie gebückt stehen können, zu reinigen. Sobald der Abhang eben wird, tritt der Karez an die Oberfläche

und fließt offen weiter, bis er die Siedlung und das Bewässerungsfeld erreicht. Deutlich sehe ich, wie die unterirdische Leitung auf einmal dort hinten aus der Erde heraussprudelt. Das Bächlein ist einen Schritt breit, schmal ist der grüne Rand zu beiden Seiten, kühl und klar das fußtiefe Wasser. Einmal stand ich an dem Rand eines Karezschachtes und fragte meinen ergötzlichen Diener Mohammed Akram, ob man das Wasser wohl trinken könnte. „Weiß man schon nicht so genau, Herr Minister“, erwiderte er in biederem Deutsch, „könnten doch schon Pastillen (Bazillen) drin sein.“

Dieses Wasser war sicher einwandfrei, Sikh und Mihmandar kühlten ihren Durst. Wo Wasser ist, da ist auch Leben. Auf der anderen Seite flimmern im Hintergrund ein paar graue, niedrige Lehmhütten. Bäume sehe ich nicht, das Wasser wird wohl nicht ausreichen. Die Bewohner hängen von diesem einzigen winzigen Zufluß ab. Auch für manche Karawane dürfte er die Rettung gewesen sein, mit dem Auto wird die Entfernung ja spielend überwunden, aber zu Fuß oder mit Kamel sind 150 Kilometer bis Girischk immerhin eine Leistung, die erst in Tagen bewältigt werden kann. Gazellen nähern sich hinten zögernd dem Wässerlein. „Haben Sie kein Gewehr?“ fragt bedauernd der Mihmandar; aber selbst, wenn ich es hätte, würde ich das bißchen Leben in der Wüste nicht vernichten.

Die Panne ist behoben.

Wir sind mehr als fünf Stunden unterwegs, und es fängt an zu dunkeln. Rot wird der Horizont von der untergehenden Sonne, die Wüste flimmert. Plötzlich taucht vor uns eine dunkle Masse auf: das Karawanserei von Dilaram. Wir haben also nicht die Richtung verfehlt, jedoch suche ich noch einen Fluß, über den wir nach der Karte hinüber müssen, den Khasch Rud. Auch er erscheint, sanft fällt das Ufer zu ihm herab, breit ist sein Bett, doch das Wasser rieselt in dünnen Strähnen über die meist trockene Sohle, kaum eine Handbreit tief. Als wir durchfahren, denke ich, bald wird er ganz versiegen. Bestimmt versickert der Fluß kaum fünfhundert Meter weiter. Und doch ist er im Frühjahr ein reißender Strom. Damals hatte mich in Kabul ein deutscher Reisender besucht, der mit seinem Auto

vierzehn Tage am diesseitigen Ufer lag und den Fluß nicht durchqueren konnte; er schloß im Freien, das Karawanserei blickte von der anderen Seite mitleidig auf ihn herab. Plötzlich verlief das Wasser und wurde ein erbärmliches Rinnsal.

Am anderen Ufer machen wir einen großen Bogen, und der Ford hält vor dem Eingangstor. Dilaram, das ist das Karawanserei, ein Punkt in der Wüste. Wuchtig steht der hohe Lehmkasten in der sinkenden Abendsonne, das schwere, eisenbeschlagene Holztor öffnet sich, und wir fahren durch den tiefen Torbogen in den Hof. Hier ist der einzige Eingang zur Wüstenfestung, die im übrigen das Regierungsgästehaus alten Stils ist, als das Auto noch nicht existierte und Waren und Menschen mit Kamel reisten. Eine Karawane legt in der Regel höchstens 30 Kilometer am Tage zurück, und in solchen Abständen erhoben sich die Karawansereien. Nun sind die meisten dieser Rasthäuser zerfallen, da die Autos größere Entfernungen am Tage bewältigen. Auch die Sicherheit ist größer geworden, so daß die Kamelkarawanen von heute, die es noch zu Tausenden gibt, keiner Festung mehr für die Nacht bedürfen. Reisende vertrauen sich einer Karawane nicht mehr an, sie ziehen die schnellere Lorry vor.

Vor dem Tor hockt eine Karawane um ein Feuer, die Kamele im Kreis herum, die Treiber singen im näselnden Klage-ton, und bald schauen die Sterne auf das Idyll in der Wüste herab.

Doch das Auto und das Telephon brauchen noch ein Karawanserei in Dilaram, und aus diesem Grunde ist es nicht verfallen. Die Reisenden der Kraftwagen benötigen eine Unterkunft für die Nacht, einen Schutz, nicht allein gegen die Witterung, denn die Wüste ist weit, und das Telephon reicht mangels Verstärkeranlagen nur von einer Etappe zur anderen, also gerade von Girischk nach Dilaram. Ein Dienstgespräch von Kabul nach Herat wird von einer Etappe zur anderen weitergesagt.

Die glatten Mauern des Karawanserei sind wohl zehn Meter hoch, und keine Öffnung durchbricht sie, nur die beiden vorderen, etwas höheren Vorsprünge an dem Eingangstor haben scheibenlose, nach außen schmaler werdende längliche Fenster. An den breiten Fensterbänken im Innern kann man die Dicke

der Lehmmauern ermessen. Das Wüstenschloß steht in keinem von einer Mauer umgebenen Hof, sondern es ist selbst ein ummauerter Hof, den eine Wand in der Mitte in zwei rechteckige Plätze teilt, von denen der erste für die Menschen, der andere für das Vieh bestimmt ist. Um den Hof herum liegen arkadenartige Vorhallen, die oben bedeckt und nach der Hofseite zu offen sind. Das Dach der Vorhallen wird durch Pfosten in gleichmäßigen Abständen gestützt. Auf diesen bedeckten Gang öffnen sich die fensterlosen Kammern, die miteinander keine Verbindung besitzen. Gebückt gehe ich durch die niedrige Öffnung, die weder Rahmen noch Tür aufweist, in die hohe, halbdunkle Kammer, die nichts als ein leerer Raum ist. „*L'amour*“, sagt Balzac, „*c'est comme les auberges d'Espagne, on n'y trouve que ce qu'on y apporte.*“ Hätte er ein Karawanserei gekannt, er würde die Liebe mit ihm und nicht mit einer spanischen Herberge verglichen haben. Die kahlen Wände sind lehmverputzt, der Fußboden ist gestampfter Lehm.

Im Innern des einen Eingangsturmes führt eine Treppe auf das flache Dach, das mit Zinnen gekrönt ist. Es ist schon völlig dunkel, rings um die Wüstenfeste leuchten die Feuer der Karawanen, auch im Hof haben sich Leute ein offenes Feuer angezündet. Die Wüste schweigt.

In meinem Koffer finde ich eine Kerze, in ihrem Schein setze ich mich auf mein Gepäck vor meiner Kammer und harre der Dinge, die kommen. Der Mihmandar hat telephonierte, und etwas scheint nicht in Ordnung zu sein, denn er ist verlegen. Es gibt hier wirklich nichts, weder Bettgestell noch Tisch, Stuhl, aber alles ist bestellt, wie ich erfahre, nur noch nicht hier. Der Generalgouverneur von Farrah hat eine Lorry in Marsch gesetzt, die diese Möbel mitbringen soll, dazu einen Koch mit Vorräten für das Abendessen und das morgige Frühstück. Ich warte also, doch es wird spät und empfindlich kühl, so daß ich essen und zur Ruhe gehen möchte. Der Mihmandar findet einen Rat, denn hier ist ausnahmsweise eine Art Wirtschaft, da die beiden afghanischen Telephonisten sowie die Soldaten der Wache verpflegt werden müssen. Ein Telephonist bringt mir Tee und Brot, dazu eine Melone, auf dem Koffer sitzend esse ich zu Abend, wobei

der freundliche Spender mir Gesellschaft leistet, nachdem er zwei Züge aus dem Tchillam gezogen hat. Der Mihmandar zieht auch daran. Dann breite ich die Matratze auf dem Boden der Vorhalle aus, da die Kammer mich nicht lockt. Das Knarren des Tors weckt mich, aber es ist nicht die Lorry aus Farrah, sondern der persische Botschaftsarzt mit Opel und Begleitwagen. Sie zünden sich ebenfalls ein Feuer im Hof an und bereiten ihre Mahlzeit.

Wie ich im flackernden Feuerschein sehe, ist der Perser von vermummtten Frauen begleitet, seinen Familienangehörigen, wie sich später herausstellt. Der Schah von Persien hat zwar den Schleier abgeschafft, aber die persischen Damen wagen es nicht, durch Afghanistan mit offenem Gesicht zu reisen, schließlich sind sie Mohammedanerinnen, und das Volk hier könnte daran Anstoß nehmen. Nachts werde ich wieder geweckt, ich stehe schließlich auf, Hände heben im Dunkeln meine Matratze auf ein Gestell, und ich schlafe weiter. Als ich aufwache, steht vor meinem Bett ein weißgedeckter Tisch mit zwei Stühlen, und ein Diener gießt schweigend Tee ein, Eier hat er auch gekocht, dazu ein Huhn. Der Koch aus Farrah war eingetroffen. Unterwegs traf eine Panne seine Lorry, und der Arme reiste mit Kamel weiter, gut daß es Nacht war, sonst hätte sich wohl die ganze Wüste gewundert, warum ein Kamel mit einem Tisch und zwei Stühlen auf dem Höcker durch den Sand schaukelte.

Ich habe so ein Gefühl der Geborgenheit, denn die Hand der Königlich Afghanischen Regierung waltet unsichtbar über mir.

Farrah und Sabzewar

Um sieben Uhr morgens nehme ich Abschied von dem gastlichen Serei in Dilaram; „Oase in der Wüste“ wäre nicht ganz zutreffend, denn weder Bäume noch Sträucher umgeben den Lehmkasten. Nur weil der Khasch Rud auch in der trockenen Zeit immerhin einige Pfützen bildet, können die Leute hier leben. Die Verpflegung muß ihnen gebracht werden, da der Boden nicht angebaut werden kann.

Man hatte mir gesagt, daß die eigentliche Wüste nun bald aufhöre, da ich am Wege, das heißt in der Nähe der Spuren, einige Ansiedlungen finden würde, auch wenn die Landschaft noch trocken und dürr bliebe. Nun, mir kam vor, als ob die Wüste jetzt erst richtig begann. Zur richtigen Wüste gehört nach meinem Dafürhalten tiefer, glutheißer Sand, und in solchem blieben wir kurz nach Dilaram stecken. Allerdings lag abseits in der weiten Sandfläche eine Ansiedlung, kaum hoben sich die flachen grauen Dächer von dem Boden ab. Schwarzbärtige, dunkelhäutige Leute in langen Ärmelhemden und offener Brust kamen auf uns zu und versuchten, den Ford herauszuschieben, aber vergeblich, die Räder faßten nicht. Wir hatten nur eine Schaufel, jedoch keine Planken zum Unterlegen. Die Leute wußten gar nicht, was das ist, als wir nach Holz und Brettern fragten, woher sollten sie wohl Holz haben! Nach einer Stunde gaben wir resigniert die Schiebeversuche auf.

Wir warteten auf eine Lorry, die ja zweimal wöchentlich aus Herat durch die Wüste rollen soll, das heißt, der Mihmandar fragte erst nach einem Telephon, aber die Leute wußten auch nicht, was das ist. Dieser Ort besaß keine Verbindung.

Doch hinter uns kamen zwei dicke Staubwolken auf uns zu, aus denen sich der Opel und die Lorry des Persers herausschälten. Hilfsbereit ließ er sofort halten, seine Leute in der Lorry besaßen Planken, und bald kamen wir flott.

Wir konnten nicht halten und den persischen Retter vorbeilassen, da wir sonst wieder steckengeblieben wären. Ich winkte aus dem Wagen den Helfern zu, die absichtlich zurückblieben, um unsere Staubwolke zu vermeiden. Die Ansiedlung kommt näher, wir fahren jedenfalls auf sie zu, obwohl die Leute immer mit der Hand in die Wüste zeigen. Sie hatten schon ihren guten Grund, denn die Ortschaft ist von einem tiefen und steilen Kanal umgeben, der zwar kein Wasser führte, keinen einzigen Tropfen, jedoch von einem Wagen nicht durchklettert werden kann, schließlich ist ein Ford kein Kamel. Leider können wir nicht stehenbleiben und fragen, denn niemand könnte uns aus dem Sand herausziehen. Irgendwie müssen wir die Spur verloren haben, wir biegen immer weiter zur Wüste ab, jedoch der

Kanal hört nicht auf. Endlich macht er einen Knick, wir machen einen noch größeren Bogen, denn jetzt tauchen Sandhügel auf, die wir ebenfalls vermeiden müssen. Wenn es weiter so nach Süden geht, fahren wir wohl bald in den Hamum i Hilmend hinein, den Abflußsee des Flusses, über den wir nach Girischk gesetzt sind. Es hat eine Stunde Fahrt in dickster Staubwolke gedauert, bis endlich am Horizont die Spitzen der Telegraphenleitung auftauchten. Sehr erfreut hielten wir darauf zu. Wir fahren sogar durch eine Ortschaft, mitten über den Marktplatz, den drei Palmen zieren, die ersten Palmen, die ich in Afghanistan sah. Ein offener Verkaufsstand mit Früchten und Brot, anscheinend auch Wasser, berechtigt mich, den Platz einen Markt zu nennen. Da wir uns verspätet hatten, hielten wir nicht, vielleicht war dieser Ort das „Sultan Bakwa“ der Karte, oder aber der vorherige mit den steilen Kanälen, ich habe es nicht erforscht. Jedenfalls durchqueren wir die Wüste „Sultan Bakwa“. Es ist unerträglich heiß, und dabei sind wir in der kühlen Jahreszeit.

Irgendwo muß noch eine Siedlung sein, denn zur Rechten tauchen Reiter auf, ihr Führer scheint ein vornehmer Herr zu sein, grüßend hebt er die Hand. Er winkt uns auch die Richtung zu, die wir fahren sollen, laut spricht er mit dem Mihmandar, während wir vorüberrollen. Ganz verstanden habe ich den Mihmandar nicht, der sehr ehrerbietig tat, jedenfalls hat der vornehme Reiter nach uns Ausschau gehalten.

Es wird steiniger, und allmählich nähern sich die Berge, die Berge von Siaha. Die Spur verwandelt sich in einen gebauten Weg, der aus dem schieferartigen Gestein herausgehauen ist. Eine feste Straße ist jedenfalls dem Sand vorzuziehen, auch wenn sie holprig ist, und da sie ziemlich steil bergan führt, ist es vielleicht ganz gut, daß sie richtige kantige Stufen besitzt. Wir können nicht abrutschen, doch müssen wir einen Reifen erneuern.

Von der Paßhöhe sehen wir Farrah, ein Lehmgewirr in grünen Gärten. Es ist zwei Uhr nachmittags geworden, als wir vor dem Tor des Serei des Generalgouverneurs halten, nachdem wir in der Stadt selbst nur durch flimmernde Lehmwände gefahren

waren. Der Mihmandar spricht zu dem Soldaten vor dem Tor, die Tür öffnet sich, und ich bin in dem Hof des Serei, das mich unter schattigen Bäumen empfängt.

Das einstöckige Haus breitet in seinen glatt verputzten Wänden eine angenehme Kühle aus. Ein Soldat führt mich sofort in einen Waschraum, und eine Viertelstunde später begrüßt mich der Generalgouverneur, Mohammed Enver Chan, ein stattlicher straffer Herr von soldatischem Aussehen. Er trägt Generalsuniform, mit dem Amt des Generalgouverneurs verbindet er den Oberbefehl über das Militär seiner Provinz, er ist Hakim e ala und Naib Salar. Kurz ist Vorstellung und Begrüßung — *manda na baschi*, werde nicht müde —, und mit einer Handbewegung bittet er mich durch die Tür in das andere Zimmer, wo der Tisch gedeckt ist.

Zuerst soll der Gast sich erfrischen, dann kommt die Unterhaltung an die Reihe. Er läßt mich allein, da er bereits gespeist hat. Die Gerichte stehen sämtlich auf dem Tisch, ich kann nur eine Auswahl aus dem reichen Vorrat kosten, wobei ich feststelle, daß Seine Exzellenz einen ausgezeichneten afghanischen Koch besitzt. Die Gerichte waren nach Landesart zubereitet, jedoch so köstlich habe ich sie nie zuvor erhalten. In Karaffenschimmert ein gelbliches Wasser, das mir etwas Bedenken einflößt, mein Tischgefährte, der Mihmandar, erkundigt sich, und ich trinke es. Es ist Brunnenwasser, siebzig Meter tief hat der Naib Salar es graben lassen, und dann läßt er es noch abkochen. In versiegelten Flaschen hebt er das abgekochte Wasser auf, wie einen kostbaren Wein, nur den gelblichen Ton kann er nicht beseitigen.

Nach dem Essen werde ich in ein Ruhezimmer geführt, denn der Gast soll nicht nur den Hunger stillen, sondern sich auch ausruhen. Einfach ist die Einrichtung, peinlich sauber ist das Zimmer, es fehlt nichts, was ein Reisender durch die Wüste benötigte. Ich rauche auf dem Bett liegend eine Zigarre und entschieße mich, weiterzufahren, da es erst drei Uhr nachmittags ist. Der Mihmandar meldet mich bei dem Naib Salar an, der mich einige Minuten später in einem Salon empfängt, umgeben von einer Anzahl seiner Offiziere. Wir trinken Tee

an kleinen Tischen. Der Naib Salar bietet mir Zigaretten an, russische sind es. Dankend erwähne ich die mir in Dilaram gewährte Fürsorge, worauf der Naib Salar höflich bedauert, daß in der Kürze der Zeit sich keine anderen Vorbereitungen hätten treffen lassen, da er mit Bestimmtheit angenommen habe, ich würde in Girischk und dann hier in Farrah übernachten. Er bemerkt noch, daß er unterwegs in der Wüste eine Wache für mich eingerichtet hätte, eine Abteilung zu Pferde, er fragt, ob sie mir begegnet sei. Natürlich! Jetzt kann ich mir den vornehmen Reitersmann erklären, der mich so unvermutet und so selbstverständlich in der menschenleeren Wildnis begrüßte, als ob er auf mich gewartet hätte.

Der Naib Salar freut sich, daß ich das Land bereise, er fragt mich — nach den Herren von Hentig und von Niedermayer, die während des Weltkrieges den kühnen Ritt durch die persische Salzwüste nach Afghanistan machten. Als ich ihm erwidere, daß ich die Herren kenne, bittet er, sie zu grüßen, denn das afghanische Volk habe sie in bester Erinnerung.

Der Naib Salar sprach von der deutschen Aufbauarbeit, die er schätzt. Hier in seinem Haus hatte für einige Monate ein deutscher Ingenieur mit Frau gewohnt, der Projekte für Brücken machte. Die Frau war auf Haus und Garten beschränkt, da die Bevölkerung noch nicht an europäische Sitten gewohnt ist. Der Naib Salar bedauerte, daß er der Dame nicht mehr als seine Gastfreundschaft, den schattigen Garten und die Gesellschaft seiner Familie habe bieten können.

Ich erfahre von ihm, daß er der Führer des Stammes der Nurzai ist, eines Zweiges des Königsstammes der Durani. Er versicherte mir, daß seine Nurzai ihm blindlings folgten. Während der Herrschaft des Räuberkönigs hat er seinen Bezirk aus allen Unruhen herausgehalten, und der „Sohn des Wasserträgers“ hat nicht gewagt, gegen ihn vorzugehen. Der Naib Salar betonte seine Ergebenheit gegenüber der Regierung, die er im Ernstfall mit 30000 Gewehren unterstützen könnte. Trotz der Größe seiner Provinz zählt sie nach seinen Angaben nur 150000 Einwohner, da ein großer Teil des Bezirkes Wüste ist.

Die Bekanntschaft mit dem Führer eines Stammes, der gleichzeitig General und Gouverneur ist, war für mich sehr lehrreich. Der soldatische Eindruck überwog völlig, die Herren gaben sich nach Auftreten und Sprechart militärisch, sie hätten in jeder Armee eine gute Figur gemacht. Als ich ihnen auf Befragen mitteilte, daß ich als Offizier den Krieg mitgemacht hatte und verwundet worden war, drückten sie ihre ehrliche Hochachtung aus.

Der Naib Salar begleitete mich an meinen Wagen, nachdem er mit der nächsten Etappe, Sabzewar, hatte telephonieren lassen. Er versicherte mir, daß ich auch dort mit Freuden aufgenommen werden würde.

Wir fuhren in der Stadt herum, die vielleicht 6000 Einwohner haben mag. Der Kern der Ansiedlung, die Zitadelle, ist bereits verlassen, sie zerbröckelt, um sie herum entsteht die Neustadt mit breiten Straßen.

Kurz hinter der Stadt durchqueren wir den Khasch Rud, den in den nächsten Jahren eine von Deutschen gebaute Brücke überspannen wird. Jetzt ist der Fluß sehr flach, die Ufer sind niedrig, so daß wir mühelos hinüberkommen. Es war ganz angenehm, so mit den Rädern im Wasser zu plätschern. Den Weg müssen wir allerdings suchen, zwar ist die Wüste endgültig zu Ende, aber eine Straße ist bisher nicht gebaut, Spuren verlaufen in der Steppe. Was eine Straße vielleicht werden soll, verläuft als gewöhnlicher Boden zwischen zwei Furchen, ohne Schotterung. Nachdem wir ein Gebirge ohne besondere Steigung überwunden haben, wird die Straße fester. Da der Meilenanzeiger unseres Wagens nicht arbeitet, schätze ich die Entfernungen an den Karawansereien, auch „Robat“ genannt, die hier noch in dem regelmäßigen Abstand einer Kameltagereise stehen. Eine zuverlässige Ziffer ergibt diese Methode natürlich nicht, da die Länge des Tagesweges mit der Güte der Straße wechselt. Die Ortschaften werden häufiger, und irgendwo steht in einiger Entfernung von der Zufahrt zu einem Dorf eine einsame Ehrenpforte mit vertrockneten Girlanden und zerrissenen Fähnchen, die vor sechs Jahren zu Ehren des aus Europa über den Iran zurückkehrenden Königs Amanullah errichtet

worden war. Hier hatte es also einmal die üblichen offiziellen Ansprachen gegeben, nur werden die Ehrenjungfrauen gefehlt haben.

Der Ford rasselt durch die Ehrenpforte.

Die Wüste des Vormittags ist völlig vergessen, die Landschaft grünt an den Ufern des Adraskandflusses, der eine Reihe blühender Dörfer umspült. Es macht nichts, daß es dunkel geworden ist, denn die Straße ist jetzt fest gebaut, so daß wir ziemlich geschwind vorwärts kommen. Es ist nur erforderlich, aufzupassen und Sabzewar nicht zu verfehlen, dort will ich übernachten, doch niemand von uns weiß, ob der Ort, der jetzt natürlich völlig in Dunkel gehüllt ist, an der Straße liegt und wie weit er noch entfernt sein kann. Auf alle Fälle müssen wir nach der Karte den Adraskand noch einmal kreuzen, was hoffentlich keine Schwierigkeiten geben wird, denn der Fluß scheint ziemliches Wasser zu führen, und eine Brücke gibt es nicht, das wissen wir. Die Scheinwerfer beleuchten vor uns eine Wasserfläche, also sind wir am Fluß, leider teilt sich die bisher gute Straße auf einmal in Spuren, wahrscheinlich gibt es nach der wechselnden Wasserhöhe verschiedene Furten. Wir fahren vorsichtig zum Wasser hinunter, der Mihmandar steigt aus, um die Furt zu sondieren, da wird von der anderen Seite mit Laternen gewinkt, die näher kommen, durch den Fluß, und uns hinüberführen. Soldaten halten die Laternen, und der Hakim von Sabzewar hat sie uns entgegengesandt. Die Stadt ist noch etwas weiter. Der Ford folgt den voranmarschierenden Laternenträgern, deren flackerndes Licht gespenstische Ruinen beleuchtet. Es kommt mir so vor, als ob ein Erdbeben die Stadt vernichtet hat, und dann halten wir. Die Gasse ist so eng, daß wir zu Fuß weitergehen müssen. An einer Ecke steht ein Mann in einem europäischen Überzieher, auf dem Kopf trägt er den Turban nach anglo-indischer Art, Gendarmen mit Gewehr in der Hand stehen um ihn herum. Es ist der Hakim, der mich herzlichst begrüßt und mich bittet, sein Gast zu sein. Sein Haus ist um die Ecke. Ich frage ihn nach den Ruinen, die mir so seltsam vorkommen, aber es hat damit keine besondere Bewandtnis, denn die alte, winklige Stadt wird verlassen, neu auf-

gebaut, nur er, der Hakim, wohnt noch mitten in der Altstadt, so daß er wegen der Enge der alten Gassen nur zu Fuß erreicht werden kann. Auch das Gästehaus ist noch nicht fertig, daher muß ich sein Gast sein, was mir natürlich viel angenehmer ist.

Er ist kein Hakim e ala wie der Naib Salar in Farrah, nicht der Gouverneur einer Provinz, sondern der Leiter eines Unterbezirkes, der selbst zur Großprovinz von Herat gehört. Wie der Naib Salar ist auch er ein Nurzai, ein Unterführer des Stammes. Der stämmige Major befehligt die Gendarmerie.

Seine Behausung ist bescheidener, winkliger, ohne jede Einrichtung außer den Teppichen, in seinem Arbeitszimmer steht das Telephon am Boden, denn der Hakim hat weder Tische noch Stühle. Gleich klingelt der Apparat, und der Hakim spricht hinein, es handelt sich um mich, und er meldet meine Ankunft, fragt, ob ich irgendwelche Beschwerlichkeiten gehabt hätte und meldet mein Nein zurück.

Nun sitzen wir alle auf dem Boden, um zwei Laternen herum, der Hakim begrüßt mich nochmals — *manda na baschi, manda na baschi* — die Gendarmen bringen große Platten mit aufgefüllten Reishaufen, unter denen gebratene Hühner auf den Appetit der Gäste warten. Schweigend setzen sie die Platten auf den Boden, behalten das Gewehr in der einen Hand. Für mich ist ein Teller vorhanden, auf den der Hakim mir auffüllt, alles mit einer großen Selbstverständlichkeit. Es gibt nur den Pillaw mit Huhn, aber in gewaltigen Massen. Wir sind wohl mit dem Mihmandar gegen zehn Personen, die sämtlich Hunger haben, denn sie haben Stunden auf uns mit dem Essen gewartet. Inzwischen ist es fast zehn Uhr geworden. Nach dem Pillaw wird ein Glas Wasser herumgereicht, aus dem jeder nacheinander trinkt, ich zeige nur auf meine Pellegrinoflasche, meine Medizin, wie ich erklärend bemerke. Dann werden Melonen gebracht, worauf ich die Riesenkugel aus Kandahar hereinrollen lasse, die allgemeinen Beifall findet. Der Gendarm raucht die Wasserpfeife an, die dann die Runde macht, nach der Rangordnung, ich hatte gleich abgewinkt und hebe meine Zigarre hoch. Beißend ist der Qualm. „Ja, das können nur wir Afghanen

rauchen“, meint der Hakim, und der Polizeigewaltige pflichtet ihm bei, zum Schluß nimmt der Gendarm noch einen Zug.

Jetzt beginnt die eigentliche Unterhaltung.

„Hat denn der Fahrer des Herrn Gesandten nicht gegessen?“ fragt der Hakim den Mihmandar, doch der Gendarm fällt ein: „Er ißt nicht mit uns, er ist aus Indien, nur Tee nimmt er an, rohe Eier, nicht einmal Brot, das sei so seine Religion“, und die Afghanen schütteln die Köpfe. „Wenn dies seine Religion vorschreibt, dann muß man sein Verhalten achten!“ entscheidet der Hakim, und ich bemerkte, daß ich mich schon gewundert hätte, wovon der Sikh eigentlich lebte, denn niemals habe ich ihn essen gesehen.

„Du bist willkommen, Herr Gesandter“, wendet sich der Hakim zu mir. „Die Regierung hat mir deinen Besuch angekündigt. Du bist mein Gast, bescheiden ist mein Haus, wir Afghanen sind einfache Menschen, doch geben wir von Herzen, besonders dir, weil du ein Deutscher bist. Wir müssen Fortschritte machen, aber unsere Religion soll nicht angetastet werden, hier hatte Amanullah Fehler gemacht. Wir stehen zur Regierung, ich bin ein Nurzai, ich führe einen Teil des Stammes, und in einem Tage kann ich 5000 Mann auf die Beine bringen, 20000 Gewehre in einer Woche. Zum letzten Nationalfest war ich in Kabul, dort habe ich gehört, daß viele Deutsche bei uns tätig sind, das ist gut, unser Land braucht eine tüchtige Armee, Schulen, Straßen, Brücken, hier das Telephon ist sehr nützlich. Wir dürfen nicht zurückbleiben. Auch ich baue die Stadt neu auf, auch ein Gästehaus für die fremden Reisenden wird aufgerichtet. Reise durch unser Land, du bist überall ein gern gesehener Gast.“

Ich erhebe mich, um mich umzuschauen, und man hat mich verstanden. Vorn ein Gendarm, in der Linken das Gewehr, in der Rechten die Laterne, zwei weitere in der gleichen Aufmachung hinter mir, und so zieht die Prozession über Stiegen, Dächer bis zu einem halboffenen Raum auf einem Dach, der eine Öffnung im Boden aufweist. Die Laterne wird daneben gestellt, vor dem Raum zieht die Wache auf. Nach dem Verlassen des Raumes gießt ein Gendarm Wasser aus einer Kanne

über meine Hand, allerdings hatte ich die neben der Öffnung aufgestapelten Lehmkügelchen, die hier die Stelle eines diskreten Papiers vertreten, nicht benutzt.

Im Arbeitszimmer des Hakim waren die Schüsseln und Platten abgetragen, dafür hatte man ein eisernes Bettgestell aufgestellt, auf das der Mihmandar bereits mein Bettzeug gelegt hatte. Das Telephon stand als einziges sonstiges Möbelstück daneben. Man wünscht mir gute Nacht, nachdem der Polizeigewaltige mit einem wuchtigen Tritt seines stiefelbewehrten Fußes befriedigt die Festigkeit der Bettstelle geprüft hatte.

Beim Einschlafen war es mir, als ob ich draußen erregte Stimmen und Lärm hörte, doch wurde alles bald wieder still. Später erzählte mir in Herat der persische Botschaftsarzt, daß er nach mir in Sabzewar eingetroffen war und auch an die Pforte des Hakim klopfte, der sich ihm gegenüber aber nicht von der gastlichen Seite zeigte. Er mochte den schiitischen Perser nicht, sondern verwies ihn an das kaum halbfertige Gästehaus, wo es nichts zu essen gab, und der Wind durch die offenen Fenster fegte.

Die Fenster in dem Hause des Hakim wiesen auch keine Scheiben auf, Fensterglas ist noch ein Luxus, den sich in den entlegeneren Teilen des Landes nicht einmal die Wohlhabenderen leisten. Morgens erhielt ich ein reichliches Frühstück mit Tee und Eiern, während der Hakim am Boden kniete und meine Abreise weitertelephonierte. Als ich ihm für die Aufnahme dankte, sah ich ihm die Freude an, daß er mich als Gast hat aufnehmen können.

Das Städtchen entpuppte sich bei Tageslicht als geschäftig und freundlich. Die Mehrzahl der etwa 5000 Bewohner schienen Tadjiken zu sein, jedenfalls wiesen die vielen Handwerksstände in dem neuen Basar darauf hin.

Die Landstraße war weiter in gutem, oft sehr gutem Zustand, sie führte fast ständig durch besiedelte Gebiete, nur selten wird die Gegend verlassen und steppenartig. Eine Stunde hinter der Stadt geht es noch einmal durch den Adraskand. Am anderen Ufer steht gleich zur Linken ein Karawanserei, das von einem Militärposten besetzt ist. Die Soldaten winken uns, zu halten,

denn der Hakim aus Sabzewar hat hier für mich einen Tee bestellt, und diese freundliche Einladung kann ich nicht abschlagen, um die Offiziere des Postens nicht zu kränken. Außerdem liegt eine Bestellung vor, daß wir Herat anrufen möchten. Während ich in dem mit Teppichen belegten kleinen Raum des Turmvorsprungs Tee mit meinen liebenswürdigen Gastgebern trinke, telephonierte der Mihmandar, der dann ziemlich mißgestimmt wird. Ich hatte erwartet, auch in Herat Gast des Generalgouverneurs zu sein, der mir aber jetzt sagen ließ, daß er diese ursprüngliche Absicht leider hätte aufgeben müssen. Er habe plötzlich in seinem Serei eine Schar von Gästen unterbringen müssen, die Mitglieder der afghanischen Grenzkommision, so daß er mir Quartier im städtischen Hotel besorgt habe, wo er mich als seinen Gast unterbringen werde.

Es war richtig, daß bald in Herat eine iranisch-afghanische Grenzkommision zusammentreten sollte, um einen Grenzzwischenfall zu regeln, der auf beiden Seiten ziemlichen Staub aufgewirbelt hatte. Beide Staaten kamen überein, den Streitpunkt friedlich zu schlichten, wobei als entscheidende Instanz im Falle einer Meinungsverschiedenheit die Türkei als Schiedsrichter auftreten sollte. Auch die türkischen Herren wurden in Kürze in Herat erwartet. Früher handelten England oder Rußland als Vermittler, diese Zeiten sind jetzt aber vorbei, die Staaten des Orients bringen ihre Angelegenheiten nunmehr ohne europäische Bevormundung in Ordnung.

Immerhin, etwas gefiel mir an dieser Mitteilung nicht. Ich hatte schon so viel von dem selbständigen Auftreten des Herater Gouverneurs gehört, daß mir einige Gedanken kamen. Vielleicht wollte er mich nicht zu dicht in seiner Nähe haben, weil er möglicherweise meine Beziehungen zu dem Premierminister falsch auslegte. In diesem Falle wäre er völlig irrig unterrichtet gewesen, denn selbstverständlich hatte ich von keiner afghanischen Seite irgendwelche Aufträge, ich hatte nicht einmal in Kabul auch nur die leiseste Andeutung erhalten. Der Premierminister sagte mir zu Herat lediglich, daß der Gouverneur, den er sehr schätzte, mich fraglos mit der größten Freundlichkeit aufnehmen werde. Mir lag jede Absicht fern, den Aufpasser

spielen zu wollen, denn in afghanische Angelegenheiten mischte ich mich nie hinein, und wurde von der anderen Seite auch nie hineingezogen.

Abdul Rahim Chan, der Generalgouverneur, war noch höher als ein Hakim e ala, er führte den Titel: Naib ül Hükümet, Vertreter der Regierung, auch kommandierte er die Armee seines Bezirkes. Er war als einziger von den Gouverneuren auf seinem Posten verblieben, die der „Sohn des Wasserträgers“ eingesetzt hatte, dessen engerer Landsmann er war, ein Kuhistani wie Batcha Sakkao. Die Kuhistanis sind keine Afghanen, sondern Tadjiken, jedoch von einem anderen Schlage als diese sonst so friedlichen Städter und Ackerbürger. Ein ziemlich unbändiges Volk haust in der weiten Ebene Kuh i Daman und den umgebenden Bergen von Kuhistan nördlich von Kabul, ein Volk, das den früheren Emiren viel zu schaffen machte. Einigermaßen gebändigt wurden sie erst von Abdurrahman, aber auch dann mußten sie noch mit Vorsicht behandelt werden. Aus ihrer Mitte stammte Batcha Sakkao, der jenseits der Gesetze stand, ein Räuber aus Neigung und von Beruf. Die wilden Kuhistanis führte er nach Kabul, um Amanullah zu stürzen, der gerade von aufgehetzten Stämmen im Süden des Landes bedroht wurde. Der Räuber wurde der lachende Dritte.

Kuhistanis hatte sich Abdul Rahim als Soldaten nach Herat mitgebracht, wo er sich auch nach dem Sturze des Räubers hielt, durch seine Tüchtigkeit und durch seine Energie, denn er zeigte sich als guter Gouverneur, dem der Fortschritt am Herzen lag. Allmählich erst scheint sich die Autorität der Zentralregierung in Herat durchgesetzt zu haben; wie ich in Kabul erfahren hatte, schickte Herat erst seit kurzem Rekruten für die Armee. Überall sprach man von dem Gouverneur mit großer Achtung, machte jedoch ein Fragezeichen dahinter. Nun, ich werde ja sehen.

Übrigens wurde er kurze Zeit nach meiner Abreise aus Herat nach Kabul berufen, als Minister für öffentliche Arbeiten, und auch an seine neue Aufgabe ging er mit der an ihm bekannten Energie heran. Ich hatte dann manchmal mit ihm Dienstliches zu besprechen, wobei er die vorgetragenen Angelegen-

heiten stets kurz und bestimmt erledigte. Er war ein schneller Arbeiter.

Einstweilen rollen wir auf Herat zu und halten auf dem Sattel einer sandigen Hügelkette. Rechts sehe ich Zelte von Nomaden und denke, ob es vielleicht dieselben sind, die an dieser Stelle einen Personenwagen mit englischen Touristen ausplünderten. Der Schaden — die Sache war einige Tage her — wurde schnell wieder gutgemacht, denn eine Stunde später kam zufällig ein Auto mit afghanischen Offizieren durch, die den Leuten, die sonst keine Gewalttat verübt hatten, die Beute abjagten. Die Engländer erhielten alles wieder und setzten dann die Reise nach Kabul fort. Uns taten sie nichts, als der Sikh den Reifen wechseln mußte.

Mir fiel auf, daß die Telegraphenmasten seit Farrah aus Betonpfählen bestanden, als ich mich erkundigte, erfuhr ich, daß sie von der Sowjetunion gekauft worden waren. Bis nach Farrah dringen die russischen Waren vor, was ich schon an den Zigaretten merkte, die mir der Gouverneur dort angeboten hatte.

Unter uns liegt das breite, langgestreckte fruchtbare Tal von Herat, das der Herirudfluß bewässert, zusammen mit neun parallelen Seitenkanälen, für die er das Wasser abgeben muß. Kein Wunder, daß der Fluß, denn wir bald durchqueren, nur flaches Wasser führt. Wir fahren durch den Fluß, denn die große Brücke, sie heißt auch so — „Pul i Kalan“ — wird repariert, da einige Steinbogen eingestürzt sind. Bis zur Regenzeit muß die Reparatur fertig sein, denn später kommt ein Auto nicht mehr durch den Fluß.

Herat

Nachmittags ein Uhr liegt eine brennende Sonne über Herat, und ein Glutwind fegt stickige Staubwolken über die ausgetrocknete Straße, so daß die Stadt zur Linken, die mir beim ersten Anblick von der Höhe hinter den wuchtigen Wällen so imposant erschien, mich einstweilen kühl läßt, und ich eile,



Über den Hilmend bei Girischk



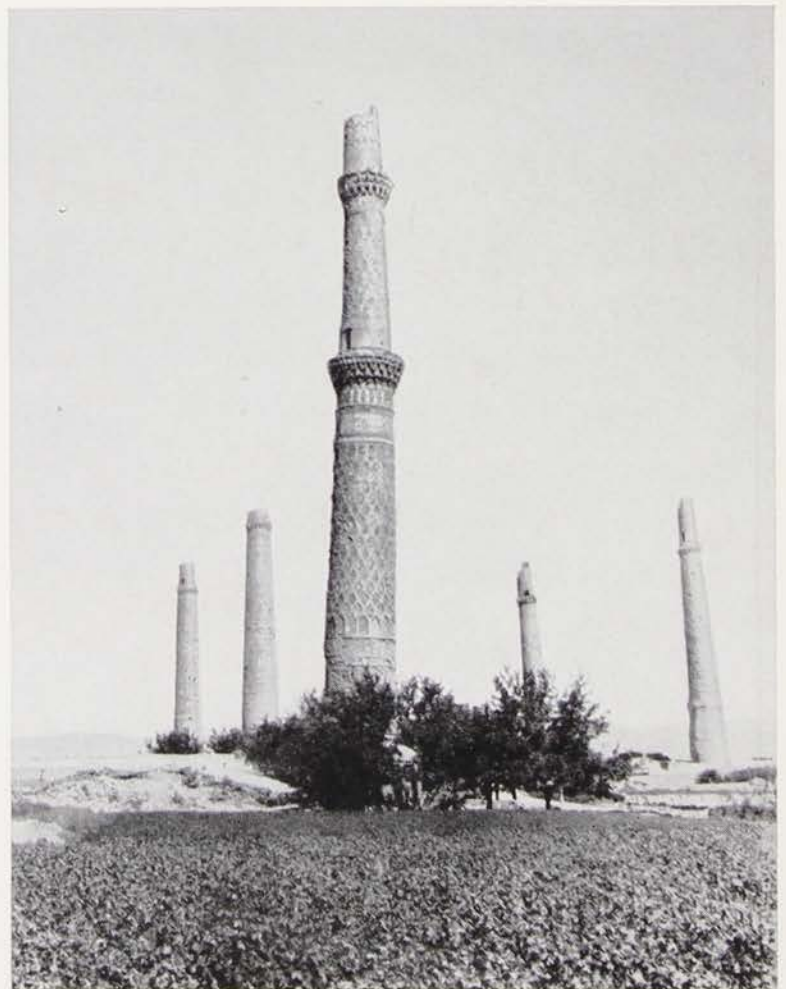
Farrah

Herat



Die Masalla

Die Minarets



in das Hotel zu kommen, das außerhalb der Mauer in der neuen Stadt liegt. Das „städtische“ Hotel schien neu gebaut zu sein, die Fensterfront ging zur Straße, und auf der anderen Seite des großen Hofes befand sich die Stadtverwaltung. Die Zimmer präsentierten sich ganz annehmbar, doch war die Einrichtung erst in den Anfängen, jedenfalls erblickte ich in meinem Raum ein Bettgestell, auch einen Stuhl. Dagegen wirkte der Salon des Hotels anheimelnder, dafür war er auch aus den Beständen des Generalgouverneurs möbliert worden, und nur für die Zeit meiner Anwesenheit. Zwei Diener zum Servieren hatte er gleichfalls dem Hotel für mich geliehen, wofür ich ihm sehr dankbar war, denn das eigentliche Hotelpersonal erwies sich als völlig schimmerlos. Die Gästezimmer befanden sich im ersten Stock, im Erdgeschoß hatten sich Läden aufgetan, darunter auch eine Garküche, die uns die Mahlzeiten liefern sollte. Aus dem Fenster heraus sah ich den Koch die Teller im Rinnstein säubern, ein anderer wusch sich gerade die Füße, der dritte schüttelte die Wasserpfeife in das Schmutzwasser, das soeben ein Eseltreiber gierig trank. Weitere Einzelheiten aus meinem Fensterausblick möchte ich verschweigen. Von Hygiene haben die Leute nun einmal keine Ahnung, die türkischen und — auch die späteren deutschen Spezialisten für das Gesundheitswesen sehen jedenfalls ein reiches Feld der Tätigkeit vor sich.

Über die Garküche, die mir nicht gefiel, machte ich eine kleine Bemerkung zu dem Mihmandar, so nebenbei, worauf die weiteren Mahlzeiten aus der Küche des Serei geliefert wurden. Wie er die Bemerkung weitergab, entzog sich meiner Kenntnis. Dem Generalgouverneur stattete ich sofort einen Besuch in seinem neuen Serei außerhalb der Stadt ab. Auch in Herat wird neu gebaut, die alte Stadt hinter den dicken Wällen ist zwar nicht verlassen, doch wird der Schwerpunkt des städtischen Lebens und der Regierung in die Neustadt vor den Mauern verlegt. Die Neubauten schienen sehr eilig aufgeführt worden zu sein, durchweg übrigens aus ungebranntem Lehm, denn einige der niedrigen Fassaden neigten bereits zum Einsturz. Das Serei fand meinen Beifall, der gestrenge Herr hatte es einfach und stilvoll einrichten lassen. Er besaß auch eine elektrische Licht-

anlage. Die Diener waren geschult, und der ganze Zuschnitt militärisch. Der Ordonnanzoffizier meldete mich an.

Der „starke Mann von Herat“ empfing mich mit knapper, kurzer Höflichkeit und großer Zurückhaltung. Erst im weiteren Gespräch wurde er wärmer, ging mehr aus sich heraus, bedauerte schließlich, daß er mich nicht habe aufnehmen können. Er lud mich für den nächsten Abend zum Essen ein und stellte mir für meine Ausflüge in und um Herat einen Major zur Verfügung. Ich sehe ihn noch vor mir, den hageren, mißtrauischen Herrn, dessen türkische Sprachkenntnisse immer dann versagten, wenn er eine ihm unbequeme Frage beantworten oder mich an einen Platz führen sollte, der ihm nicht ratsam erschien. Wäre es nach ihm gegangen, so hätte ich von Herat kaum mehr als das Hotel gesehen. Zu Ruinen führte er mich ungern hin, lieber sollte ich die neuen Lehmbauten bewundern, zur großen Moschee brachte er mich zwar, blieb aber vor der Tür stehen, da die Leute doch sehr fanatisch seien, einen Besuch des Basars in der Altstadt fand er meiner nicht würdig, und wenn mir etwas fehlen sollte, so wollte er es beschaffen.

Vom Generalgouverneur fuhr ich zu dem deutschen Werkmeister, der hier die kleine Turbinenanlage aufbaute, womit er nicht recht vorwärts kam, da die notwendigen Geräte ihm noch nicht zur Verfügung standen. Ich mußte mich durchfragen, bis ich in dem Gewirr ummauerter Gärten vor der Stadt den gesuchten fand, den mein Landsmann zusammen mit seiner Frau bewohnte. Der Garten gehörte meinem sehr geschätzten Freund, Exzellenz Abdul Medjid Chan, dem Präsidenten der Afghan National Bank, einem gebürtigen Herati. Er hatte freundlicherweise das kleine Sommerhaus in dem Garten zur Verfügung gestellt, wobei hier unter Garten ein Nutzgarten zu verstehen ist, der beträchtliche Erträge abwirft. Granatäpfel, Mandeln, Wein, Pistazien, Gemüse wurden in dem Garten gezogen, der über reichliches Wasser aus einem Kanal verfügte. An sich war der Pavillon in dem grünen ummauerten Fleck ein ganz angenehmer Aufenthalt, aber das war auch alles, was Herat der Frau bieten konnte. Der Mann hatte schließlich noch seine Arbeit, die Frau besaß jedoch keine Gesellschaft, und allein

spazieren gehen konnte sie natürlich nicht. Das Klima behagte beiden nicht recht, und es ist in der Tat nicht besonders günstig, zu der Hitze kommt der trockene Staubwind. Die Wasserverhältnisse sind schlecht, da es kaum Brunnen mit einigermaßen einwandfreiem Trinkwasser gibt, jeder schöpft aus den bedenklichen Kanälen. Der Basar bot an Lebensmitteln nur das dürftige Einerlei für den bescheidenen Speisezettel des einheimischen Verbrauchers, und es ist nicht jedermanns Sache, täglich Hammel mit Reis und gefüllte Auberginen zu essen, zumal wenn die Gerichte an Stelle der fehlenden Butter mit Hammelfett angerührt sind. Die Stimmung wird noch schlechter, wenn der Blick dann auf die Karaffe mit gelblichem Wasser fällt, mit dem das fettige Mahl hinuntergespült werden soll, denn anregende Getränke sind in dem trockenen Herat verpönt und nicht aufzutreiben, es sei denn im Sowjetkonsulat, zu dem der Zutritt jedoch von der Regierung verboten ist. Hatte der Mann seine Verdrießlichkeiten wegen der mannigfachen Schwierigkeiten in der Beschaffung der Geräte, so führte die Frau einen stummen Kampf gegen die Hitze, Insekten, Langeweile, die eintönige Kost und einen ungelehrigen Diener, dessen Sprache sie nicht verstand. Ich fand demnach unsere beiden Landsleute nicht in der rosigsten Laune vor. Aber schließlich lebten auch sie sich ein, der Mann machte seine Arbeit fertig, und beide haben dann Herat wohl ohne Groll im Herzen verlassen.

In Herat gab es zwei Konsulate, ein iranisches und eine Vertretung der Sowjetunion. Aus Höflichkeit besuchte ich den iranischen Generalkonsul, bei dem ich meinen freundlichen Retter aus dem Wüstensand fand, den persischen Botschaftsarzt aus Kabul. Er erzählte mir sein Mißgeschick in Sabzewar. Es war nun eben so, daß Afghanen und Perser sich gegenseitig nicht recht mochten. Der Grund lag weniger in der Abweichung ihrer religiösen Dogmen, denn schließlich sind die sunnitischen Afghanen wie die schiitischen Perser beide Mohammedaner, und beide Völker verehren ihr heiliges Buch gemeinsam, den Koran. Auch hängt ja ein Teil des afghanischen Staatsvolkes, der Hezareh, der Schia an. Die mangelnde Innigkeit in den Be-

ziehungen zwischen beiden Völkern ist wohl mehr auf geschichtliche Ursachen zurückzuführen. Diese scheinen mir zweierlei Art zu sein. Der Arm des Perserschahs reichte über Jahrhunderte bis nach Kandahar, und nach Errichtung des unabhängigen Afghanistans kämpften beide Völker verschiedentlich um den Besitz von Herat, und diese Kämpfe sind in dem westlichen Teil des Landes noch nicht vergessen, zumal die Grenze nicht klar festlag und hin und wieder Zwischenfälle eintraten. Aber es kam noch etwas anderes hinzu: beide Völker haben sich verschieden geschichtlich entwickelt.

Mit dem Verfall der Macht und der eigenen hohen Kultur geriet der Perser unter den politischen und kulturellen Einfluß des Westens, und er war gewohnt, von Despoten beherrscht zu werden, die schließlich zu Werkzeugen der internationalen Politik herabsanken. Bald war London, bald war Moskau in Teheran ausschlaggebend, bis endlich Reza Shah Pehlewi die Unabhängigkeit des Landes wieder aufrichtete. Ganz anders sind die Afghanen vorangekommen, die sich bis in die Neuzeit vom Ausland abschlossen und keinen fremden Einfluß im Innern duldeten, auch ihrem König niemals eine absolute Macht einräumten. Ihre politische Unabhängigkeit wurde gegen die Engländer in zwei Kriegen behauptet und im dritten Waffengang von England vertraglich anerkannt. So haben wir auf der einen Seite den vorgeschritteneren Perser, der mit Stolz auf seine alte Kultur, die schnellere Verwestlichung des Landes weist und etwas mitleidig auf den „zurückgebliebenen“ Afghanen und seine rauheren Gewohnheiten und Lebensformen herablickt. Und der Afghane hält sich für den freien Mann, der sich keinem Despoten beugte, für den geborenen Krieger, der niemals Freiheit und Unabhängigkeit verlor, während er in dem Perser nicht den Vertreter eines ihm ebenbürtigen, selbstbewußten Volkes sieht.

Es liegt auf der Hand, daß die Gegensätze hier an der Grenze deutlicher in die Erscheinung treten als in Kabul und daß vielleicht in Herat die sunnitische Glaubensform betonter ist. Möglich ist schon, daß sich aus diesen Gründen der schiitische Teil der Bevölkerung Herats zurückgesetzt fühlt.

Der iranische Generalkonsul, der sich zu mir selbstverständlich mit völliger Zurückhaltung und diplomatischer Objektivität äußerte, schien ersichtlich jeden Posten in einem anderen Lande seinem jetzigen vorzuziehen, zumal er wohl auch unter der Eintönigkeit des Lebens litt.

Noch spürbarer wirkte sich die Einförmigkeit des Daseins natürlich für den Generalkonsul der Sowjetunion aus, dem ich nicht nur aus internationaler Höflichkeit einen Besuch abstattete, sondern auch um irgendwelchen Gerüchten über den Zweck meiner Reise nach Herat vorzubeugen. Der noch jüngere Sowjetdiplomate, bei dem ich mich zum Tee hatte anmelden lassen, empfing mich äußerst freundlich in seinem etwas weiter von der Stadt entfernten Amtssitz, dessen Mauer eine Reihe von Häusern einschloß. Er schien ein ziemlich zahlreiches Personal zu besitzen, das sich bald mit den Frauen zur Teetafel einfand. In der Ecke des Speisezimmers war das kalte Büfett nach russischer Art aufgeschlagen, Flaschen mit Wodka und kaukasischem Wein wurden entkorkt, ich merkte, daß sich jeder freute, endlich einmal ein anderes Gesicht zu sehen. Die Sowjetrussen lebten nämlich fast völlig abgeschlossen und kamen nur mit den amtlich bestellten afghanischen Persönlichkeiten in Berührung, andere, auch die Fremden, bedurften einer vorherigen Erlaubnis der Regierung, falls sie das Konsulat betreten wollten. Den fremden Angestellten der Regierung, die sich ab und zu in Herat aufhielten, wurde diese Erlaubnis nicht erteilt. Dem Arzt des Konsulates war es nicht gestattet, seine ärztliche Praxis unter der Bevölkerung auszuüben. Mein Besuch war also das große Ereignis, und wir unterhielten uns über die Unterschiede des Lebens in Kabul und in Herat, und wie man so im Lande reist. Als guter Hirte hatte ich „meine Kolonie“ mitgebracht, den deutschen Werkmeister nebst Frau, die übrigens eine gebürtige Russin war und zur größten Überraschung der Sowjetleute ihr Russisch herausprudelte. Ich wollte meinen Landsleuten einmal etwas anderes zukommen lassen als Hammelfett und Flußwasser, und es machte wohl nichts, wenn dies auf Sowjetkosten mit geräuchertem Stör, Kaviar und Wodka geschah. Die Russen gaben es im übrigen

sehr gern, der Werkmeister mit Frau wurden gebeten, die Besuche zu wiederholen, was sich aus erklärlichen Gründen ja nun verbot.

Der Generalgouverneur hatte mir übrigens meinen Besuch sofort im Hotel erwidert, wobei ihn der inzwischen aus Kabul für die Grenzkommission eingetroffene türkische Botschaftsarzt begleitete, der dann freundlicher Weise als Dolmetscher diente, so daß wir uns etwas ausführlicher unterhalten konnten. Abdul Rahim Chan zeigte sich viel aufgeräumter, und wir beide fragten viel. Er beantwortete jede Frage, die seine Tätigkeit und seinen Bezirk betraf, mit schneller Sicherheit, überhaupt schien er schnelles Arbeiten, Pünktlichkeit und Disziplin zu lieben. Ihn trieb ein geradezu fanatischer Aufbauwille. Die Herater hielt er in strengster Zucht, wer verbotener Weise Opium rauchte, bekam außer einer Tracht Prügel noch einige Wochen Strafarbeit am Neubau der Stadt zudiktirt. Die Bevölkerung achtete ihn, weil er gerecht war und etwas leistete. Es war eigentlich erstaunlich mit diesem Mann, der niemals über die Grenzen seines Landes herausgekommen war und zum erstenmal mit einem fremden Gesandten sprach, mit welcher ruhigen Sicherheit und Gewandtheit er sprach. Seine Fragen bewiesen, daß er über die allgemeinen Verhältnisse in der Welt im Bilde war. Er tadelte, wie Touristen Bücher über Afghanistan schrieben, sie unterstrichen nach ihm gewöhnlich das, was dem Lande noch fehlte oder ihnen absonderlich und rückständig vorkäme, die Leistungen, den Fortschritt sehen diese Leute ebensowenig als die Eigenart und den Charakter des Landes. Manche könnten einen Afghanen nicht von einem Inder unterscheiden, so habe er in einem Buch ein Photo mit der Abbildung eines halbnackten Menschen unter der Bezeichnung: ein Afghane! gefunden. Er fragte mich, ob ich schon jemals einen solchen Afghanen getroffen hätte.

Beim Abendessen im Serei, zu dem der Gouverneur gegen dreißig Personen geladen hatte, kamen wir uns noch näher. Er hatte an Tischen und mit Bestecken servieren lassen, jedoch sonst nach afghanischer Art, und nie habe ich diese Gerichte besser gegessen. Jetzt lud er mich ein, ihn unbedingt im näch-

sten Jahre zu besuchen, wobei er mir dann auf einem großen Jagdausflug Land und Leute zeigen wollte. Er hatte jedes Mißtrauen gegen mich verloren.

„Wie reisen Sie zurück? Nein, nehmen Sie nicht den gleichen Weg, fahren Sie vielmehr über die Nordroute, ich versichere Ihnen, daß es bestimmt möglich ist. In dieser Jahreszeit kommen Sie durch.“

Also entschloß ich mich, über den Norden zurückzufahren.

Auch Herat ist von dem Großen Alexander auf seinem Vormarsch nach Indien angelegt worden, und auch hier erinnert nichts mehr an ihn. Das frühislamische Herat wurde eine weltbekannte Metropole, unter den afghanischen Ghoriden erreichte die Stadt den Höhepunkt ihrer Glanzzeit, und 1214 schildert ein arabischer Chronist sie als die prächtigste und volkreichste Stadt, die er je gesehen habe. Vier Jahre später fiel sie der Zerstörungswut des Dschingis Chan zum Opfer, der auch sämtliche Bewohner umbringen ließ, aber bald darauf wurde sie wieder aufgebaut, um abermals von dem anderen Weltzerstörer Timurlenk vernichtet zu werden. Doch Shah Ruch, aus dem Geschlecht der Timuriden, machte die Stadt erneut zu einer glanzvollen Metropole der islamischen Welt. Sie bedeckte sich mit prunkvollen Moscheen, Bibliotheken, Bädern, Medressen für die Pflege der geistlichen Gelehrsamkeit; Kalligraphie, Buchbindekunst und Steinschnitt machten sich hier heimisch, und die Herater Teppiche wurden weltberühmt. Die Usbeken kamen, die Moguln, die Perser, und die Stadt verfiel. Seit Ahmad Shah gehört sie, mit einigen Unterbrechungen, zu Afghanistan.

Wer Muße, Anlage und Gelegenheit hätte, näher in das geistige Leben von Herat einzudringen, wird sicherlich außer den spärlichen sichtbaren Resten aus der islamischen Glanzzeit noch eine gewisse Tradition vorfinden, die an die früher so berühmte Pflege der islamischen Gelehrsamkeit anknüpft, denn Herat war ja eine der Hochburgen mohammedanischer religiöser Wissenschaften. Auch heute bestehen noch mannigfache Medressen, geistliche Hochschulen, die vielleicht Hüter eines alten

Geisteserbes sind, das sich nicht gänzlich verloren haben kann. Bei der Kürze meines Besuches war ich nicht in der Lage, diesen Spuren nachzugehen.

Die heutige geschichtliche Erinnerung ist im wesentlichen mit der berühmten Verteidigung Herats 1837/38 gegen den Perserschah Mohammed verknüpft, und da leuchtet ein Name auf: Eldred Pottinger, der Held von Herat.

Herat spielte in der Neuzeit eine fast weltgeschichtliche Rolle, allerdings war es nur ein kurzes Aufleuchten.

Das afghanische Reich der Sadozai war in völliger Auflösung, der letzte König aus ihrer Reihe, Shah Mahmud, flüchtete nach Herat, wo er sich als unabhängiger Teilfürst hielt; nach seinem Tode hinterließ er die bescheidene Herrschaft Herat seinem Sohn, Shah Kamran, einem schlaffen, sinnlichen, habgierigen Trunkenbold und Wüstling, der von dem listigen und energischen Wesir Yar Mohammed beherrscht wurde. Dost Mohammed regierte in Kabul, Ghazni und Djellalabad, seine Brüder teilten sich die Herrschaft in Kandahar, Peshawar; der Kaschmir und der Rest der indischen Besitzungen war an die Sikhs verlorengegangen, die Emire von Sind gelobten kaum noch eine nominelle Abhängigkeit, die Hezarehs in Zentralafghanistan behaupteten eine tatsächliche Freiheit, und um Nordafghanistan stritten sich Buchara, Turkmenen und Usbeken.

In der großen Politik begann sich der englisch-russische Gegensatz abzuzeichnen, der fast dreiviertel Jahrhundert die englische Politik in Indien bestimmen sollte und nach der Besetzung von Merv durch die Russen als „Mervousness“ die Nervosität Englands gegenüber dem weiteren Vorrücken Rußlands in Zentralasien zum sichtbaren Ausdruck brachte.

Rußland gewann in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts an Einfluß in Teheran, Shah Mohammed rückte mit einer großen Armee, die auch einige russische Offiziere zählte, gegen Herat heran. Die Engländer befürchteten einen weiteren Vormarsch nach Indien. Burnes, nunmehr Sir Alexander geworden nach seiner wagemutigen Reise über Kabul nach Buchara, wurde als Handelsagent zu Dost Mohammed

entsandt, um ihn von der russischen Seite abzuziehen. Doch er konnte ihm nichts bieten, nicht einmal die Rückgabe des von den Sikhs besetzten Peshawar, so daß der Emir einen russischen Abgesandten empfing, dessen Mission allerdings ziemlich im Dunklen lag. Burnes wurde abberufen, und die britische Regierung entschloß sich, den Emir Dost zu stürzen und dem afghanischen Lande den vertriebenen König Shudja aus dem Geschlecht der Sadozai als abermaligen Herrscher nach dreißigjährigem Exil aufzuzwingen. Shudja war bereit, als williges Werkzeug der englischen Politik zu dienen.

Der erste britische Einmarsch in Afghanistan wurde erwogen. Noch war der Plan nicht zur Ausführung gelangt, als an einem heißen Augusttag des Jahres 1837 unvermutet ein junger hagerer Reiter in Herat anlangte. Er trug afghanische Kleidung, sprach fehlerfrei Persisch und benahm sich in jeder Hinsicht wie ein Kind des Landes, doch er war kein Afghane, sondern der junge Leutnant Eldred Pottinger in der anglo-indischen Armee. Wagemut und Forschersinn trieb ihn, seinen Urlaub mit einem Streifzug in das noch ziemlich unbekannte Afghanistan zu verbringen. Er reiste durch das ungastliche Hezarehdjat, wo er sich als Schiite ausgeben mußte, und erst nach einer eingehenden Prüfung durch einen der kleinen Orts tyrannen Entdeckung und Sklaverei entging. Nun ritt er wohlgenut in Herat, dem Endziel seiner Reise ein.

Nach Prüfung der Lage in der Stadt hielt er es für richtiger, sich dem Wesir Yar Mohammed zu offenbaren, der ihm unverzüglich den Vorschlag machte, die Verteidigung von Herat gegen den anrückenden Perserschah zu leiten. Pottinger nahm den Vorschlag an, auf die Gefahr hin, daß seine Regierung die Zusage mißbilligen und sein Regiment ihn wegen Überschreitung desurlaubes entlassen könnte. Es beginnt Einschließung, Beschießung, Hungersnot, Verzweiflung, grausames Sterben der darbenden Bevölkerung, noch grausamere Auspressung durch Yar Mohammed. Schließlich scheint alles verloren zu sein, die Verteidiger werden apathisch und resigniert, trotz der Anfeuerung durch den heldenmütigen Pottinger. Unter den Augen des Perserschahs rücken am 24. Juni 1838 fünf Kolonnen

zum Sturm auf die ausgehungerte, verzweifelte Stadt an, nachdem die schweren Geschütze breite Breschen in die dicken Lehmwälle geschossen haben. Keine Ermahnung des jungen Engländers will mehr nützen, selbst Yar Mohammed ergibt sich mit Fatalismus dem unvermeidlichen Ausgang, nichts kann ihn aufrütteln, auch nicht der Appell Pottingers an die Ehre.

Eine Sturmkolonne hat den äußeren Graben erreicht, sie klimmt den Abhang empor, und die wenigen Verteidiger verlassen die Bresche. Endlich gelingt es Pottinger, Yar Mohammed vorzutreiben, er schiebt ihn zur Bresche, schreit ihm zu, seine Leute anzutreiben, bis der Wesir einen Stock ergreift, um die Flüchtenden zum Stehen zu bringen. Doch dann erlahmt er wieder, alles ist doch vergebens, Gottes Wille geschehe!

Inzwischen hat Pottinger eine Handvoll Verstärkung geholt, da wendet sich schon wieder die Schar in der Bresche zur Flucht, und Yar Mohammed steht ratlos an der Mauer. Mit äußerster Willenskraft schiebt Pottinger die Fliehenden vorwärts, seine Energie reißt endlich auch den Wesir fort, mit dem dicken Knüppel prügelt er die Mannschaften in die Bresche, andere klettern in den Wallgraben, und das Morden beginnt. Die eingedrungene Kolonne der Perser wird vernichtet. Herat ist gerettet. Der Schah hebt die Belagerung auf, als er erfährt, daß eine britische Flotte seine Küste bedroht.

Pottinger ahnt noch nicht, welche Tat er vollbracht hat.

Die Bevölkerung ist auf 7000, auf den zehnten Teil, gesunken, und Yar Mohammed setzt trotz den Ermahnungen des Engländers seine Erpressungen fort. Um sich Geld zu verschaffen, verkauft er die Armen als Sklaven an die Turkmenen, und es folgt ein ernstes Zerwürfnis mit Pottinger, der der offizielle Agent der britischen Regierung am Hofe des Shah Kamran geworden ist. Schließlich kehrt Pottinger nach Indien zurück, in seiner afghanischen Tracht, denn er besitzt keine andere Kleidung.

Im Prunkzelt in Simla wartet ein unscheinbar gekleideter Afghane auf Seine Exzellenz Lord Auckland, Generalgouverneur von Indien, anscheinend hat er sich hierher verirrt. Die eleganten britischen Offiziere wollen ihn bereits herausführen,

als Lord Auckland in das Zelt tritt, auf den seltsamen Besucher zugeht und ihn seinen Damen mit den Worten vorstellt: „Hier ist der Held von Herat!“

Noch zweimal ist das Glück dem jungen Offizier hold, der nun auch wie der große Burnes ein Sir geworden ist. Er kehrt nach Afghanistan zurück, nach Kabul, die Stadt ist von der britischen Armee besetzt. Bei Tcharikar wird das Gurkha-Regiment, bei dem er steht, von den Afghanen bis auf den letzten Mann zusammengehauen, und lediglich Pottinger entkommt mit einem Begleiter in das britische Militärlager bei Kabul. Er wird als Geisel an Sultan Abkar übergeben und entgeht dadurch dem Schicksal der Armee, die auf dem Rückmarsch vernichtet wird. Mit den anderen Gefangenen wird er in letzter Minute befreit, bevor sie alle den turkmenischen Sklavenhändlern übergeben werden, und er stirbt zwei Jahre später in Hongkong am Fieber, am Jahrestage seiner Rettung aus dem Gemetzel von Tcharikar.

Yar Mohammed läßt den unnütz gewordenen Shah Kamran erdrosseln (1843), und der winzige Thron von Herat erlebt noch manche Absetzung und Bluttat, während der persische Einfluß sich befestigt. Schließlich erklärt England den Krieg an Persien, denn das britische Interesse erfordert, daß Herat bei Afghanistan bleibt und nicht unter persischer Flagge ein russisches Einfallstor nach Indien wird. Dost Mohammed regiert wieder in Kabul, und die britische Regierung schließt den ersten Vertrag mit ihm (1857), dem ehemaligen Rebellen, Feind und jetzigen Verbündeten. Der afghanische Gouverneur empört sich gegen Dost Mohammed, und der alt gewordene Herrscher nimmt die Stadt am 27. Mai 1863 mit Sturm. Bereits am 9. Juni stirbt er und wird in der Nähe von Herat in Gazirghia begraben. Seither hat kein äußerer Feind die afghanisch gewordene Stadt betreten.

Kurze Zeit nach der Eroberung reist der ungarische Forscher Vambéry durch die ausgeplünderte Stadt. Er ist als armer Derwisch verkleidet und kommt von einer Reise in das verbotene Buchara, doch fehlt ihm Geld zur Rückreise nach Persien.

Der 16jährige Yakub Chan, Sohn des neuen Emirs Shir Ali, waltet in Herat als Gouverneur seines Vaters, bei ihm läßt sich

der „Derwisch“ melden, um eine Geldspende zu erbitten. „Ich möchte schwören, du bist ein Engländer!“ ruft der junge Prinz ihm zu. Yakub Chan wird die Engländer noch kennenlernen, sie vertreiben seinen Vater, der auf der Flucht in Mazar i Sherif stirbt, er wird Emir, unterzeichnet den Vertrag von Gandamak und schaut aus den Fenstern der Königsburg von Bala Hissar in Kabul zu, wie die gesamte britische Gesandtschaft ermordet wird, von den Soldaten der Herater Regimenter. Doch ihm selbst steht noch ein langes Leben bevor, er stirbt 1923 in Indien als britischer Verbannter und Pensionär, nach einem Exil von über vierzig Jahren. Viel erlebte er noch, auch die Erklärung der außenpolitischen Unabhängigkeit des Königreiches Afghanistan durch Amanullah.

Ein anderer Gouverneur von Herat, sein Bruder Ayub Chan, der Sieger von Maiwand, stirbt ebenfalls im Exil in Indien.

Der eiserne Emir Abdurrahman hat den Thronprätendenten Ayub aus Herat vertrieben, 1885 läßt er die Stadt neu befestigen.

Seither ist Herat in das geschichtslose Dunkel gesunken.

Eine Märchenstadt hatte ich natürlich nicht erwartet, aber so verfallen stellte ich Herat mir nicht vor. Vielleicht verband ich mit dem geschichtlichen Klang des Namens eine zu glanzvolle Vorstellung. Noch stehen sie da, die wuchtigen, dicken Lehmwälle, die Pottinger verteidigte, Dost Mohammed berannte und Abdurrahman erneuern ließ. Mein afghanischer Führer zeigte mir die Stelle, wo die Bresche hineingeschossen wurde, die der junge „Inglizi“ mit den hineingetriebenen Verteidigern füllte. Die klotzigen Lehmmauern sind rissig, sie zerbröckeln, das eine große Tor wird eingerissen, um dem Verkehr eine Gasse zu schaffen. Und hinter diesen gewaltigen Mauern liegt ein winklige, enge Stadt von gedrängten Lehmhäusern, die sich Licht und Luft nehmen. Eine Abbruchsstimmung liegt über dem Ganzen gleich einer riesigen Staubwolke.

Vor den Toren breitet sich die neue Stadt aus, nüchtern, prosaisch und zweckmäßig.

Herat ist eine Lehmfestung im Flachland, die sich viereckig

von Norden nach Süden zieht. Die vier Tore werden wie in Kandahar durch gerade Straßen verbunden, die sich in der Mitte schneiden. Am Nordende liegt erhöht die engere Festung, die Zitadelle, die noch ziemlich erhalten zu sein scheint. Die Burg wirkt aus der Entfernung noch imposant.

Die Dächer der Häuser sind nicht flach, sie haben Kuppeln, die dem Ganzen einen persischen Anstrich geben. Auch die Bewohner ähneln den Persern. Hauptsächlich sind sie ja Tadjiken, die unterworfenen persischen Erstbewohner des Landes. Herat wurde stets von Eroberern beherrscht, denn der als weichlich geltende Herati ist kein Krieger, dafür gilt er als verschlagener und gerissener Händler. Der kleinere Teil der Bewohner, die auch stark mit Afghanen durchsetzt sind, gehört der schiitischen Sekte an.

Der Basar ist noch in gutem Zustand, in den Straßen herrschte ein lebhafter Verkehr. Die Suche nach Köstlichkeiten gab ich bald auf, obwohl ich ziemliche Hoffnung auf eine reichliche Ausbeute gehegt hatte. Die Stadt wird zu wenig von außerhalb besucht, so daß keine Nachfrage nach Antiquitäten vorhanden ist. Unter den Gebrauchsartikeln überwiegen die russischen Waren, einheimische Erzeugnisse sind äußerst spärlich. Es wird wenig in Herat hergestellt, und die Herater Teppiche entpuppen sich als billige, minderwertige Ware. Auch das Seidengewebe dient wohl nur dem anspruchslosen einheimischen Bedarf. Die Farben Grün, Rosa und Dunkelrot scheinen für die seidenen Frauengewänder und die Kissenbezüge bevorzugt zu werden. Nun hatte ich meinen afghanischen Dienern in Kabul versprochen, ihnen die langen seidenen Bänder — sechs Meter lang — mitzubringen, damit sie sich um die Kappen aus Kandahar den Turban wickeln können. Ein Dutzend dieser Turbanbänder wird mein Eigentum, ich wähle sie in helleren Farben. Dies war mein einziger Einkauf.

Unter den Händlern fallen mir Juden auf, ein etwas ungewohnter Anblick in Afghanistan, doch Herat gehört zu den wenigen Städten, in denen Juden sich aufhalten dürfen. Hier scheinen sie sogar eine etwas größere Handelsfreiheit zu besitzen als in Kabul. Ihre Zahl soll hier gegen zweitausend be-

tragen von einer Gesamtzahl von fünfundzwanzigtausend, das heißt, das amtliche Handbuch gibt eine Ziffer von hunderttausend Einwohnern an, doch sind hierin sicherlich auch die Bewohner der zahlreichen Vororte und Dörfer in dem grünen Herattal mit einbegriffen. Mir gegenüber verhalten die Juden sich ablehnend, und unter den Händlern, die mich im Hotel aufsuchen, wird sich kein Jude befinden.

Unter der Menge im Basar entdecke ich auch Gestalten, die ich zuerst nicht unterbringen kann. Afghanen sind es bestimmt nicht, von den Herater Tadjiken unterscheiden sie sich völlig, doch Hezarehs könnten sie sein, denn sie haben mongolische Gesichtszüge, aber sie sprechen nicht Persisch, eher eine türkische Mundart. Tatsächlich sind es Hezarehs, Angehörige der Aimakstämme, Djemshidi und Firozkuhi, die sich von ihren Stammesgenossen nicht nur der Sprache nach, sondern auch in der Religion unterscheiden, denn sie sind Sunniten wie die Afghanen. Der Gouverneur hatte mir schon von ihnen gesprochen. Er war mit ihnen sehr zufrieden, sie sollen sich schon seit längerer Zeit gut mit den Afghanen stehen. Wie ich hörte, geben sie als Reiter den Turkmenen in nichts nach, ihre Reiterei focht unter Ayub bei Maiwand.

Vom Basar aus besuche ich das alte Serei in der Innenstadt, das einige Regierungsbüros enthält, während die meisten Behörden sich schon in der neuen Stadt befinden. Stimmungsvoll ist der große Hof, den das Serai mit seinen vorgebauten Arkadenhallen umgibt. Der zweistöckige Bau macht einen zierlichen Eindruck, die Beete um das Wasserbecken im Hof sind sorgfältig gepflegt. In einem Flügel ist das Museum von Herat untergebracht, dem ich einen Besuch abstatte, obwohl die Sammlungen bisher erst notdürftig geordnet sind. Eine Reihe prachtvoller glasierter Ziegel aus der besten persischen Zeit erregt meine Bewunderung, und ich erfahre, daß es sich um Bruchstücke von der „Masalla“ bei Herat handelt, die ich nun ebenfalls aufsuchen werde.

Vorher lasse ich mich zu der Hauptmoschee führen, obwohl der mir beigegebene Major einige Bedenken hat, jedenfalls bleibt er vor dem Eingang stehen, als ob mir dies genügen

sollte. Ein freundlicher Molla nimmt mich aber in Beschlag und läßt mich eintreten, er will mir auch alles gern erklären, soweit ich ihn mit meinen schwachen persischen Kenntnissen verstehen kann. Es ist eine Innenhofmoschee persischen Stils, die vier Fassaden mit je einem Eiwan gehen auf den Hof. Der Haupteiwan ist durch eine Kette abgesperrt, die mir den weiteren Zugang in die hohe und tiefe gewölbte Halle mit der rechteckigen Stirnmauer verwehrt. Auch der Molla meint, daß ich besser nicht diesen Gebetsraum betrete. Nach seinen Erklärungen ist die Moschee von dem Ghoriden Sultan Ghijas ud din Mohammed erbaut worden, der Herat 1176 eroberte. Da aber Dschingis Chan sie zerstörte, dürften die Timuriden sie völlig erneuert haben, so daß von dem ursprünglichen Bauwerk höchstens die Fundamente erhalten sein können. Auch ist die Moschee ersichtlich in jüngerer Zeit mehrmals instand gesetzt worden, zumal die Fassaden zwar intakt sind, jedoch die Bedeckung aus den glasierten Ziegeln an vielen Stellen fehlt. Der Mollah zeigt auf ein langes Schriftband an den Wänden, das in lückenloser Folge den Namen Allah wiederholt. Die Buchstaben haben den Schriftcharakter verloren, sie sind reine Ornamentik, doch mit einigem gutem Willen kann ich „Allah“ entziffern. Hof und Pfeilerhallen sind aufgeräumt, so daß kein Eindruck von Verfall aufkommt, lediglich eine Kuppelhalle ist eingestürzt und bildet einen Trümmerhaufen, wahrscheinlich übersteigt die Wiederherrichtung die heutige Kraft. Hier soll nach meinem Molla sich die Grabstätte des großen Ghoriden befinden.

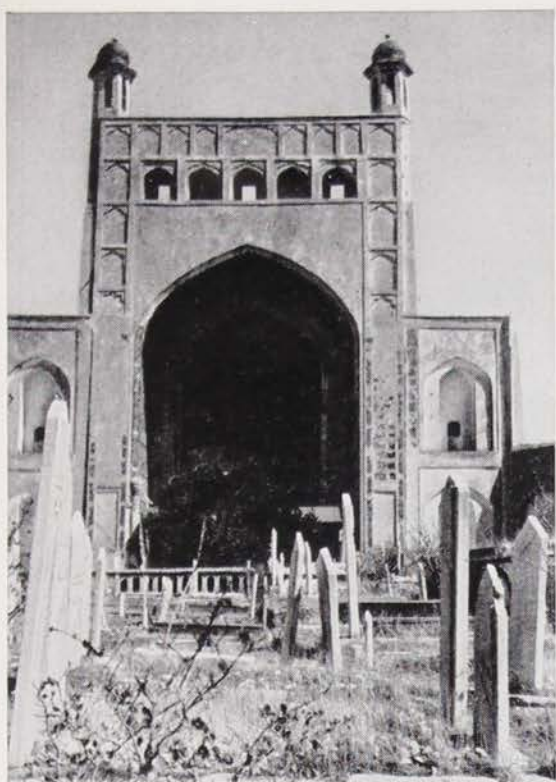
Auf dem Hof steht ein riesiges Bronzebecken, das unten spitz verläuft, so daß es auf einem mit Füßen versehenen eisernen Kranz ruht. Das Becken trägt reichen ornamentalen Schmuck sowie ein doppeltes persisches Inschriftband, und ich kann mir die Herkunft nicht erklären. Es ist das erstemal, daß ich in einer Moschee so eine Art „Taufbecken“ sehe, auch mein Molla weiß nur, daß es von Sultan Ghijas ud din hierher gebracht worden ist, was ich aber bezweifle. Sicher ist das Becken aus späterer Zeit, nach der Zerstörung durch den wilden Mongolen. Benutzt scheint es nicht zu werden.

Herat muß tatsächlich eine prächtige und glanzvolle Stadt

gewesen sein, dachte ich bei mir, als ich mich dankbar von dem Molla verabschiedete.

Von meinem Hotel brauche ich nicht weit zu fahren, und hinter dem Hügel tauchen die Wahrzeichen von Herat auf: Fabrikschornsteine? Nein, in Herat gibt es keine Fabriken, es sind die einsam im Freien stehenden neun Minarette der verfallenen und verschwundenen Medressen der Timuriden. Öde ist das Land, nichts ist mehr von den Bauwerken erhalten, und kleine Hügel bedecken den wenigen Schutt, der wohl noch übrig sein mag. Achteckig ist die hohe Basis der Türme, die sich nach oben verjüngen und zu runden scheinen. Bis über Mannshöhe sind die glasierten Kacheln abgefallen oder abgeschlagen, von denen ich einige Proben in dem Museum von Herat bewundert habe. An den Windseiten sind die Kacheln völlig verwittert und abgesprungen, ein Wächter hat an einen Turm eine hohe Leiter gestellt und hockt in einer Öffnung. Die glasierten Ziegel zieren Muster in streng stilisierten Blumen und geometrischen Zeichnungen, in weichem Braun, Kupfergrün, mit türkisblauem Einschlag auf einem Farbengrund von reifem Korn. Persische Inschriftbänder aus Fliesenmosaik winden sich um die Türme, dort, wo der Schaft sich zu runden scheint, oder täusche ich mich, wenn ich eine Rundung zu sehen glaube? Die weiße Inschrift ist erhaben aus dem Tonziegel ausgebrannt. Mehrere Türme tragen noch zwei kranzartige, tiefgegliederte Gesimse, die Spitzen sind bei sämtlichen abgebrochen.

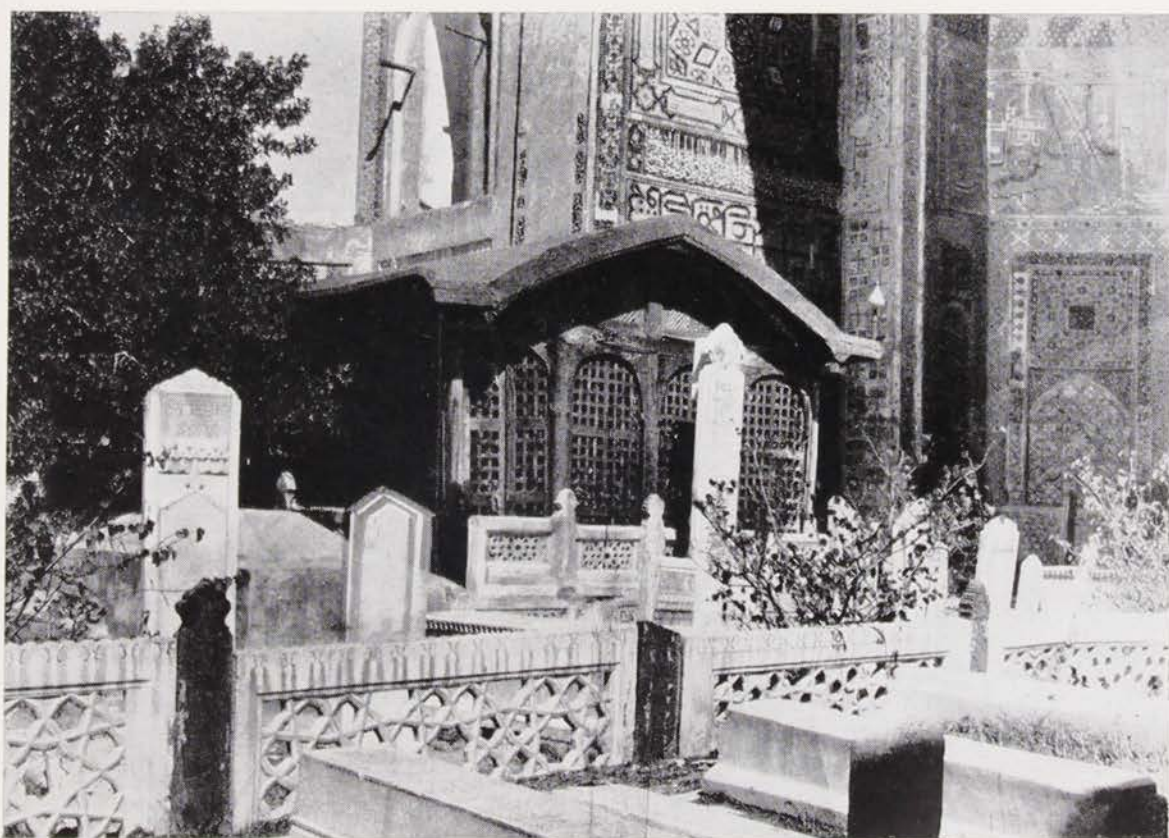
Ein Bauwerk steht doch noch dort, das sich auf den ersten Blick als Grabkuppel offenbart. „Wer liegt dort begraben?“ frage ich den Heratijungen, der mich von dem Hotel zur „Masalla“ geführt hatte, denn mehr als den Namen „Masalla“ hatte ich bisher nicht gehört, ich wußte gar nicht, um was es sich in Wirklichkeit handelte. „Sultan Mirza Hussein!“ antwortete er mir. Aber er ruht nicht mehr dort, nur die Kuppel, die sein Grab schützen sollte, ist noch einigermaßen erhalten. Quadratisch ist der hohe Unterbau, der nur noch aus nacktem, brüchigem Lehm besteht, im Innern scheint die Basis achteckig zu sein. Ausgebrochen sind die Bogenöffnungen an den Seiten, im Innern liegt ein Schutthaufen mit kleinsten Scherben der



Gazergiah



Zitadelle von Herat

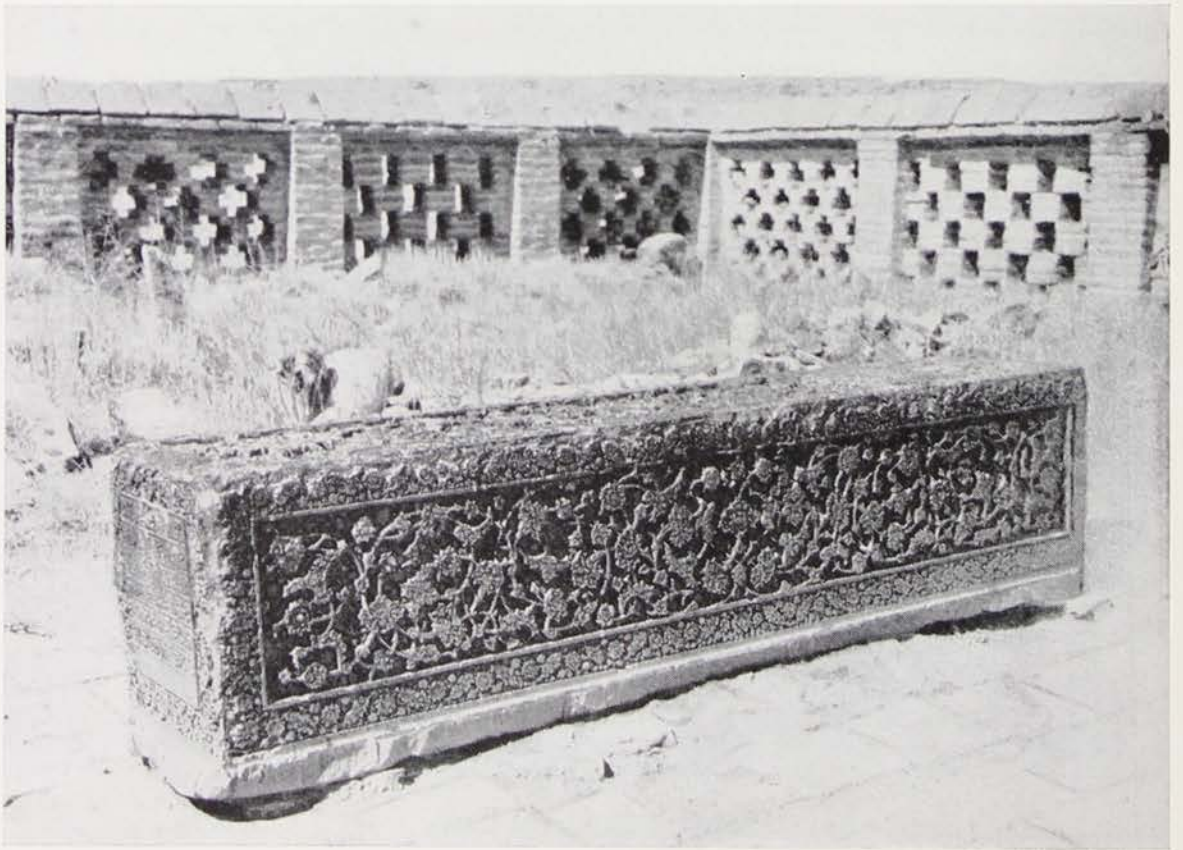


Herat. Grab des Chodja Ansari, links liegt Emir Dost Mohammed begraben

Herat



Der Thron der Reise (Taht i Sefer)



Der schwarze Zenotaph

farbenprächtigen Kacheln, Farbentupfen mitten im grauen Lehm. Ich schaue nach oben, das Kuppeldach ist ziemlich erhalten.

Die Kuppel erhebt sich nicht unmittelbar über dem unteren Block, sondern bildet die Krönung eines ebenso hohen gedrun-genen Tambours, der im oberen Teil noch mit den glasierten Kacheln bedeckt ist. Als ich auf dem Unterbau stehe, kann ich leider nicht mit der Hand an das Ziegelmosaik heraufreichen, nun ja, soweit die Hand reicht, ist eben alles abgeschlagen. Vom Scheitel der Kuppel bis zum Rand laufen strahlenförmig erhabene Rillen aus glasierten Ziegeln mit gewelltem Rücken herab.

Die „Masalla“ (Gebetsstätte) war das Familiengrab der Timuriden, von denen sich das Gedächtnis an Sultan Mirza Hussein ibn Baiqara in der Überlieferung des Volkes erhalten zu haben scheint (er starb 1509).

Zur Zeit der Belagerung von Herat durch den Perserschah Mohammed — 1837 — muß die Masalla noch ziemlich erhalten gewesen sein, auch sollen noch Teile der Medressen gestanden haben. Niemand konnte mir angeben, wann die restliche Zerstörung eingesetzt hat, ich glaube annehmen zu können, daß man im vergangenen Jahrhundert die Ruinen wohl als Brüche für Baumaterial benutzt hat, denn sonst müßten größere Trümmerhaufen vorhanden sein.

Außer einer Bewachung scheint zur Zeit nichts für die Erhaltung zu geschehen, es ist auch schwer vorzustellen, wie das Wenige noch vor dem Einfluß der Witterung gerettet werden könnte. Die abfallenden Scherben kommen in das Museum. Auf dem Wege zurück zeigt der Heratijunge mir in einem verfallenen Friedhof ein einsames, rechteckiges Zenotaph aus schwarzem Marmor, dessen Seiten mit flachen aus dem Stein herausgehauenen stilisierten Blumenmustern bedeckt sind. Die Stirnseite trägt eine persische Inschrift, die ich nicht entziffern kann. Niemand konnte mir sagen, über welchem Grabe das Mal jemals gestanden hat. Die Afghanen entfernen keine Grabmäler, andernfalls gehörte das seltene Kunstwerk in das Museum.

Nur gering ist die Entfernung nach dem Wallfahrtsort Gazerghah, nördlich der Stadt auf einer kleinen Anhöhe. Dort wohnt der oberste der Herater Geistlichkeit, der ein sehr einflußreicher Mann zu sein scheint. Der Herr Major, den ich nach der Masalla nicht mitgenommen hatte, hegte wiederum Bedenken, mich weiter als bis zum Eingangstor zu führen, ersichtlich bezeugte er dem hohen Geistlichen eine große Ehrfurcht, und er konnte nicht wissen, wie ich aufgenommen werden würde. Da es keine Reisehandbücher über Afghanistan gibt und mir auch sonst nichts an Informationen über Herat zur Verfügung stand, war ich auf eine zufällige Bemerkung, daß es einen „heiligen“ Ort gäbe, hierhin gefahren.

Der hagere Major starrte düster auf das im Tal liegende Herat, und ich stand in einem Garten vor einem tiefen Torgang, dessen breiter Kuppelraum mir zunächst durch seine Kühle einen willkommenen Schutz gegen die sengende Sonne gewährte. Der Torweg führte durch ein achtseitiges Gebäude, eine Art Payillon, in einen stillen Hof, in dem ich ein Wasserbecken erblickte. Ich wartete noch im Toreingang, bis mich ein Molla ansprach, dem ich sagte, daß ich, der Gesandte des Deutschen Reiches, hierher gekommen sei, um dem hohen Geistlichen zusammen mit dem Besuch der heiligen Stätte meine Aufwartung zu machen. Er verschwand, und bald kam ein anderer Geistlicher zu mir, ob es nun der große Mann persönlich war, blieb mir verborgen, ich glaube eher, nein. Auf alle Fälle lud er mich freundlichst ein, näher zu treten. Er erzählte mir, daß hier der Ortsheilige, sagen wir, Schutzpatron, von Herat begraben liege, dessen Namen ich sicher kennen würde, Chodja Abdullah Ansari. Ich muß gestehen, daß er mir an sich nicht bekannt war, sicher hätte ich besser getan, mich vorher bei dem Gouverneur zu erkundigen, doch es fiel mir ein, daß ich in Damaskus vor Jahren einen wunderschön geschriebenen Korankommentar gekauft hatte, als dessen Verfasser mir ein frommer Araber dieses Namens angegeben worden war. Ich erwiderte also, daß mir leider nur der Verfasser dieses Buches als Träger solchen Namens gegenwärtig sei, worauf ich erfuhr, daß es sich um den nämlichen Heiligen handelte. Er war hier auf einer Reise gestorben, und ein Timu-

ride, Shah Ruch, so behauptete der Molla, hat ihm hier eine Moschee erbaut.

Der Bau muß dann also gegen das erste Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts erfolgt sein, allerdings weiß ich nicht, wann der gelehrte Chodja gestorben ist. Eine richtige Moschee entdeckte ich übrigens nicht, jedenfalls war in dem ersten Hof mit dem Wasserbecken an der Ostseite der Mauer nur eine Grabkuppel angebaut, in welcher der Heilige aber nicht beigelegt ist. Sein Grabmal befindet sich vielmehr in dem weiteren Hof, der einen alten Friedhof enthält und an je einer Seite hochgewölbte Eiwane mit rechteckiger Stirnwand aufweist. Vor dem Haupteiwan steht das Grabmal mit einer köstlichen Inschrift. Daneben liegt das einfache Grab des Emirs Dost Mohammed, der kurz nach der Einnahme der Stadt Herat, 1863, hier starb. Seine Grabinschrift konnte ich entziffern, die andere, viel ältere in ornamentaler Schrift dagegen nicht. Der Friedhof wies noch eine Reihe anderer alter Gräber auf, die Inschriften auf den senkrecht stehenden Grabsteinen zeugten von hohem Alter.

Die Eiwane besitzen teilweise die alte prachtvolle Fliesenmosaik, die sicherlich die ursprüngliche aus der Zeit der Timuriden ist, obwohl sich erkennen läßt, daß der Gesamtbau, also die Anlage der beiden aufeinanderfolgenden Höfe mit den Umbauten, sich auf verschiedene Perioden erstreckt. Vielleicht haben die Safawiden hier später umgebaut, was mein freundlicher Cicerone auf Anfrage von mir als möglich erklärte.

Dost Mohammed hat sich einen schönen Platz für die ewige Ruhe ausgesucht, denn der stille Friedhof liegt nicht, wie gewöhnlich die mohammedanischen Gräberreihen, auf einem schattenlosen steinigen Platz, sondern in einem verträumten Garten mit Grün und Bäumen. Gepflegt war der Friedhof nicht, andererseits aber auch nicht verwahrlost.

Im kühlen Torweg habe ich mich noch mit dem geistlichen Herrn unterhalten, soweit mir dies eben halt möglich war, denn mein Major traute sich nicht an uns heran. Er machte mich noch auf einen „Taht i sefer“, einen „Thron der Reise“, aufmerksam, mit näheren Erläuterungen, die ich nicht verstanden habe.

Auch bis zu dem Thron der Reise war es nicht weit.

Er bestand aus einer oben abgeflachten breiten Erhöhung im Freien, die nach drei Seiten zur Ebene mit Geröllsteinen senkrecht abgemauert war. Von der Ebene führte bis zur vorgebauten niedrigeren Basis ein stufenweise ansteigender Kanal empor, der nach beiden Seiten von einer niedrigen Mauerbrüstung eingefasst war. Senkrecht stürzt dann das Wasser — jetzt war alles trocken — von der oberen Plattform durch eine breit eingeschnittene Öffnung in den Stufenkanal. Neben dem Kanal führt ein Treppenweg auf die Basis und von hier über die andere Seite auf die obere Fläche.

Pottinger erwähnt kurz, daß er vergeblich versucht habe, Yar Mohammed zu bewegen, vom „*Taht i sefer*“ aus wirkliches Recht zu sprechen, sicherlich meinte er diesen Thron der Reise, eine nähere Beschreibung gibt er nicht. Einen richtigen Begriff von diesem Thron, der nichts weiter als eine abgeplattete und abgemauerte Hügelnase ist, kann ich mir nicht machen, auch wälzte ich keine dicken Folianten, um seinem Ursprung nachzugehen. Nach der Bezeichnung müßte man annehmen, daß der nicht in Herat residierende Herrscher — der Perserschah oder der Mogul — von hier aus Gericht gehalten hätte, doch besagt die heutige Benennung nicht viel. Mit dem persischen Wort „*taht*“ (Thron) — *sefer*, die Reise, ist arabisch — benennt der Volksmund viele Bauwerke, die schon aus der Zeit des Zoroaster und später der buddhistischen Herrscher stammten, jedoch ursprünglich mit einem Thron nicht das geringste zu tun hatten.

Wie dem auch sei, von dem Vorsprung genieße ich einen vollen Ausblick auf das lange und breite grüne Tal von Herat und auf die ummauerte Stadt, die auf einmal reizvoll, romantisch ausschaut — von weitem, von weitem.

Es ist natürlich nicht so arg mit Herat, allerdings wird es den Fremden nicht gelüsten, in der Altstadt zu wohnen, doch die grüne Umgebung bietet genügend angenehme Plätze. Ein bequemes Haus dort inmitten eines gepflegten Parkes verbreitet eine andere Stimmung als das noch dürftige Hotel in der stickig heißen und staubigen Straße. Nirgends sah ich so mächtige Kanäle ihre Wasserfurchen ziehen als hier, wo neun breite Djuis sich aus dem Herirud abzweigen. Fische bevölkern die Gewässer,

ein freundlicher Afghane schenkte mir ein großes welsartiges Exemplar, das ich mir zubereiten ließ. Wohlhabend müssen die Besitzer der vielen Nutzgärten sein, die sich hier aneinanderreihen, und sicher steht manch prächtiges Haus versteckt hinter den Mauern. Ein fruchtbares Dorf grenzt an das andere, nur die verbindenden Straßen machen es dem Auto recht schwer, sich durchzuschlängeln.

Zu meiner Zeit vergrößerte sich die deutsche Kolonie kaum. Als der Werkmeister glücklich die elektrische Anlage fertiggestellt hatte, löste ihn ein anderer deutscher Ingenieur mit Frau ab, der Wege und Brücken baute. Auch diese beiden fanden das Leben recht einsam und beschwerlich. Inzwischen wurde Herat dann die erste Etappe für die deutsche Luftlinie Berlin—Teheran—Kabul, der ich die Wege geebnet hatte. Herat ist mithin nicht mehr entlegen und erst in mühseliger Fahrt zu erreichen, so daß sich von selbst vieles ändern wird.

Viele Wege führen nach Herat, abgesehen von der Südroute, die ich über Kandahar gewählt hatte. Unmittelbar und kürzer ist der Weg den Herirud flußaufwärts durch das Bergland der Hezarehs über Bamian nach Kabul. Pottinger zog ihn seinerzeit in der umgekehrten Richtung, und die Expedition Niedermayer-Hentig wählte ihn nach der geglückten Einreise aus Persien nach Herat, um Kabul zu erreichen. 23 Tage sind sie geritten. Auch Trinkler zog nach dem Kriege diesen Weg, der aber 1934 noch nicht für Autos fahrbar war. Allerdings gelang es kurze Zeit darauf dem Postminister, mit einer Lorry durchzukommen, die seinen Personenwagen begleitete. Kunstbauten fehlten noch völlig.

Mit Mesched im Iran ist Herat durch eine nur flüchtig gebaute Straße verbunden, die von Kraftwagen ständig befahren wird, je nach der Jahreszeit in vier bis sechs Stunden bis zur etwa 120 Kilometer entfernten Grenze.

Ungefähr ebensolang ist die im gleichen Zustand befindliche Fahrstraße nach Kara Tepe an dem Kuschkfluß, der im Norden hier die Grenze mit Rußland bildet. Am anderen Ufer des Flusses liegt die russische Stadt Kuschk, zu der jedoch keine Brücke hinübergeleitet, so daß der Fluß in der wasserreichen

Zeit einige Monate von Autos nicht passiert werden kann. Diesen Weg kamen die ersten von Amanullah gerufenen Deutschen, als ihnen die Durchreise über Indien noch verwehrt war.

Die Nordroute nach Kabul über Maimene, also das Seitenstück zur Südroute über Kandahar, werde ich morgen befahren.

Der heutige Reisende hat noch eine weitere Wahl: Er besteigt in Herat das aus Berlin eintreffende Flugzeug der Luft-hansa; so weit waren wir damals nicht.

Der Nordweg Herat–Kabul

Abfahrt aus Herat

Gegen 1400 Kilometer und darüber liegen vor mir, und ich bin bei weitem nicht der erste, der dieses Weges gezogen ist, Marco Polo hat ihn lange vor mir eingeschlagen, jedenfalls so ungefähr, denn es fehlen nähere Berichte über seinen Aufenthalt in Herat und die einzelnen Etappen unterwegs. Baber kam von der entgegengesetzten Richtung, um Herat zu erobern, und ging über das Hezarehjat zurück. Ich scherze natürlich, schon viele andere, namenlose Reisende wanderten oder ritten auf der Nordroute, und sicherlich hat jemand, vielleicht auch ein Fremder, sie mit einer Lorry befahren. In Herat konnte mir niemand hierüber Auskunft geben, da der Autoreisende bisher stets über Kandahar kam. Es gibt auch keinen Warenverkehr von Herat nach Kabul über den Norden.

Jedenfalls bin ich der erste Fremde, der von Herat aus die Nordroute mit einem Personenwagen einschlug, übrigens auf gut Glück, lediglich auf die Versicherung des Generalgouverneurs hin, daß es möglich sein müßte.

Dieses Mal muß ich ausreichend Benzin mitnehmen, bis Maimene, 440 Kilometer, denn vorher existieren keine Tankstellen, für wen denn auch?

Mit Ausnahme der Großprovinz Herat geht die Reise durch den Landesteil, der erst in neuerer Zeit zu Afghanistan gekommen ist. Der Neugründer des Reiches, Ahmad Shah, suchte hier keine Gebietserweiterungen, und als er starb, riet er seinen Söhnen, nicht die Usbeken anzugreifen, „einen Bienenkorb ohne Honig“. So hielten sich in diesen Gebieten einzelne kleine Chanate ziemlich unabhängig, soweit nicht der Emir von Buchara vorübergehend seine Herrschaft bis nach Balch erstreckte. Westlich von den Usbeken lebten Turkmenen und

Aimaks nahezu unbehelligt nach ihren Bräuchen. Nicht einmal dem Eroberer von Herat, dem Emir Dost Mohammed, gelang es, Nordafghanistan völlig zu unterwerfen, dies blieb erst seinem Sohn, dem Emir Shir Ali, vorbehalten. Aus einer anfänglichen Beherrschung des Gebietes wird nun allmählich eine Durchdringung und seine Einschmelzung in das Gesamtreich. Die Verschiedenheit der Rasse, Sprache, Sitten und Lebensgewohnheiten wird durch das Band der gemeinsamen Religion und das Gefühl der zwangsläufigen Verbundenheit aufgewogen. Jenseits der Grenze beginnt Sowjetrußland, und die Tausende mohammedanischer Flüchtlinge aus dem roten Reich bezeugen schlagend die Unlust der Mohammedaner, sich bolschewisieren zu lassen. Sie hängen an ihrer Religion, an ihren Sitten, und gerade die Religion ist der wirksamste Schutzwall des Landes gegen das Eindringen des Bolschewismus.

Der Morgen des 6. Oktober sah mich von Herat aufbrechen.

Versehentlich schlug mein Sikh den Weg nach Rußland ein, und, wäre mir die Richtung nicht doch zu nördlich vorgekommen, dann hätte ich wohl am Kuschkfluß haltgemacht. An sich wollte ich schon weiterfahren, um die Grenze kennenzulernen, doch scheute ich die eintönige Rückfahrt und — das Gerede, wenn ich plötzlich ohne jede Ankündigung mit der Hakenkreuzflagge am Kühlerständer gegenüber Kuschk aufgetaucht wäre. So fuhren wir zurück und fanden schließlich auch den richtigen Weg, auf dem wir einsam weiterrollten, denn er wurde von niemandem sonst befahren. Manchmal verloren wir die Straße allerdings im Gelände, auch zweigten verschiedene Spuren ab, doch es gelang immer, die richtige Fährte zu finden, mit Hilfe der Telephonleitungen, die kürzlich gelegt worden waren. Dagegen fehlte auf der Nordroute eine telegraphische Verbindung, die erst wieder in Mazar i Sherif begann. Die Telephonleitung war nur provisorisch, was man ihr wohl ansah. Weder deutsche Stahlmasten noch russische Betonpfähle standen hier, sondern es waren in die Erde einfache, mit dem Beil behauene Stämme gesteckt, so, wie Wind und Wetter die Bäume hatten wachsen lassen, grade oder krumm. Zu Anfang hing der Draht noch an richtigen Isolatoren, dann an eisernen

Haken, bis er schließlich lediglich um den Stamm herumgewickelt war, und trotzdem funktionierte die Verständigung, natürlich nur auf kurze Entfernung, auch regnete es nicht.

Manchmal war der Weg gebaut, manchmal nur abgesteckt, oder eine Spur, öfters führte er über tiefe brückenlose Einschnitte und stark welliges Gelände. Die Ansiedlungen wurden spärlicher, bis wieder die Leere eintrat. Auf einer sonnigen und steinigen Anhöhe hielten wir an einer hohen Mauer, die einen großen Park mit hohen Platanen und Zedern umschloß. In Herat hatte man mich auf diese Oase aufmerksam gemacht, folglich fuhren wir richtig. Über die Mauer hinweg konnte ich auch ein Wohnhaus entdecken, doch fehlte mir die Zeit, näher zu treten, so daß ich nicht angeben kann, welche Bewandnis es mit diesem Lichtblick in der Finsternis hat.

Dann mußten wir den Paropamismus — Kuh i Baba — überschreiten, dessen Paßhöhe, Bend i Sabzaw, etwa 2350 Meter, wir gegen ein Uhr nachmittags erreichten. Der Weg erwies sich als ziemlich fest, etwas eng, an manchen Stellen sehr steil, aber ungefährlich, obwohl er öfters an tiefen Abgründen vorbeiführte. Um uns liegt die gewaltige Bergwelt Zentralafghanistans, Kuppen und Abhänge waren in weitem Umkreis mit Zedern bewaldet, deren Bestand aber schon stark mit der Axt gelichtet war. Die Abholzung machte ersichtlich weitere Fortschritte. An den windigen Abhängen standen die Zedern schief, verkrüppelt, zwergartig. Es ist dies der einzige Wald, den ich auf meiner Reise gesehen habe, allerdings berührte ich weder Nuristan (Kafiristan) noch die Abhänge des Spinghargebirges, das ebenfalls einen starken Baumwuchs aufweist.

Beim Abstieg kamen wir bis auf 800 Meter herunter und durchfuhren für einige Stunden lange, tiefeingeschnittene Seitentäler, die sich folgten. Die Bergketten waren hier öde und leer, doch näherten sich in Abständen dürftige Ansiedlungen, die so gar nichts Afghanisches an sich hatten, auch die schwarzen Zelte der Nomaden, der Aimaks, tauchten auf. Richtiger ausgedrückt, sind die Aimaks keine eigentlichen Nomaden, denn als Hezarehs sind sie sesshaft, aber, wie auch in anderen Ländern, kann der Hirte nicht ständig an einem Platz bleiben. Im Som-

mer zieht er mit seinen Herden aus dem festen Winterdorf in die höher gelegenen Weiden, wo er unter Zelten haust, und im Hochsommer steigt er auf die Gipfel, dort erbaut er sich Schutzhütten aus Steinen. Der Winter findet ihn wieder in der festen Ansiedlung im Tal, deren Bewohnerzahl dann anschwillt.

Wir machen die Bekanntschaft mit den stämmigen, gedrunghenen Hirtenhunden. Es sind nicht die schnittigen, eleganten Tarzis, diese einzigartigen afghanischen Windhunde, sondern eine ganz andere robuste Rasse. Wütend umklaffen sie den langsam fahrenden offenen Ford, springen empor, bis sie sich begnügen, uns mit herausgestreckter Zunge nachzujagen. Die meisten halten durch, dann drehen sie plötzlich ab und trotten zurück. Sie müssen es, denn jetzt kommt ein anderer Bezirk, in den sie nicht hinein dürfen. Das neue Hundegleit erwartet uns schon kläffend, und das Spiel beginnt von neuem. Einen strammen Köter trieb der Sportgeist zu weit vor, und die wartende Meute stürzte sich auf ihn, den erschöpften Renner, nicht auf den Ford.

Kala Nao

Am späten Nachmittag hielten wir in Kala Nao (Neue Festung), wo ich übernachten wollte. Der Bezirk gehört noch zu Herat. Als Vambéry hier 1863 rastete, fand er nur die Ruinen der früheren, befestigten Stadt vor, die schon damals diesen Namen trug. Wenige Zelte der Aimaks hatten sich um die Trümmer gruppiert. Fünfzig Jahre vorher war der einst blühende Flecken von dem Gouverneur in Herat zerstört worden. Nun, jetzt verdiente der Ort, der reichlich fließendes Wasser besaß, den Namen einer neuen Stadt. Um die Ruinen erhoben sich die Häuser in der üblichen afghanischen Art, teils schon fertig, teils noch im Bau. Der lebhafteste und gut beschickte Basar war ziemlich unter Dach. Ich zählte gegen zweihundert Häuser, und den Bewohnern schien es gut zu gehen, denn der Boden war sehr fruchtbar. Hauptsächlich bauten sie Weizen und Melonen an, auch Pistazien.

Der Hakim erwartet uns vor seinem Hause. Hadji Said

Mohammed Chan war, wie sein Namenszusatz (Hadji) besagt, als Pilger in Mekka gewesen. Er ist ein alter, etwas kränklicher Herr, hochgewachsen, in weiten, weißen Hosen mit langem persischem Rock, Sandalen und einem Turban, dessen Ende herunterhängt. Die Begrüßung ist herzlich, er bietet sein Haus an und läßt mich allein. Ich erfahre, daß er erst kürzlich hierher versetzt worden ist, sein neues Haus steht noch im Rohbau, Holzfachwerk und Lehm, das alte ist ziemlich abgerissen oder eingefallen. Ein jetzt nur einstöckiger Lehmflügel wird mich aufnehmen, zu dem oberen Stockwerk führt im Innern zwar noch eine Treppe, aber oben zeugen nur einige eingestürzte Erker von dem früheren Zustand. Büsche wachsen auf dem Dach. Das mir zugewiesene Zimmer war mit Lehm verputzt, die Fensteröffnung wies weder Rahmen noch Glas auf, als einziges Möbelstück begrüßte ich ein aufgestelltes eisernes Bettgestell, auf das der Mihmandar strahlend hinwies. Einen Stuhl gab es nicht. Der Boden war mit Teppichen belegt. Hier herrschten noch einfache Sitten wie zu der Urväter Zeiten. Von irgendwelchen Bequemlichkeiten war keine Rede, dafür stand die freie Natur zur Verfügung, was nicht jedermanns Sache ist. Ich wusch mich im Hof, wozu auch eine Schüssel aufgetrieben wurde. Dann hockte ich mich im Zimmer auf den Teppich, Diener brachten die dampfenden Platten, setzten sie vor mich hin, dazu Tee, Fladenbrot, Melonen und schauten zu. Als ich fertig war, machte ich dem Herrn Hakim meinen Besuch, nachdem es durchgesickert war, daß er zwanzig Frauen sein eigen nannte. Natürlich sah ich keine einzige. Er wohnte mit seiner Familie in einem Gartenhaus, das von dem meinigen durch eine Mauer abgetrennt war. Ich wurde erst angemeldet, damit die Frauen rechtzeitig verschwinden konnten, dann öffnete sich die Tür zum Garten. Der alte, freundliche Herr saß auf einem Bettgestell und nötigte mich auf den einzigen Stuhl. Die Expedition Hentig-Niedermayer muß einen großen Eindruck hinterlassen haben, denn auch er fragte mich nach den Herren, an die er sich gut besann. Nach ihnen war ich der einzige Deutsche, den er kennenlernte. 45 Jahre war er im Regierdienst, nun aber alt geworden, trotzdem wollte er weiterarbeiten. Er wies mit Stolz auf den

Neubau der Stadt hin, den er mit aller Energie vorwärtstreiben möchte, wobei er bedauerte, daß sein neues Haus mich noch nicht aufnehmen könnte. Auch die Verbesserung der Wegeverbindung hatte er in Angriff genommen.

Nach seinen Erklärungen wohnten in der Stadt nicht ausschließlich Hezarehs, sondern auch Afghanen, Nurzais, die hier angesiedelt werden, um die Bevölkerung afghanisch zu durchdringen. Er gab die Zahl der Einwohner seines Bezirkes mit 80000 an.

Maimene

Der Weg bedarf tatsächlich einer starken Verbesserung, stellte ich fest, als ich mich nach einem überaus herzlichen Abschied von dem alten, liebenswürdigen Hakim in Kala Nao wieder in Marsch gesetzt hatte. Das Gelände ist sehr durchschnitt, die Straße leider auch, einmal mußten wir umkehren und einen anderen Ausweg suchen, und ich war froh, nach drei Stunden in die Nähe des Murghabflusses zu gelangen. Wir müssen zunächst am linken Ufer entlang fahren, nachdem wir die steile Auffahrt zum Flußufer geschafft hatten. Der Weg verengt sich ziemlich, und es ist gut, daß es noch keinen Verkehr mit Autos gibt. Die Straße ist sehr flüchtig angelegt und bei schlüpfriem Boden durchaus nicht ungefährlich, denn zur Rechten fällt das Ufer jäh zum Fluß ab, zur Linken erhebt sich die senkrechte Wand der Hügelkette.

Der Murghab führt ständig Wasser, er ist so tief eingeschnitten, daß man ihm kaum Wasser für die Bewässerung abziehen kann, und Schöpfräder scheint es hier nicht zu geben. Die Ufer sind ziemlich fest, ein kleiner Vegetationsrand schützt sie vor Verflachung, so daß das Wasser kaum versickern kann. Vambéry hat den Fluß auf einer Furt durchquert, bevor er Kala Nao erreichte, jedoch ich wüßte nicht wo, denn hier ist der Fluß tief und reißend. Der Weg muß damals sehr weit flußaufwärts abgebogen haben. Es ist ein seltsamer Kontrast zwischen dem rauschenden Wasser und der Dürre, der Menschenleere zu beiden Seiten. Der Fluß scheint sein Schicksal zu ahnen, denn trotz

dem Gefälle und der Menge des Wassers erreicht er doch nicht den Oxus, sondern versickert vorher in der Kara-Kum-Wüste, der Wüste des schwarzen Sandes.

An einer Biegung tauchte eine Steinbrücke auf, die wirklich recht bedenklich aussieht, und ich bin fest überzeugt, daß es eine weitere Brücke gibt, über die ich hinüberfahren muß, denn bei dieser ist ja ein Bogen ersichtlich eingestürzt. Aber nein, dies ist die einzige Brücke, Bohlen und Balken sind in lichten Abständen über die Bruchstelle gelegt, die Seitenbalustrade fehlt, und hinüber geht es, allerdings hätte ich die Fahrt nur ungern zurück gemacht.

Wir sind nun auf dem rechten Murghabufer, durchqueren tiefe und sehr sandige Einschnitte, bis wir endlich in die Stadt Bala Murghab einrollen, wo wir vor dem Haus des Hakim halten. Er ist ein Offizier, der mich sofort zum Frühstück einladet. Sein Haus ist recht geräumig und besitzt einen weiten Park mit einem riesigen Wasserbecken, der einem kleinen See gleicht. Seine Einrichtung ist fortschrittlicher. Reis wird hier angebaut, wie der Hakim bemerkt, als uns der Pilaw serviert wird.

Das ziemlich hügelige Städtchen zählt ebenfalls gegen 200 Häuser, und seine Bewohner setzen sich aus Aimaks, Turkmenen und den frisch angesiedelten Afghanen — Nurzais und Ghilzais — zusammen. Es ist vorzüglich eine Winterstadt, wenn die Bewohner von den Bergen und Steppen zur kalten Jahreszeit zurückkehren. Hier ist ein Bataillon stationiert, denn wir sind in der Nähe der russischen Grenze.

Nach kurzem Aufenthalt geht es weiter, der Weg führt wiederholt über größere Steigungen bis zu tausend Meter, er wird sandig, manchmal herzlich schlecht, und schließlich fahren wir in die weite turkmenische Steppe hinein, die jetzt völlig ausgedorrt ist, während im Frühjahr hier hohes Gras steht. Der Boden ist durch die lange Hitze aufgerissen, zerplatzt, eingespaltet. Wir begegnen zahlreichen Herden von Schafen, Rindern und auch Pferden, die ja wohl immer noch etwas zum Weiden vorfinden müssen. Hier ist die Heimat der Karakulschafe, welche den Persianerpelz liefern. Die turkmenischen Pferde

sind wegen ihrer Ausdauer und Genügsamkeit bekannt. Abseits der Straße tauchen immer wieder die Zelte der Nomaden auf.

Wir werden in der großen Einsamkeit von niemandem behelligt, die Sonne brennt, die Steppe flimmert, und schließlich fängt es an zu dunkeln. Einen Wanderer fragen wir nach der Entfernung bis Maimene, und er scheint ein fröhlicher Geselle zu sein: „Ach mein liebes Maimene! Ihr Glücklichen, ich wollte, ich käme auch dorthin!“ war seine Antwort. Als im Weltkrieg wenige Zeit nach der Eroberung der Stadt Jerusalem durch die Engländer — ich mußte auch flüchten — in Nablus ein deutscher Feldgottesdienst abgehalten wurde, sang die boshafte Gemeinde, nicht gerade zur Erbauung des Marschalls von Falkenhayn: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt, ich wollt' ich wär' in dir!“ Ich wollte, ich wäre in Maimene, ich bin staubig, durstig und hungrig.

Rechts abseits taucht ein Karawanserei auf, Posten stehen an der Straße, die uns winken, zu halten. Der Offizier fragt nach dem deutschen Gesandten und teilt mit, daß ich in Maimene erwartet werde. Wir fragen nach der Entfernung und erfahren, daß nur noch ein Robat, der kurz vor der Stadt steht, zu passieren ist, wir sind also eine Kameltagereise entfernt. Es macht also nichts, wenn es bald finster wird.

Es wird so dunkel, daß wir sehr langsam fahren müssen, um nicht vom Wege abzuirren, und wir halten oft, wenn wir im Zweifel sind. Ich suche dann mit einer Taschenlampe, der Mihmandar mit Streichhölzern, die Spuren ab. Lichter narren uns, doch es sind die Feuer der Nomaden abseits im Felde, schließlich sind afghanische Städte auch gar nicht erleuchtet. Der Ford scheuert über eine steinige Erhebung, die Scheinwerfer erlöschen; die Panne können wir zwar reparieren, jedoch leuchten die Scheinwerfer nicht wieder auf, folglich fahren wir ohne Licht weiter. Vor uns taucht ein Licht auf, das einer Laterne entquillt, die ein Soldat in der Hand hält, und wir fragen ihn nach Maimene. Wir sind schon mitten in der Stadt, die wir ohne den Laternenträger ahnungslos durchfahren hätten. Er hat hier auf uns gewartet und führt uns nun mit seinem Licht. Vor einem hell erleuchteten weißen Haus bleibt er stehen,

dort sollen wir zur Nacht rasten. Es ist das soeben fertig gewordene Gästehaus der Regierung, das in dem weißen Glanz der Kalktünche und den blinkenden Fenstern wie ein Marmorpalais in der Finsternis auftaucht. Vor der Tür empfängt mich der „Müdir“, ein lebenswürdiger jüngerer Herr, der früher im Außenministerium in Kabul tätig war, um mich im Namen des Generalgouverneurs zu begrüßen. Sie waren in Sorge wegen unserer Verspätung und wollten gerade das Regierungsauto uns entgegenschicken.

Im Salon des Gästehauses erwartet mich der gedeckte Tisch, und der Herr Müdir leistet mir Gesellschaft. Die Nähe Rußlands macht sich hier bemerkbar, russisch sind die Zigaretten, die Biskuits, die Süßigkeiten.

Mein Zimmer ist einfach, doch es enthält ein eisernes Bettgestell mit Matratze und Wäsche, leider sind die Fenster noch nicht eingesetzt, so daß ich den Pustin aus Ghazni zu Hilfe ziehen muß, da von der Steppe ein kalter Wind hereinbläst. Am Morgen mache ich mich näher mit Maimene bekannt. Die Stadt liegt inmitten von Hügeln und wird tatsächlich auch am Tage erst aus nächster Entfernung sichtbar. Der Chan der Usbeken von Maimene hatte sich am längsten unabhängig gehalten. Noch Vambéry, der 1863 durch diesen Ort zu dem soeben von Dost Mohammed eroberten Herat reiste, mußte hier dem Chan Zoll entrichten. Er schildert die Stadt als sehr schmutzig, schlecht gebaut mit etwa 1500 Lehmhütten, einem vom Einsturz bedrohten Basar, alles umgeben von der Stadtmauer aus Lehm und beherrscht von einer Zitadelle. Nun, jetzt wird hier abgerissen, und der neue, breite Basar ist fertig und bezogen. Die öffentlichen Gebäude sind im Bau, und die Altstadt wird verlassen. Ich kann mir kein richtiges Bild machen, denn es ist alles noch so unfertig, die Straßen werden abgesteckt, und der Eindruck ist halb Trümmerfeld, halb Neubau.

Der Generalgouverneur wohnt noch im alten Serei, einem geräumigen, einstöckigen Gebäude in einem riesigen Hof. Die Einrichtung ist etwas verschlissene europäische Plüschpracht, die wohl früher in Rußland zu Hause war, doch Türen und Decken sind reich aus Holz geschnitzt. Der Hakim e ala emp-

fängt mich an seinem Schreibtisch in seinem großen Arbeitszimmer, und nie sah ich einen stattlicheren und breitschulterigeren Mann. Man merkte es ihm an, daß er der richtige Mann für energischen Aufbau der Stadt war. Ich bedankte mich für den Empfang und bedauerte, daß ich schnell wieder weiterreisen müßte, da mich Geschäfte in Kabul erwarteten. Er bat mich um Empfehlungen an den Premierminister.

Der Müdir begleitete mich in den neuen Basar, der gewiß sehr praktisch und breit angelegt war, auch herrschte dort reges Treiben, doch ich wollte in die Altstadt, in die Zitadelle, denn die neuen Anlagen ähneln sich wie ein Ei dem anderen, und es ist gleichgültig, ob man sie in Mokur, Kala Nao oder in Maimene bewundert. Doch der Müdir meinte, daß in dem alten Gemäuer nichts zu sehen sei, hier wäre der Fortschritt, das andere wäre reif für den Abbruch, also ergab ich mich und lernte das Maimene aus Vambérys Zeit nicht kennen. Übrigens staubte es in den windigen Straßen dermaßen, daß mir der Verzicht nicht schwerfiel. In einem Lager neben dem Basar sind Hunderte mohammedanischer Flüchtlingsfamilien untergebracht, die kürzlich mit ihrer Habe und den Herden der Sowjetunion den Rücken gekehrt haben.

Das Städtchen scheint sehr betriebsam zu sein, denn hier ist der Stapelplatz für Karakulfelle und Wolle. Die Viehzucht ist das Rückgrat der Wirtschaft von Afghanisch-Turkestan. Die Bewohner verteilen sich auf Usbeken, Turkmenen, Tadjiken und Afghanen, die erst in neuerer Zeit hier angesiedelt wurden.

Die Usbeken von Maimene galten als besonders kriegerisch, und sie machen auch heute noch den Eindruck handfester, entschlossener Männer, die mit geschickter Hand behandelt werden müssen. Ich bin mit ihnen kaum in Berührung gekommen, Persisch und Paschtu wird von ihnen nicht verstanden, und ihr osttürkischer Dialekt blieb mir fremd. Ob sie jetzt noch ihren Tee salzen und nicht zuckern wie die Afghanen, dazu mit Fett vermischen, habe ich nicht feststellen können, doch hervorragende Pferde züchten sie wie früher. In der guten alten Zeit waren sie die berüchtigtsten Sklavenhändler Zentralasiens, doch ist die Sklaverei durch den eisernen Emir Abdurrahman abge-

schafft worden. Auch die Sitten gegenüber dem schwächeren Geschlecht werden sich gemildert haben, denn früher pflegten sie ihre Frauen zu verkaufen, wenn sie Geld brauchten oder ihrer überdrüssig geworden waren. Der geringe Verkehr mit Herat vollzog sich fast ausschließlich noch mit Karawanen, doch war man daran, Lorries einzusetzen. Auf der östlichen Route nach Mazar i Sherif pendelten jedoch schon Lastkraftwagen.

Das gleichnamige Flößchen, das sich in den nicht mehr fernen Oxus ergießt, war ziemlich flach. Die Bewohner leben ausschließlich von seinem Wasser, zumal der Grundwasserspiegel über 60 Meter tief liegt. Bald werden ein, zwei Deutsche hier tätig sein, um Kanäle, Wege und Brücken zu planen. Das gelbliche Flußwasser wird ihnen gar nicht munden.

Anchoi

Nach dem nur flüchtigen Besuch von Maimene fahre ich weiter, wobei der Ford jenseits des Flusses hinter der Stadt einen halsbrecherischen Abhang hinuntergleiten muß. Die Straße über die Hügelketten ist unerfreulich, doch dann sind wir wieder in der weiten turkestanischen Steppe, und während zur Rechten die Gebirge Zentralafghanistans am Horizont verschwimmen, ist zur Linken nur die endlose Fläche. Mehrere Male bleiben wir im Sand stecken, kommen jedoch ohne Hilfe flott. Manchmal randen wir einen tief eingeschnittenen Bach, dessen Ufer wohl das Schilf für die Hütten der Hirten liefern. Unser Weg geht fast grade in nördlicher Richtung, parallel zur Grenze, die hier nach Norden ausbuchtet. Rechts bleibt die Stadt Dauletabad liegen, zu der eine Zufahrt abzweigt, und wenn der mühselige Weg mich nicht ermüdet hätte, würde ich einen Abstecher gemacht haben. Dort werden in Heimarbeit die schönen Dauletabad-Teppiche hergestellt, die den zweiten Rang der afghanischen Teppiche nach den „Maori“ einnehmen. Ich entschieße mich, sie mir im Basar von Anchoi anzusehen, wo sie sicherlich zum Verkauf ausgestellt sein werden. Dort werde ich auch die Fahrt unterbrechen, obwohl es erst zwei Uhr nach-

mittags ist, denn die nächste Station, Mazar i Sherif, könnte ich am Tage nicht mehr erreichen.

Die Hauptstraße in Anchoi war gerade durchgebrochen, zu beiden Seiten stehen noch die abgeschnittenen Fassaden der Lehmhäuser. Also hier auch das gleiche Bild: Abriß und Aufbau. Am Ausgang des Basars macht die Straße einen Knick und mündet über die Wallgrabenbrücke in den Hof der hochgelegenen Zitadelle. Dort regiert der Hakim des Bezirks, der dem Generalgouverneur in Maimene unterstellt ist. Aber der Allgewaltige ist auf Dienstreise und wird erst morgen zurückerwartet. In seiner Abwesenheit möchte ich mich nicht in seiner Burg einquartieren und frage nach einem Gästehaus, das tatsächlich vorhanden ist, übrigens schon seit längerer Zeit. Soldaten führen uns dorthin. Das Hotel bezauberte mich durchaus nicht, und ich hatte den Eindruck, daß es nicht der Regierung gehörte. Die Fahrer der Lorries schienen hier abzusteigen, einheimische Reisende, die in der Stadt fremd waren, der Stil des üblichen Gästehauses fehlte, es war ein wenig russisch-turkestanisch mit einem starken Schuß von *nitschewo*.

Ich taufte es das „Hotel zur Garage“.

Betten, Tische und Stühle waren vorhanden, das Prunkstück meines großen Zimmers bildete ein russischer Kachelofen.

Auch hier gab es russische Zigaretten und Biskuits, natürlich keinen Wodka. Auf dem Hinweg hatte ich vor der Stadt auf einer Anhöhe eine Villa gesehen, die durch ihre europäische Bauart auffiel und auch am Wannsee hätte stehen können. Mir kam der Gedanke, es mit der Wannseevilla zu versuchen, und bald fuhren wir dorthin auf Entdeckungsfahrt. Das Tor an der Straße, das durch einen langen Garten zum Eingang führte, war jedoch geschlossen, so daß wir es hintenherum über einen Hügel versuchten. Wir kamen bis zu einer niedrigen Mauer, über die der Mihmandar stieg und als Parlamentär einmarschierte. Ich blieb zurück, der Frauen wegen, die ja hätten dort sein können. Aber es war nichts, denn die Villa, die einem reichen Kaufmann gehörte, war ohne Möbel und dazu noch nicht bezogen. Der Eigentümer war abwesend, nur ein Diener bewachte das leere Haus. Nun blieb ich endgültig im Hotel zur Garage.

Man müßte Anchoi besuchen, wenn es fertig gebaut ist. Auch sind sicherlich hinter den hohen Lehmmauern, zwischen denen ich durchgefahren bin, ansehnliche Häuser in grünen Gärten, doch habe ich davon nichts gesehen. Die Umgebung ist Steppe und Sand, viel Sand. Vambéry tadelte das bittere, salzige Wasser, den beißenden Sand und die giftigen Fliegen. Ich kann nur den Sand bestätigen, das Wasser habe ich nicht gekostet, Fliegen gab es allerdings reichlich. Die Stadt soll einmal blühend gewesen sein, bis der listige Yar Mohammed von Herat sie 1840 zerstörte. Als Vambéry sie besuchte, zählte sie 50000 Einwohner in 15000 Häusern, und es ist möglich, daß die Zahl auf der gleichen Höhe geblieben ist, obwohl es mir nicht so vorkam. Die Bevölkerung ist stark mit Turkmenen durchsetzt, die Gobineau in seinem „Turkmenenkrieg“ einem breiteren Publikum von der heiteren Seite nähergebracht hat. Räuber und Reiter waren sie, Tausende von Persern verschleppten sie auf den Sklavenmarkt von Merv, turkmenische Reiterscharen begleiteten den turkmenischen Perserschah Nadir auf seinem Siegeszug nach Indien. Es war ein wildes Volk, und es gab unter ihnen niemanden, der gehorchte, und niemanden, der befahl. Frei lebten die Söhne der Steppe nach ihrem alten Brauch. Damit unterschieden sie sich völlig von den Afghanen, die ihren Stammesführern folgten, sofern diese sich an die Beschlüsse der „Jirgha“ hielten.

Sie geben dem Treiben in dem Basar einen fremdartigen Stich mit ihren langen, wattierten Taillenröcken, bunt gemustert in Seide oder Baumwolle, auf dem Kopf die riesige Lammfellmütze mit dem breiten Rand. Sie kauern zu Pferde auf dem harten Sattel.

Der neue, luftige Basar hat mir gut gefallen, nicht allein wegen seiner Anlage. Hier kann man tatsächlich wühlen in den Stapeln von Teppichen, die in der Umgebung angefertigt werden. Die afghanischen Teppiche aus dieser Gegend sind gute Mittelqualität, saubere Knüpfarbeit, zu der auch natürliche Farben einheimischer Herstellung genommen werden, natürlich neben Anilinfarben. Haltbar sind sie und praktisch, in der Tönung wiegt das Rot vor, auch das Braun, aber seltener. Die besten sind die Maori, benannt nach der Stadt Merv (Russisch-

Turkestan), von der sie das Muster haben. In Deutschland kommen sie als Buchara in den Handel, auch Tekke Buchara bezeichnet, denn Merv war die Hauptstadt der Tekke-Turkmenen. Der stilisierte Elefantenfuß ist ihr Hauptmuster. Dann folgen die Teppiche von Dauletabad, auch als Gebetsteppiche mit dem Moscheemuster. Die weiteren Sorten sind: Perruki, Dali und Karkin. Die Preislage war außerordentlich billig, von 100 Afghani für den Maori, 75 für den Dauletabad bis zu 30 für die geringste Sorte, den Karkin, pro Quadratmeter.

Ich kannte jedenfalls diese Preise als durchschnittlich und war daher ziemlich erstaunt, als man mir viel höhere abforderte, und es nutzte nichts, daß ich andere Stände aufsuchte. Die Händler schienen eine Art Ring gegen mich geschlossen zu haben, so daß ich schließlich jeden Ankauf aufgab. Später erfuhr ich, daß sie mich für einen Einkäufer gehalten hatten, und sie wollten sich die Preise nicht verderben lassen.

Mit zwei turkmenischen Pelzkappen habe ich den Basar verlassen.

Balch und Mazar i Sherif

Von Anchoi geht es zunächst scharf nach Südosten.

Es wehte ein kalter Wind aus der russischen Steppe über den Oxus, als wir beim Morgengrauen Anchoi verließen. Er fegte gewaltige Staubwolken über die sandige Straße, die mich sehr bedenklich stimmten, denn man hatte mich schon gewarnt. Eine Stunde hinter der Stadt beginnt eine 20 Kilometer lange Strecke mit tiefem Sand zwischen Dünen, dort blieb vor einem Jahr der Premierminister stecken, als ihn die Nachricht von der Ermordung des Königs veranlaßte, schleunigst von Anchoi nach Kabul zurückzukehren. Von einer Straße war nichts zu sehen, es gab auch gar keine. Der Ford lief mit höchster Tourenzahl, er schwankte wie ein Dampfer auf hoher See, aber wir kamen durch, ohne steckenzubleiben. Endlich waren wir wieder in der festeren Steppe.

In Shibirghan, einem bedeutenderen Handelsplatz, machen wir einen kurzen Halt. Das Städtchen machte einen recht

freundlichen Eindruck, ein gefälliger Turkmene lud mich in seinen Hof, wo ich eine schöne geschnitzte Tür mit bunt bemalter Füllung bewunderte.

Von hier gibt es einen Knick nach Nordosten, und wir rollen nach knapp zwei Stunden durch Akchai, ohne anzuhalten. Der kalte Wind verläßt uns nicht.

Aus der endlosen Fläche taucht eine grüne Oase auf, Balch. Wir biegen in die Straße zur Neustadt ein und halten vor einer offenen Garküche.

Hier wird in großem Maßstab neu gebaut, denn bisher war Balch ein dürftiges Plätzchen. Der Basar erscheint viel zu gewaltig für die noch kleinen Verhältnisse. Auffällig ist, daß sich hier auch Juden in größerem Umfang ansiedeln. Ich habe noch Zeit, das alte Balch zu besuchen.

Nach der Auffassung im Lande ist Balch die Mutter der Städte, und ihre Auferstehung zum alten Glanz bedeutet das Nahen des Weltendes. Damit hat es aber noch Zeit. Zoroaster soll hier geboren sein, jedenfalls hat er hier gewirkt. Balch war die Hauptstadt des alten Baktrien, des Kerns des Perserreiches, und der volle Strahl der Weltgeschichte fiel auf die uralte Stadt mit der Eroberung durch den großen Mazedonier. Unter den Diadochen wurde Balch mit dem Reich der Seleukiden vereinigt, bis Diodotos I. das neue baktrische Reich schuf. Die Einfälle der Indoskythen folgten, die lange Zeit die Geschieke des afghanischen Landes beeinflußten, unter Kanishka begann der Siegeszug der buddhistischen Lehre, und das alte Balch schmückte sich mit Stupen und Tempeln. Die Araber brachten den Islam auf der Spitze des Schwertes, der Gründer der Ghaznawidendynastie zerstörte Stupen, Tempel und Buddhastatuen, Balch wurde eine Feste des islamischen Glaubens, eine berühmte und reiche Stadt, die Guzz-Türken plünderten sie 1155, und Dschingis Chan vernichtete sie mit der gesamten Einwohnerschaft 1221.

Dies war für immer das Ende des alten Glanzes, auch wenn die Stadt später sich wieder in bescheidenerem Umfang erhob. Dschingis Chan konnte zwar die Dämme zerstören, jedoch nicht den Balchfluß ableiten, der immer wieder die Möglichkeit einer

Besiedlung gewährte. Die Timuriden bemächtigten sich des alten Baktriens, die Moguln folgten, denn jedem Eroberer ist der Besitz einer Stadt wertvoll, die hier in der grünen Oase an der großen Straße liegt, die von China über Herat nach Persien führt. Eine gewisse Bedeutung muß das wiedererstandene Balch noch unter den Moguln gehabt haben, denn der große Kaiser Aurangzeb war hier in seiner Jugend als Prinz der Gouverneur des Bezirkes. Als der „persische Räuber“, der Plünderer Delhis, Nadir Shah, sich der Stadt bemächtigte, war sie aber bereits gänzlich herabgesunken; Timur Shah, der zweite Herrscher der Dynastie der Sadozai, gliedert Balch in loser Form dem afghanischen Reiche ein. Als die Thronwirren in Afghanistan einsetzen, fällt der Chan der Usbeken in Kunduz, Murad Beg, über Balch her und entführt eine große Zahl der Einwohner, andere flüchten für immer, dann nimmt der Emir von Buchara den nun ganz verkommenen Flecken für sich in Besitz. Als Burnes 1832 den Ort aufsuchte, gehörte er zu Buchara und zählte kaum zweitausend Einwohner. Nur noch die Erinnerung an die frühere Glanzzeit verlieh dem elenden Nest einen Schimmer von Bedeutung.

Ich stelle wie Burnes fest, daß nur noch recht dürftige Ruinen erhalten sind. Der Verlust der politischen Bedeutung, die Verwilderung der Zeiten, die ständigen Unruhen und Kämpfe haben zu einem Verlassen der Stadt geführt, und was die Zerstörer verschonten, verfiel oder wurde als Baumaterial für ärmliche Häuser benutzt. Der Bauer ersetzte den Städter, denn er allein konnte hier noch leben, soweit der kleine Ausschnitt der Ebene sich mit dem Wasser des Flübchens bewässern ließ. Keinerlei Verbindung besitzt der heutige Bewohner mit der alten Zeit und ihren Geschlechtern. Äcker und Gärten haben die Stätte der früheren Stadt überflutet, und der Eindruck ist der einer ländlichen Siedlung.

Im Umkreis der Anpflanzungen, also im Bereich der Gärten und Baumgruppen, ist kaum ein besonderes Bauwerk erhalten. Der Rest einer Moschee steht im Grünen, ein Außenportal erhebt sich isoliert am Eingang zum Hof wie ein Triumphbogen, es geleitet zu dem Restteil einer Moschee, von der noch der

Haupteiwan mit der anschließenden Kuppelhalle steht. Die bunte Fliesenmosaik des Eiwan ist verwittert und zum Teil abgebröckelt, abgebrochen sind die gewundenen Säulen, die ihn umsäumen, die beiden Minarette hinter der Fassade des hohen Eiwan sind Stümpfe. Das wulstige Dach der Kuppel erinnert an die Masalla bei Herat, und auch dieser Bau dürfte aus der timuridischen Zeit stammen, zumal Dschingis Chan zu gründlich zerstört hatte, als daß selbst dieser Rest hätte stehen bleiben können. Vielleicht war der Bau ursprünglich ein Grabmal, jetzt wird er als Moschee benutzt. Vor dem Eiwan liegt ein Friedhof mit verfallenden Gräbern, umwuchert von Grün.

Ich steige auf den Hügel der Ark; die Außenmauer mit Zinnen und den vorspringenden Halbtürmen ist ziemlich erhalten, allerdings stark verfallen. Der Hügel ist Lehm und Geröll. Das Innere der Burg ist so zerstört, daß ich mir kaum eine Vorstellung machen kann. Mein Führer zeigt auf eine Steinplatte, die eine besondere Bedeutung haben soll; er meint, daß sie der Thron eines alten Perserkönigs war. Ich will keine Bedenken äußern, habe aber meine Zweifel, denn die oft zerstörte Burg ist sicherlich mehrmals aufgebaut worden, sie dürfte noch dem Gouverneur des Emirs von Buchara vor hundert Jahren als Sitz gedient haben. Sie ist wohl erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgegeben worden. Es kann sich wohl kaum etwas aus der ältesten Zeit herübergerettet haben.

Von der Anhöhe sieht man deutlich zwei verschiedene Mauerringe, einen engeren, also den jüngeren, der die kleiner gewordene Siedlung umschloß, und den älteren, der nur spärlich erhalten ist. Außerhalb der ersteren Mauer, in der trostlosen Öde, liegen Reste buddhistischer Stupen sowie eingestürzte Hallenbauten, die vielleicht noch dem Mongolen Dschingis Chan zum Opfer gefallen sein können. Die spätere Zeit hat sie nicht wieder aufgebaut, als die Stadt sich auf einen geringeren Umkreis beschränkte.

Der Ausgräber und der Forscher wird den Ort mit größerer Andacht betreten und mit größerem Nutzen verlassen als ich, denn ich bin doch recht enttäuscht, da ich mehr von dem alten,

so berühmten Balch erwartet hatte. Es ist wirklich kümmerlich, was übriggeblieben ist.

Meine Sammlung baktrischer Münzen hat sich hier nicht bereichert, was man mir anbot, war aus der Mogulzeit. Man müßte graben, etwa auf der Anhöhe neben der Ark, dort scheint mir eine lohnende Fundstelle zu sein.

Balch ist bald hinter uns, die Wipfel seiner Bäume verschwinden, das Auto rollt durch die Steppe, bis nach einer knappen Stunde eine andere Oase uns näher kommt. Häuser schimmern durch die Bäume, und ich glaube, wir sind in Mazar i Sherif. Flach liegt die grüne Stadt inmitten der weiten Ebene, und plötzlich ist sie da. Das Auto biegt in eine breite, von Platanen beschattete Straße ein, zur Rechten, etwas abseits, steht eine Reihe von vier neuerbauten Gebäuden. Der am weitesten rechts befindliche einstöckige Pavillon ist das soeben fertiggestellte Gästehaus der Regierung, das Hotel. Es weist sogar eine Garage auf. Ich bin der erste Gast.

Auch war ich äußerst angenehm überrascht. Der länglichen Front war ein bedeckter Arkadengang vorgelagert, die Zimmer zweigten sich zu beiden Seiten des Korridors ab. Der Aufseher teilte mir ein Appartement zu, einen Salon, ein Schlafzimmer, ein Bad und eine Toilette. Die Einrichtung war nahezu elegant, Bad und Toilette mit grünen Fliesen ausgeschlagen, die hier in der Stadt hergestellt werden. Aufseher, Küchenpersonal und Servierkellner waren soeben auf Veranlassung der Regierung von dem Hotel in Kabul für mich hierher beordert worden. Ich muß diese liebenswürdige Fürsorge wirklich dankbar anerkennen, denn so blieb mir jede Plage mit einem unwissenden Personal erspart, das gar nicht gewußt hätte, was es in einem solchen, bisher hier völlig unbekanntem Hotel an Verrichtungen leisten sollte. Der Beruf eines Hotelbediensteten ist im Lande noch zu neu, alles muß noch gelernt werden, und die Errichtung eines Hotels allein genügt nicht. Selbst im Hotel in Kabul hapert es manchmal. Hier konnte ich aber zufrieden sein. Nur Trinkwasser gab es nicht, auch hier schöpfte jeder aus dem Djuj, dessen Wasser wenig vertrauenerweckend aussah.

Mazar i Sherif ist eine Großprovinz, folglich führt der

Generalgouverneur den Titel eines Naib ül Hükümet. Se. E. Hz. Abdul Djamil Chan wohnt nicht weit von mir, im nächsten Neubau, wohin ich mich sofort begeben. Auch er spricht nur Persisch. Abgesehen von dem Prinzen Daud Chan in Kandahar, der Französisch sprach, begegnete ich auf der ganzen Reise niemandem, der eine europäische Sprache beherrschte. Es zeigt sich hier wieder, wie jung noch das neue, nach europäischem Lehrplan eingerichtete Schulwesen ist und wie hermetisch abgeschlossen das Land früher war. Vielleicht frappiert am meisten die Unkenntnis des Englischen trotz der Nähe der indischen Grenze.

Wir sitzen beim Tee, und ich frage den Generalgouverneur nach Land und Leuten, ob es eine usbekische Frage gibt, wie es mit dem Aufbau steht. Er erwidert mir: „Die Usbeken sind jetzt Afghanen, sie fühlen sich unter der Regierung wohl, die sie vor dem Bolschewismus jenseits der Grenze schützt und den Warenaustausch mit der Sowjetunion regelt, denn Nordafghanistan ist wirtschaftlich auf den Russen als den Großabnehmer seiner Erzeugnisse angewiesen. Rußland nimmt Karakulwolle, Wolle, Baumwolle und Häute ab, die russische Einfuhr geht über Mazar, und die Regierung fördert das Wohl des Landes durch die Pflege der manchmal recht schwierigen wirtschaftlichen Beziehungen mit Moskau. Daneben wird dem Ausbau der Verbindung mit Kabul größte Aufmerksamkeit zugewandt, denn die Wege sind bisher recht mäßig. Auch die Stadt wird umgebaut, der Basar ist fertig. Die Anlage eines Elektrizitätswerkes wird geplant, hoffentlich kann Deutschland die Maschinen liefern, die Ankunft eines deutschen Fachmannes für die Pläne wird erwartet. Die Mehrzahl der Bevölkerung des Bezirkes sind Usbeken, doch wohnen in der Stadt hauptsächlich Tadjiken, auch Afghanen.“

Ich erkundige mich nach dem Minister des Innern Mohammed Ghul Chan, den ich bisher in Kabul nicht kennenlernte, da er ständig hier im Norden sitzt, um den Aufbau und die Einschmelzung des Landes in das Staatsgefüge zu leiten. Besonders fördert er den Wiederaufbau des alten Balch. Nach allem, was ich hörte, muß er ein ausnahmsweise befähigter und ener-

gischer Mann sein, zumal ich sein Wirken bereits gespürt hatte, in Maimene, Anchoi, Balch. Leider ist er auf einer längeren Besichtigungsreise, wie sich nach einem Telefongespräch mit Balch, seinem Wohnsitz, herausstellt.

Der Generalgouverneur ist so freundlich, mir seine vollste Unterstützung anzubieten, auch für Einkäufe im Basar, falls ich etwas Besonderes suchte, da er gehört hatte, daß ich alte Münzen sammelte. Bald meldete sich jeder Händler bei mir, der solche anzubieten hatte, leider waren die Preise zu hoch.

Mazar mag vielleicht die amtlich angegebenen 70000 Einwohner haben, die Stadt macht einen freundlichen Eindruck. Platanen, Pappeln und Maulbeerbäume geben den von Rädern durchfurchten Alleen das Aussehen von Landstraßen, und ich habe den Eindruck, eher auf dem Lande zu sein. Die Leute hocken in Gruppen herum, auf Rasenflächen, am Wegesrand unter den schattigen Bäumen, in mauerumschlossenen kleinen Winkeln, zu denen abseits ein enger Zugang führt, und jeder scheint Zeit zu haben. Irgend etwas ist hier anders als in Kabul. Hier ist mehr russisches Kolorit. Bunter laufen hier die Männer herum in den farbenfrohen, groß gemusterten Usbekenröcken, tatarisch sind ihre für mich ausdruckslosen Gesichter, und tatarisch, das setzen wir ja mit russisch gleich. Der Lenker des zweirädrigen Ghaddi spannt das Pferd unter ein Bogenjoch, als wollte er es dem Izwostchik nachmachen. Mehr Leute sind hier zu Pferde als anderswo, auch zu zweit auf einem Gaul, das jüngste hält sich hinter dem Vater fest und lacht mich an.

Wie in allen afghanischen Städten so ist auch hier der Basar der Mittelpunkt für das geschäftige Treiben und für das städtische Leben überhaupt. Geräumig und luftig sind die überdachten Ladenstraßen, die nach einem gut durchdachten Plan sehr übersichtlich angelegt sind. Ich fand mich schnell zurecht. Die Mehrzahl der ausgestellten Waren stammt aus Rußland, auch hier liegt in Stapeln der einfache rote Baumwollstoff, bunt bedruckt, den der Afghane zu allem möglichen verwendet. Ich habe ihn öfters zum Einpacken erstanden, das einzelne Tuch ist fast einen Meter breit und lang, es wird von der Rolle abge-

schnitten. Mit den in sämtlichen Basars vorhandenen Vorräten könnte man ganz Afghanistan einwickeln.

In einer verstaubten Auslage entdeckte ich auch russische Zigarren, die mir hochwillkommen waren, da ich meinen Bestand aufgebraucht hatte. Ich hatte nicht damit gerechnet, hier solche vorzufinden, denn Fremde kommen nicht durch Mazar durch, und sonst raucht kaum jemand etwas anderes als die Wasserpfeife, die übrigens hier in einer gefälligeren Form hergestellt wird, die bauchige Flasche ist bunt glasiert. Abgesehen von Kabul gab es bisher in keinem Basar etwa Zigaretten. Ein Geschäftsmann schenkt mir als Probestück eine der hier angefertigten glasierten Kacheln mit buntem Muster, da ich die Absicht hatte, das Badezimmer in der Gesandtschaft mit einheimischen Fliesen ausschlagen zu lassen.

Teppiche liegen in großer Auswahl bereit, und ein Gebets-teppich aus Dauletabad wandert in mein Hotel.

Mazar war früher der Durchgangsplatz für den Handel mit Buchara, aber dort wird unter dem bolschewistischen Regime kaum noch bodenständiges Kunsthandwerk getrieben. Die Sowjetunion exportiert jetzt nach hier nur Massenartikel wie Benzin, Zucker, Baumwollstoffe, Glas, Geschirr, Maschinen und Eisenwaren. Es wäre schon ein blinder Zufall, wenn ich hier etwas typisch Bucharisches finden sollte, doch der Zufall hilft mir. Zwei gestickte Bucharadecken sowie eine schlanke Kupferkanne mit schöner Ziselierung gehören bald mir, zu einem wirklich erstaunlich billigen Preis, so daß ich nur des Prinzips wegen eine Kleinigkeit herunterhandelte. Man darf nicht gleich die zuerst genannte Summe entrichten, sonst schlägt der Händler bei den übrigen Waren sofort ein Beträchtliches auf.

Ich bin öfters und immer mit Vergnügen in den Basar gegangen, der seinen guten Ruf mit Recht verdient.

Sehr gespannt war ich, die Moschee zu sehen, die Moschee. Hier ist nämlich der vierte Kalif Ali, der Schwiegersohn des Propheten, begraben, den die Schiiten allein anerkennen und fast höher stellen als Mohammed selbst. Über dem Grab ist eine Moschee erbaut, die in ganz Afghanistan berühmt ist.

Die Afghanen sind zwar keine Schiiten, aber schließlich ist Ali ein Kalif gewesen, der ebenfalls von den Sunniten verehrt wird. Daß Ali jemals nach Afghanistan gelangt ist, wird von der Geschichte nicht bestätigt, auch liegt der historische Ali ganz woanders begraben, in Nedjef im Irak. Ich habe dort an seinem Grabmal gestanden, jedoch müssen wir den Heiligen das Vorrecht zuerkennen, an zwei Stellen begraben zu sein und verehrt zu werden. Wunder glücken sowohl an dem echten als auch an dem anderen Grab. Wie dem auch sei, hier kann nur ein frommer Glaube, eine fromme Lüge, begraben sein, die das ehrwürdige Alter von 800 Jahren erreicht hat.

Die Stadt heißt nach der Begräbnisstätte, denn Mazar i Sherif ist das Heilige Grab. Sherifen nennen sich die Nachkommen des Propheten.

Soweit ich unterrichtet wurde, soll im 12. Jahrhundert ein Sultan der Seldschuken über dem fraglichen Grab ein Ziarat — ein Grabmal — errichtet haben, als die fromme Mär ruchbar wurde. Dschingis Chan hat das Bauwerk selbstverständlich nicht verschont, doch ein Timuride aus Herat wölbte abermals ein Ziarat und dazu eine Moschee über der angebeteten Stätte (etwa 1480). Sicherlich war es Mirza Hussein Ibn Baiqara gewesen, dessen Masalla ich besucht hatte, obwohl der Molla an Ort und Stelle mir einen Sultan Ali Mirza als Erbauer nannte.

Vom Basar führte ein Weg zu dem Seiteneingang, zwischen Schutthügeln, anscheinend wurde hier gerade abgerissen. Vor dem Eingangsportal erheben sich zur Rechten und Linken fast völlig zerstörte Kuppelbauten. Bei einem der beiden Bauten ist noch eine Seite des zur Hälfte abgebrochenen Turmes auf einem breiteren Unterbau mit eingefallenen Bogennischen erhalten. Reste der alten Fliesenmosaik finden sich noch, stark verblaßt, an wenigen, intakten Flächen. Das Innere ist mit Schutt bedeckt. Beide Ruinen werden von fortschreitendem Verfall bedroht. Sie sind aus sonnengebranntem Lehm erbaut, und nichts wirkt trostloser als Ruinen aus solchem Baumaterial. Die Kuppelbauten standen wohl in Zusammenhang mit der Moschee, doch scheinen sie älter zu sein, möglicherweise sind sie noch aus der vortimuridischen Zeit.

Vier Tore führen zu dem ummauerten Platz, in dessen Mitte sich die Moschee erhebt. Die hohen Torbauten ziert ein reiches Fliesenmosaik. Im Hof läuft um den Bau eine niedrige Balustrade, die nur Gläubige überschreiten dürfen, so daß ich mich mit dem Anblick von außen begnügen muß. Es ist keine Innenhofmoschee, die mit vier Eiwanen auf einen Hof blickt, sondern ein Langbau mit zwei hintereinander gelagerten Kuppeln. Unter der vorderen Kuppel liegt die Moschee, die andere wölbt sich über dem Grabe, und im Innern sollen beide Kuppelräume durch eine Wand mit einem Durchgang abgeteilt sein. Die gewaltige Vorderfassade der Schmalseite ist dreifach gegliedert, in der Mitte reckt der spitzbogige und tiefe Eiwan seine breite, rechteckige Stirnwand hoch empor, zu beiden Seiten stehen übereinander zwei Bogennischen, deren obere Stirnwand niedriger ist als die des Mittelportals. Glatte, runde Minarette umsäumen die Ecken. An den Längsseiten des großen Baues sind kleinere Kuppelbauten angefügt, und das Ganze ist mit grünlichblauen glasierten Ziegeln bedeckt. Es gleißt und flimmert in der Sonne, vielleicht ist alles etwas grell, sicherlich handelt es sich um Restaurierungen neuerer Zeit, zumal diese Kacheln ja auch hier in Mazar angefertigt werden. Bestimmt ist es nicht die Glasur der Timuridenzeit, allerdings müssen die Restaurierungen zu verschiedenen Zeiten eingesetzt haben, man sieht dies deutlich an manchen Stellen, die weniger grell leuchten. Die verblaßte und verwitterte Glasur der eingestürzten Kuppelbauten vor dem Eingangstor möchte ich weniger zum Vergleich heranziehen, da sie möglicherweise älter als die Moschee überhaupt ist und noch aus der Zeit vor der Zerstörung durch Dschingis Chan stammen mag.

Auf jeden Fall ist die Moschee eine große Sehenswürdigkeit in diesem an Prachtbauten jeder Art so armen Lande. Dies trifft namentlich für die religiösen Gebäude zu, die im allgemeinen recht bescheiden aufgeführt sind.

Auch in Mazar befindet sich ein sowjetrussischer Konsul, der noch einsamer leben muß als sein Kollege in Herat, der in dem iranischen Vertreter wenigstens einen Berufsgefährten besitzt. Ich entschieße mich, auch ihn aufzusuchen. Sein Haus

liegt mitten in der Stadt. Als wir durch das Tor einfahren, glaube ich, in einer ländlichen Besizung zu sein. Der Herr in Hemdsärmeln, der an einem Ziehbrunnen hantiert und mich mißtrauisch mustert, entpuppt sich als der Konsul. Er hatte schon von mir gehört, zumal ich von dem Sowjetbotschafter Stark in Kabul bei ihm angemeldet worden bin. Schnell zieht er seine Russenbluse über und geleitet mich in ein Nebengebäude, das den gemeinsamen Speisesaal aufweist. Einige Stufen führen zu dem bescheidenen, einstöckigen Bau. Einfach ist auch die Einrichtung, häufig benutzt das Tischtuch. Aus einem Wandschrank entnimmt er zwei Tassen, eine Flasche und gießt Wodka ein. Bald erscheint seine Frau, die sofort an die Zubereitung des Tees herangeht. Andere Männer und Frauen steckten ihre Köpfe durch die Tür, verschwinden wieder. Mit dem Konsul kann ich mich nur mit meinen Brocken Persisch unterhalten, denn mein Russisch habe ich ziemlich vergessen, und er spricht nichts anderes. Zunächst macht er mir, meinem Land, ein Kompliment. Er meint, es sei doch erstaunlich, welche Resonanz das neue Deutschland hier in dem entlegenen Mazar besitze. Die Regierung gibt hier eine wöchentlich erscheinende Zeitung heraus, die in jeder Ausgabe eine ihrer vier Seiten mit Nachrichten aus Deutschland füllt. Als Hindenburg starb, so erzählte er, brachte die Zeitung die Nachricht auf der ersten Seite mit großem Trauerrand, so daß er das Exemplar nach Moskau eingesandt hatte. Wie er bemerkte, traf die Nachricht gerade ein, als der Innenminister, der von Balch aus den Aufbau Nordafghanistans leitet, eine große Besprechung leitete. Der Minister habe die Sitzung zum Zeichen der Trauer für eine halbe Stunde unterbrochen! Jetzt bringe die Zeitung ständig Meldungen über den Fortschritt Deutschlands unter Adolf Hitler. Er scheint ein wenig für unseren Führer zu schwärmen. Auch den afghanischen Innenminister streicht er heraus, das sei wirklich ein zielbewußter und energischer Mann, dessen Leistungen im afghanischen Turkestan bewundert werden müßten, er sei der zweite Stalin.

Mit seinem Los hier ist der Konsul aber gar nicht zufrieden, es ist ihm zu einsam und eintönig. Auch er wird von der Be-

völkerung völlig abgesperrt und kommt nur mit wenigen Beamten dienstlich in Berührung; geht er in die Stadt, so folgen ihm Geheimpolizisten.

Seine Frau erscheint wieder, und ich muß zum Abendessen bleiben, alle sind froh, daß sie jemand von außerhalb besucht. Eine bunte Gesellschaft setzt sich an den Abendbrottisch, das Konsulat hat eine erkleckliche Zahl von Mitarbeitern. Russen sind es kaum, Armenier, Kaukasier, Usbeken, Tataren, fast alle leben hier mit ihren Frauen. Hätte ich nicht gewußt, wer sie waren, so würde ich sie für eine Gesellschaft einfacher Fabrikarbeiter gehalten haben; ruhig waren sie und bescheiden. Die Frau hatte ihr Bestes getan und aus den afghanischen Rohmaterialien russische Gerichte hervorgezaubert. Zu Tisch wurde Tee getrunken, das Gläschen Wodka daneben. Auf Wunsch der Damen wurde nach dem Essen getanzt, und ich merkte bald, daß sie zwar die neuesten Schlagerplatten besaßen, jedoch von mir erst die ihnen unbekanntenen Schritte lernen wollten. Die Männer waren in der Kunst der Terpsichore nahezu unbewandert, und ich versuchte, mein Bestes zu leisten, denn ein Gast muß dankbar sein. Ich wollte überdies gutes Brunnenwasser in einer Flasche ins Hotel mitnehmen, sie hatten hier einen der seltenen Brunnen auf dem Grundstück. Sie wollten mir aber noch mehr Gastgeschenke überreichen, vor allem Benzin für mein Auto, was ich jedoch ablehnte. Ich mußte schließlich 64 Tafeln russischer Schokolade und eine Flasche kaukasischen Kognak mit auf den Weg nehmen. Gern hätten mich die freundlichen Leute noch länger dabehalten, doch ich wollte nicht gut hier in dem soliden Mazar zu einem Nachtschwärmer werden. Zum Abschied schnitzte der Handels-sachverständige des Konsulates, ein gemütlicher Tatare, in einen Granatapfel einen persischen Freundschaftsgruß, den ich später Frau Olga Stark in Kabul als Geschenk mitbrachte.

Im Hotel hatte der Leiter auf mich gewartet, er mußte mir auch noch eine Überraschung bereiten und spielte mir Schallplatten auf einem Grammophone vor. Also Abendmusik gibt es im Hotel von Mazar i Sherif.

An den Oxus

Von Mazar führt in nördlicher Richtung eine Straße an den Oxusfluß (Amu Darja), der hier die Grenze mit Rußland bildet. Diese Straße ist der Handelsweg zwischen beiden Ländern. Marco Polo hat wohl als erster die Quelle des Oxus hoch oben im Pamir aufgesucht, und der britische Leutnant John Wood hat sie am 19. Februar 1838 wieder entdeckt. Nach beschwerlicher Reise stand er an diesem Tage endlich vor seinem Ziel auf dem „Dach der Welt“, Bam i Dünjah, „während sich vor ihm eine gefrorene Wasserfläche erstreckte, aus deren westlichem Ende der junge Oxus entsprang. Der schöne See hat die Form eines Halbmondes, ist von Osten nach Westen vierzehn Meilen lang, bei einer durchschnittlichen Breite von einer Meile. An drei Seiten wird er von anschwellenden Hügeln begrenzt, die etwa 500 Fuß höher sind, während die Erhebungen auf dem südlichen Ufer zu Gebirgen wachsen, deren Höhe 3500 Fuß über dem See und 19000 über dem Meeresspiegel beträgt. Sie sind mit ewigem Schnee bedeckt, der die niemals fehlende Quelle für den See ergibt.“

Sir i kol wurde der Quellsee des Oxus von den Kirgisen benannt.

Es war ein glücklicher Zufall, der dem jungen Offizier, als er sich zusammen mit Burnes in Kabul am Hofe des Emirs Dost Mohammed befand, gestattete, die Forschungsreise zu unternehmen. Der Bruder des gefürchteten Chans der Usbeken in Kunduz, Murad Beg, war im Begriff, sein Augenlicht zu verlieren, und Murad Beg, der Burnes auf dessen erster Reise ungnädig behandelt hatte, ersuchte ihn jetzt um Entsendung eines englischen Arztes. Dr. Lord, der Freund und Schicksalsgenosse von Burnes, wurde hierzu ausersehen, und Wood begleitete ihn. Während Dr. Lord seine schließlich erfolglose Behandlung versuchte, ritt Wood weiter nach Wachan hinein, bis er die Quelle des Oxus fand.

Es war ein wunderlicher Mann dieser Usbeke Murad Beg, der sich in Kunduz, östlich von Mazar in Badaghschan ein Reich gegründet hatte, das selbst Dost Mohammed nicht anzugreifen wagte, obwohl der Mir, wie er sich nannte, unbekümmert auch

auf die afghanischen Besitzungen in Turkestan übergriff. Die unruhige Zeit und der verwilderte Zustand der menschlichen Gesellschaft begünstigte das Emporkommen eines rücksichtslosen und grausamen Freibeuters, der Murad war. Seine Usbeken waren sämtlich beritten, gegen 12000 Mann zählte er zu Pferde, jedes Pferd trug Reiter und Ration für zehn Tage, und mit diesen Scharen begab er sich auf Raub, gewöhnlich Menschenraub, denn der Verkauf von Sklaven war der Erwerbszweig der ungebildeten Usbeken. Wood schildert sie in recht ungünstigem Licht. Sie schätzten ihre Hunde höher ein als ihre Frauen, man konnte einem Usbeken nicht wehe tun, wenn man ihn ersuchte, seine Frau zu verkaufen, wohl aber, wenn es sich um den Hund gehandelt hätte, und „Hundeverkäufer“ war ein Schimpfwort unter ihnen. Sie waren nicht stolz auf ihre Abstammung und sprachen nie davon. Räuber, wie Murad in fremdem Gebiete war, so hielt er auf Ordnung im eigenen, wo er Raub und Überfall unnachsichtlich mit dem Tod bestrafte. Wood konnte also ungefährdet reisen.

Der langjährige treffliche Leiter der „deutschen“ Oberrealschule in Kabul, Dr. Iven, war vor zwei Jahren von Kabul über den Ändjuman-Paß, das Tal des Koktscha, durch einen Teil des Wachanzipfels bis Pigisch am Oxus geritten. Dann zwangen die ungünstigen Verhältnisse, vor allem die Schwäche der Tragtiere in der großen Höhe, zur Rückkehr. Er kam nicht bis zur Quelle.

Nun, meine Reise ist viel bescheidener, sie ist ein Tagesausflug von Mazar, um einmal den berühmten Oxus der Alten zu sehen, der hier im Lande Pändsch genannt wird. Die Entfernung ist nur kurz, etwa 65 Kilometer, doch kann der Weg nicht bis zu Ende mit Auto befahren werden, da er auf dem letzten Drittel durch tiefen Sand führt. Das sowjetrussische Konsulat besitzt allerdings Spezialautos, kleinere Lastwagen mit doppelten Hinterrädern, die auch die Sandstrecke schaffen, mein Ford kann es jedoch nicht. Ich mußte mir an dem Endpunkt der Fahrstraße, Asker Chane, Pferde bestellen.

Zwischen Mazar und Asker Chane breitet sich die Steppe aus, hinter der lebenden Stadt wird eine tote, eine verlassene

durchfahren, die einstmals einen gewaltigen Umfang gehabt haben muß. Die Reste der Häuser sind zerbröckelnder Lehm. Asker Chane ist, wie der Name besagt, ein Militärposten, der ein festes Haus mit einem dicken runden Turm besetzt hält, um von hier aus die Wüste bis zum Pändsch zu überwachen. Die Soldaten sind beritten, und eine Eskorte zu Pferde begleitet mich. Mit dem Ford wäre es tatsächlich nicht gegangen, da die Fährte nicht nur über die sandige Fläche, sondern auch über Sanddünen führt. Hier ist noch die ausschließliche Domäne der Karawanen, die in langen Zügen und schwer beladen die Güter aus Rußland heranschleppen. Die langen, schwarzen Blechbehälter mit dem russischen Benzin hängen den Kamelen von dem Rücken herunter. Der kalte Wind vom Norden wirbelt den Staub durch die Wüste, aber es ist ja nur eine kurze Strecke von zwanzig Kilometern, die überwunden werden muß. Das Auge entdeckt in der Ferne einen Streifen grüner Wipfel, es sind Maulbeerbäume und Tamarisken, die den sagenhaften Fluß anmelden. Um einen Vorsprung beschreibt er einen gewaltigen Bogen, auf der anderen Seite tauchen kleine Inseln aus dem Wasser auf, die schon zu Rußland gehören. Grau ist das Wasser, das so gepriesene Wasser des Pändsch, sie müssen es preisen, denn sie haben kein anderes. Unmassen von fein zerteiltem Ton reißt der Strom mit sich und färbt sich grau. Drüben liegt das fruchtbare Usbekistan, Transoxien, die Heimat des Kaisers Baber, den die Usbeken vertrieben, so daß er sich einen Ersatz, allerdings einen überreichlichen, in dem Kaiserreich Indien suchen mußte. Dort regieren nun die Sowjets, und die Usbeken werden bolschewisiert. Die Häuser und Schornsteine von Termez, der russischen Grenzstadt, lugen aus dem Grün hervor, hier beginnt die andere Welt.

Jetzt ist nicht die Hochwasserzeit, in der der Strom eine majestätische Breite erreicht und rauschend gewaltige Wassermassen talwärts rollt, aber stattlich genug sieht er auch heute aus. Nach einem Lauf von zweitausendfünfhundert Kilometer ergießt er sich in den Aralsee. Niemand könnte ihn hier durchfurten, und eine Brücke ist nicht vorhanden. Es wird mir gesagt, daß für den geringen Personenverkehr ein altes Boot von

der russischen Seite zur Verfügung steht, das anscheinend ein Raddampfer ist. Die Afghanen verfügen über Segelboote, von denen ich eins am Ufer festgemacht entdeckte. Die aus dem roten Reich herübergeschafften Waren liegen in Kisten und Ballen am Abhang entlang aufgestapelt, denn Lagerhallen gibt es nicht. Usbeken hocken in Zelten, anscheinend haben sie mit der Verladung der Waren zu tun, auf die schon Scharen von Kamelelen warten.

In einer niedrigen Lehmhütte, die mit Zweigen abgedeckt ist, werde ich mit Tee, Eiern und Fladenbrot bewirtet, grau ist der Tee aus dem Wasser des Pändsch, grau schimmern die Wände der Hütte, grau flimmert der Acker am Flußrand.

Auf der anderen Seite des Flusses ist eine Eisenbahnstation und ein Flughafen. Die sowjetrussische Botschaft in Kabul verfügt über eine Flugverbindung mit Taschkend, und in Termez wird ein Halt eingelegt. Die Luftlinie steht auch Reisenden zur Verfügung, jedoch wird hiervon kaum Gebrauch gemacht, zumal die Sowjetregierung den privaten Verkehr nicht besonders fördert. Außerhalb Kabuls dürfen die Flugzeuge nicht zwischenlanden, so daß Mazar i Sherif von der Fluglinie keinen Nutzen zieht.

Wir wenden die Pferde und reiten von Pittak Hissar wieder in die Wüste hinein.

Taschkurghan

Als wir Mazar i Sherif mit grauendem Morgen verlassen, brandet auch von Osten die dürre Steppe an den Gartenkranz der Stadt heran, näher kommen zur Rechten die Berge des Hindukusch, doch zur Linken nach Norden schweift der Blick weit über die Fläche. Die Straße wird eine Fährte, zerstreut liegen die weißgetünchten Kuppelhäuser der Usbeken. Oben in der Kuppel ist eine Öffnung für den Abzug des Rauches, denn Öfen sind ja unbekannt. Über Taschkurghan möchte ich möglichst ohne Aufenthalt nach Kunduz und Khanabad, der Hauptstadt der Provinz Badaghschan, nach dem Land der Bergtadjiken, die noch einen alten iranischen Dialekt sprechen,

der in Kabul nicht mehr verstanden wird, nach dem Land des Salzes, der Rubine und Lapislazuli.

Nach Kunduz wurde Burnes 1832 von dem Mir Murad aus Taschkurghan hinzitiert, und bange Herzens machte sich der junge Brite auf die Reise, denn der Räuber hatte sein Land gegen die Engländer abgesperrt. Als Armenier aus Indien gab sich der unerschrockene Offizier aus, und der Usbeke ließ sich täuschen, worauf Burnes ihn schleunigst verließ, geschwind auch Taschkurghan den Rücken kehrte und über Mazar und Balch nach Buchara reiste, immer in seiner Verkleidung. Ihm war es nicht schwer, das Innere der Grabmoschee des „Hazret Ali“ in Mazar i Sherif zu betreten, denn die frommen Leute dort hielten ihn für einen Gläubigen. Einen Augenblick lang hatte der finstere Mir in Kunduz das Schicksal Burnes' und einen kleinsten Faden der Weltgeschichte in der Hand, und mit Wonne hätte er den kühnen Reisenden als Sklaven nach Merv verkauft, würde er gewußt haben, wen er vor sich hatte.

Ich hoffe, heute abend in Kunduz zu sein, einer Schöpfung des Murad Beg, etwas jenseits des Kunduzflusses, über die eine Fähre führt. Wegen des sumpfigen Geländes gilt das Klima dort als äußerst ungesund, so daß ein Sprichwort sagt: „Wenn du sterben möchtest, gehe nach Kunduz!“ In der Niederung des Kunduzflusses wird Reis angebaut und die Seidenraupe gezüchtet. Ostwärts weiter wollte ich nur bis Khanabad, da hier die für Autos fahrbare Straße endete, das heißt, genau konnte mir niemand sagen, ob es wirklich möglich war, wenigstens bis dorthin zu fahren, auf alle Fälle ging es aber bis Kunduz mit meinem Ford.

Ich plante, von Khanabad über Ghorī, Pul i Khomri nach Kabul zurückzufahren, wobei mich besonders die Brücke (Pul) von Khomri interessierte, welche die Leute im Lande kühn auf den großen Alexander zurückführten. Es ist erstaunlich, welchen gewaltigen Eindruck der Zug des Mazedoniers hinterlassen hat, dessen Gedächtnis in der Überlieferung fortlebt. Leutnant Wood traf in Talichan östlich der Stadt Kunduz den Sohn des von Murad der Herrschaft entsetzten „Königs“ von

Badaghschan, Mohammed Shah, der gemäß langer Tradition seiner Familie behauptete, in gerader Linie von Alexander dem Großen abzustammen. Den gleichen Anspruch erhebt heute noch der Herrscher, Mehtar, von Tschitral, einem kleinen englischen Vasallenstaat, der an Kafiristan (Nuristan) angrenzt. Die Kafiren selbst wollen, übrigens zu Unrecht, Nachkommen der mazedonischen Soldaten sein. Es tat mir leid, daß die Zeit mir nicht erlaubte, von Khanabad zu Pferd nach Faisabad im östlichsten Zipfel von Badaghschan zu reiten, zumal ich viel von dieser Stadt auf dem rechten Ufer des Koktschaflusses, der in den Oxus mündet, gehört hatte. Sie ist auf afghanischem Gebiete der erste Handelsplatz von Bedeutung an der großen Straße, die Chinesisch-Turkestan über Mazar mit dem Iran verbindet. Der lange parallel zu dem Fluß durch die ganze Stadt ziehende Basar wurde mir in Kabul gerühmt, denn dort sollen die Karawanen aus China und Tibet ihre Waren abladen. Man sprach mir von chinesischen Teppichen, tibetanischen Holzschüsseln, bunt eingelegt mit Türkisen, prachtvoll gewirkten sowie handgeknüpften Kameltaschen. Fliegenwedeln aus Yakschwänzen und vielen anderen schönen Dingen, die ich gern besessen hätte. Dabei wurde nicht unterlassen, zu bemerken, daß die Stadt auch eine Steinbrücke besitzt, die berühmte Pul i Chishti.

Ich war froh, schon nach zwei Stunden Taschkurghan zu erreichen, denn die Fahrt durch die dürre Steppe auf einem recht erbärmlichen Weg war mehr als trostlos. Ich wollte wieder über Berge fahren, mochten sie noch so kahl sein.

Das alte Chulm am gleichnamigen Fluß ist verlassen, die neue Stadt Taschkurghan liegt mehr als fünf Kilometer weiter, und der Fluß heißt jetzt nun amtlich nach der neuen Stadt. Sie ist eine Gründung des Chans der Usbeken von Balch, Kilidj Ali, der sie Anfang der zwanziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts anlegte. Er muß ein gerechter und wohlwollender Herrscher gewesen sein, da die gute Erinnerung an ihn seinen Tod bis heute überlebt hat. Nominell erkannte er die Oberherrschaft des Königs der Afghanen an, der ihn zu seinem Statthalter machte. Nach seinem Tod eignete sich sein Unterführer

Murad vom Stamme der Kathgan-Usbeken das große Erbe an, das er durch Raubzüge mit seinen Reiterscharen erweiterte. Die Bewohner von Chulm wurden zum größten Teil in die Sumpfggend von Kunduz verpflanzt.

In Taschkurghan fahren wir zu dem Hakim, da der Mihmandar der Ansicht war, daß wir doch wohl eine Eskorte benötigten, was mir nicht recht einleuchtete, aber schließlich mußte ich mich mit der Ortsregierung sowieso wegen meiner weiteren Fahrt in Verbindung setzen. Doch der Hakim war nicht anwesend, auch schien etwas nicht in Ordnung zu sein, und bald sickerte die Wahrheit durch, die man dem Fremden gern verschweigt, wenn sie ihn nicht angenehm berühren könnte. Ein Lastkraftwagen war auf der Fahrt nach Kunduz überfallen worden, es hatte Tote gegeben, und der Hakim hatte sich mit Soldaten auf die Verfolgung der Räuber begeben. Nun mußte ich warten, bis der Hakim in einigen Tagen zurückkehrte, aber dies konnte ich nicht. Um der Regierung nicht irgendwelche Unannehmlichkeiten zu bereiten, entschloß ich mich, dieses Mal auf Kunduz zu verzichten und unmittelbar über Ghor nach Kabul zurückzukehren. Zunächst wollte ich hier für die Nacht rasten, obwohl es sehr früh am Tage war. Taschkurghan schien einen längeren Aufenthalt zu lohnen. Man war sehr erfreut über meinen Entschluß, der Mihmandar erklärte mir nach einer Aussprache mit den Beamten in der Regierung, daß ich mit meiner Unterkunft zufrieden sein würde. Diener geleiteten uns zu der Raststätte, die etwas außerhalb der Stadt lag und zu der bereits meine Ankunft hintelephoniert worden war. Es war das Palais „Bagh i Djan i Man“, „Garten meiner Seele“. Das Tor in der hohen Mauer öffnet sich, und es ist auch der Garten meiner Seele! Eine wohl vierhundert Meter lange und ausnehmend breite Allee führt zum Palais am Kopfende des Parkes. Der längliche, einstöckige Bau erhebt sich auf einer Terrasse, von der breite Stufen zu einem rechteckigen klaren Wasserbecken geleiten, das sauber eingefast ist. Der Vorderfront ist ein Arkadengang vorgebaut. Hier kann ich wirklich bleiben. Der Emir Habibullah hat die Villa erbaut, deren Mauern mit einer Dicke von drei Meter wuchtig genug sind.

Die Fensterbänke sind Räume für sich, die Decken scheinen fünfzehn Meter hoch zu sein.

Übrigens ist der Bau in Wirklichkeit zweistöckig, doch befindet sich das erste Stockwerk unter der Erde mit den gleichen Ausmaßen und der gleichen Raumeinteilung wie oben. Unten waren die Aufenthaltsräume während des heißen Sommers. Die Einrichtung besteht aus Teppichen und Kissen, doch ist ein Tisch mit einigen Stühlen vorhanden. In meinem Schlafraum steht ein Bett.

Der Aufseher versicherte, daß er sein Bestes tun werde, um mir an Mahlzeiten vorzusetzen, was die Kochkunst von Taschkurghan leisten könnte, und, tatsächlich, ich mußte sowohl seine Aufmerksamkeit als die Güte der Gerichte loben, die er in der Küche des Palais zubereiten ließ. Es fiel mir ein, daß Frau Olga Stark vorzugsweise für die Granatäpfel aus Taschkurghan schwärmte, von denen mir der Aufseher unverzüglich einen riesigen Korb besorgt. Oben darauf lege ich den von dem Tataren des Sowjetkonsulates in Mazar gestifteten Apfel mit dem eingeritzten persischen Freundschaftsspruch, und so überreiche ich das Präsent später in Kabul der Doyenne des Diplomatischen Korps.

Ich sehe mir die Stadt an, die wohl kaum viel an Einwohnerzahl hinter Mazar zurückbleibt, ich schätze sie auf etwa 40000. Besondere Sehenswürdigkeiten weist sie nicht auf, sie ist die übliche Ansammlung grüner Gärten hinter Mauern. Sie bietet einen recht gefälligen Anblick, der sich verstärkt, wenn ich die grüne Oase unter dem Gewirr der Baumkronen von dem höher liegenden „Garten meiner Seele“ überschaue. Mir gefiel die Stadt am besten von allen anderen. Auch der Basar ist geräumig, ordentlich gehalten, völlig überdacht und gut beschickt. Unter den Händlern überwiegen die weißen Turbane der Tadjiken, welche den Hauptteil der Bevölkerung stellen. Die Usbeken sind bei weitem nicht so zahlreich. Die Bauart der Häuser ist hier eine etwas andere als in Mazar i Sherif, wo sich das flache afghanische Dach findet, das aus einer Auflage von Lehm auf quergelegten Pappelhölzern besteht. In Taschkurghan dagegen erheben sich über den Häusern Kuppeln aus sonnengebrannten

Lehmziegeln, für die Holz nicht verwandt wird. Die Kuppel ist die übliche usbekische Dachform; die Usbeken, die noch lange Zeit in Taschkurghan herrschten, als Mazar längst afghanisch war, haben ihre Bauweise hier heimisch gemacht. An dem Holzmangel kann es nicht liegen, denn der Fluß von Taschkurghan führt genügend Wasser, während Mazar sich das Wasser zuleiten muß. Als Bewohner der holzarmen Steppen waren die Usbeken jedoch an die Lehmkuppel gewöhnt.

Bei dem Aufseher hatte ich mir vorsorglich warmes Wasser zum Rasieren für den nächsten Morgen bestellt, und das königliche Palais präsentierte mir am Morgen ein königlich zubereitetes Rasierwasser. Die ganze Nacht hatte man geheizt. Robuste Kerle schoben klobige Stämme in eine überwölbte Öffnung der hinteren Front, den Heizkessel für das darüber befindliche Badezimmer afghanischer Art. Der hohe Baderaum war am Boden und an den Wänden mit Steinen belegt, die sich jetzt so erhitzten, daß ich nicht mit bloßen Füßen über die Steinplatten gehen konnte. Zwei eingemauerte Bassins, welche die eine Wandseite einnahmen, lieferten aus je einem Hahn warmes und kaltes Wasser, mit dem ich mich aus aufgestellten Töpfen begießen konnte.

Leb wohl, Garten meiner Seele von Taschkurghan!

Haibak und Tchin Sai

Schnell entrückt hinter uns die Steppe von Turkestan. Der Ford verschwindet in einer Felsschlucht, der Enge von Taschkurghan, durch die der reißende Bach uns entgegenbraust. Kürzlich hatte er die mühsam gebaute Straße weggerissen. Ein dürftiger Notweg ist in Eile hergestellt worden, an dessen flachem Rand das überströmende Wasser nagt. Es wäre wohl recht unangenehm, hier in der Enge von einer plötzlich hereinbrechenden Hochflut überrascht zu werden. In einem breiteren Tal müssen wir uns nach manchen Irrfahrten die richtige Spur im Sande suchen, da die gebaute Straße zur Zeit an vielen Stellen nicht mehr existiert. Das Unwetter muß sehr arg gewe-

sen sein. Nun sind wir wieder in dem steinigen Gebirge, das nur spärlich bewohnt ist. Von links grüßen die Gebirgsmassive von Badaghschan, durch die sich irgendwie der Kunduzfluß durchzwängen muß, dem ich noch zu begegnen hoffe, wenn ich auch die Stadt Kunduz dieses Mal nicht sehen sollte. Leider ist mein altes Kartenblatt von Afghanistan ein nur mäßiger Wegweiser, da es so gut wie gar nicht die neuen Straßen anzeigt, die übrigens heute noch nicht festliegen. Die Reisenden von früher wandelten meistens ganz andere Wege, so Burnes, Wood, Dr. Jaworskij. Deutsche waren wohl kaum hier, abgesehen von Herrn von Niedermayer, dessen Route ich nicht kenne, auch konnte er damals nicht einen Kraftwagen benutzen.

Nach drei Stunden steigen wir in das Tal von Haibak hinunter, in dem das Hochwasser kürzlich die gleichnamige Stadt zum größten Teil weggeschwemmt hat. Malerisch steht die Lehmzitadelle auf dem Hügel, Gärten senken sich den Abhang herunter, doch in der Stadt reihen sich die Trümmer der von den Fluten eingerissenen Lehmhütten. Fruchtbar und geschützt ist das Tal, in dem sogar die Feigenbäume ihre Früchte reifen.

In einem Lehmgehöft hat die Regierung eine bescheidene Unterkunft für Reisende eingerichtet, in der mich der Aufseher mit einem gedeckten Tisch empfängt, das Mittagessen läßt er aus der Garküche holen.

An einer höher gelegenen Stelle soll die neue Stadt entstehen, die Pläne sind auf der Fläche abgesteckt, und an dem künftigen Platz wird das moderne Hotel stehen. Fünfhundert Häuser werden sich erheben. Der ungarische Ingenieur, der den Aufbau leitet, erklärt mir den Plan, der sich auf der neuen Stadtfläche mit Furchen, Rillen und Steinreihen abgezeichnet findet. Warten kann ich nicht auf das neue Hotel, noch ist kein Spatenstich getan, bis heute abend wird es bestimmt nicht fertig, und das Lehmgehöft in der zu drei Vierteln weggeschwemmten Altstadt lockt mich gar nicht. Der Ingenieur empfiehlt mir, bis Ghori zu fahren und dort zu übernachten. Übrigens ist er der deutsche Ingenieur, von dem man mir in Taschkurghan erzählt hatte, denn der brave Mann hat sich hier als Deutscher ausgegeben, um größeres Ansehen zu genießen, Ich nehme ihm dies durchaus

nicht übel, zumal er fließend Deutsch spricht. Sein Leben im Zelt ist nun nicht berückend abwechslungsreich, die Kost desgleichen nicht, und der Stapel von Schokolade aus dem sowjetrussischen Konsulat in Mazar wandert in seinen Besitz. Zum Dank macht er mich auf alte Ruinen aufmerksam, die in der Nähe seien, er spricht von einem „Taht i Rustem“, einem Thron des Rustem, der sehr originell sei. Auf dem Burghügel in Balch hatte man mir in der Ferne eine Ruine gleicher Benennung gezeigt, die aber weder etwas mit einem mohammedanischen Rustem noch mit einem Thron zu tun hatte, sondern sich als der Rest einer stark zerstörten buddhistischen Stupa entpuppte. Die Volkssage scheint den beliebten Held Rustem reichlich mit fremden Federn geschmückt zu haben, wenn er auch hier einen Thron haben soll, der als Bauwerk sicherlich ebenfalls aus der vorislamischen Zeit stammen wird. Der afghanische Ingenieur, der mit dem Ungarn zusammenarbeitet und uns führt, versichert, daß hier in Haibak der echte Thron steht, also hin. Ich schärfe dem Sikh ein, auf der Fahrt zu dem Ziel nicht den auf der staubigen Fläche in Originalgröße punktierten Stadtplan umzufahren, sondern auf die kleinen Steinchen zu achten, welche die künftigen Boulevards markierten, aber ich glaube, an einer Stelle durchquerten wir nicht die Straße, sondern den Häuserblock des demnächstigen Basars. Die Zeichnung auf dem Boden kam hier völlig durcheinander, hoffentlich hat der Ungar es gemerkt und nicht etwa verkehrt gebaut.

Wir fahren über die Ebene bis an den Fuß eines sandigen Hügels, in dessen Abhang Höhlen aus dem Kalkstein herausgeschlagen sind, die Höhlen dienten damals teils als Wohnkammern teils als Tempel. Die Tempelhöhlen sind gewölbt wie eine Kuppel, in einer weiteren großen Halle schreite ich 45 Schritt ab, das Innere ist zweigeteilt durch eine Wand, die aus dem Felsen in einer Art Säulenreihe herausgeschlagen ist. In einer Kuppelhöhle fand sich eine reliefartige Ornamentik, die sich mit Sicherheit als Lotosblüten und Lotosblätter erkennen ließ. Einzelne Höhlen waren noch unvollendet, bewohnt war keine, jedenfalls nur vorübergehend als Schutz vor Sonne und Witterung, wie erloschene Feuerstellen zeigten.

Es handelt sich ohne jeden Zweifel um Anlagen aus der buddhistischen Zeit, denen ich auf der weiteren Reise in Bamian in einem viel größeren Umfang begegnen sollte.

Der Taht i Rustem befindet sich vor dem Höhlenhügel und ist mit dem ihn umgebenden, mehr als drei Mann tiefen Graben ebenfalls aus dem Gestein herausgeschlagen. Es ist ein wuchtiger Bau, der seiner Form nach eine buddhistische Stupa sein könnte, er ist viereckig, die Fassaden sind durch herausgehauene Halbpfeiler gegliedert, die Seiten mögen gegen 20 Meter lang sein. Leider kann ich nicht den oberen Raum erreichen, der eine Öffnung besitzt und hohl zu sein scheint. In seiner Aufzeichnung, die ich an Ort und Stelle machte, nannte ich den kleineren Hohlraum oben eine Grabkammer, etwas unbekümmert, denn in diesem Falle kann der Bau keine Stupa sein. Er wäre dann eher eine altpersische Grabstätte, oder möglicherweise ein Feueraltar der Parsis, wie ein Archäologe in Kabul meinte. Immerhin muß doch ein Zusammenhang mit den buddhistischen Höhlen bestehen, und auf jeden Fall hat die Volkssage den romantischen Held Rustem auch hier zu Unrecht auf den Thron gesetzt. Die Bauten sind kulturhistorisch und allgemeingeschichtlich wertvoll, jedoch kaum eine besondere Sehenswürdigkeit.

Aus dem Tal von Haibak müssen wir wieder in das Gebirge hinein und steigen. Den sandigen und steilen Paß von Mirza Beili habe ich nicht in guter Erinnerung. Der Ford scheuchte kleine Rudel von Antilopen sowie Steinböcken auf, Bussarde und Adler kreisen noch in den Lüften. Scharen roter Rebhühner wimmelten auf der Straße, um erst im letzten Augenblick aufzufliegen. Es dunkelt erheblich, als wir am Ausgang der Gebirgskette das einsame Karawanserei passieren, das rechts abseits im Hintergrund erblickt wird. Es gab keine Fahrstraße dorthin für das Auto, sonst hätte ich versucht, im Robat unterzukommen, denn mir stiegen Bedenken auf, ob wir tatsächlich heute noch bis Ghorî gelangen würden. Unwirtlich war alles, eine Gegend, in der man ungern verweilt, als ob Gefahren drohen könnten. Dazu ist es jetzt völlig dunkel, und anscheinend leitet der ebene Weg durch ein Bachtal, denn wir randen

Schilf, auch spüren wir an dem sanften Gleiten der Räder einen sumpfigen Untergrund. Vor einer Schilfhütte hat sich ein Schäfer ein Feuer angezündet und gibt uns auf unsere Frage eine freundliche Auskunft, die jedoch wenig tröstlich ist. Von Ghori weiß er nichts, dieser Ort ist von hier nicht zu erreichen, und da wir Richtung Kabul fahren, müssen wir in einigen Stunden über einen Paß, der zu schwierig ist, um nachts überquert zu werden. Der Schäfer rät, in Tchin Sai zu übernachten, der Ort sei nicht mehr fern, falls wir den Weg nicht verlören. Er erzählt uns, daß dort sechs „Dukkans“, Läden, ständen. Der Rat beruhigte mich, denn ein Dukkan wartet schließlich auf Kunden, so daß wir eine Unterkunft und auch Verpflegung erhoffen können. Nachts in einem afghanischen Privathaus unangemeldet Unterkunft zu finden, hat wohl noch kein Sterblicher vermocht, und im Freien übernachten, hieße das Schicksal allzusehr herausfordern.

Vorsichtig rollen wir weiter, und in der Ferne blitzen Lichter auf, die Lichter des unbekanntes Tchin Sai müssen sie sein, da sie unbeweglich scheinen. Die helle Straßenbeleuchtung erlischt zwar mit einem Ruck, doch kleinere Lämpchen schimmern ihr Flackerlicht. Immerhin, Tchin Sai wäre die erste afghanische Provinzstadt, die bei Dunkelheit erleuchtet ist. Das Rätsel löst sich bald. Die beiden grellen Lichter blitzen noch einmal auf, als wir uns nähern, und dann dreht der Fahrer diese beiden Scheinwerfer seiner am Eingang von Tchin Sai haltenden Lorry wieder aus, nachdem er unserem Ford auf diese Weise das Hindernis gezeigt hat. In den sechs offenen Dukkans flackern die Kerzen weiter, bis wir uns entschieden haben, welchen Händler wir mit unserer Kundschaft beglücken. Tchin Sai, ja das sind die sechs Lehmhütten zu beiden Seiten der Landstraße, eine frauenlose Stadt, denn nur Männer gehen hier dem Gewerbe nach, Tee, Brot, Früchte und bescheidene Gerichte an die Driver der Lastkraftwagen und an sonstige Reisende zu verkaufen. Die Stadt der sechs Dukkans scheint neu entstanden zu sein, auch entspricht sie einem Bedürfnis, denn die Lorry übernachtet hier, da sie in der Dunkelheit den Paß von Mirza Beili scheut, und wir verschnaufen hier vor dem

anderen Paß, den die Lorry bereits hinter sich hat. Ihr Driver wiederholt den Rat des Schäfers, den Paß nicht im Dunkeln zu befahren. Die Unterkunft für mich ist bald gefunden, da die siebente Lehmhütte soeben fertig geworden ist, sie ist kein Dukkan, sondern eine richtige Villa. Schlüsselfertig steht sie zum Bezug, und der Eigentümer räumt mir sofort das eine der beiden Zimmer ein. Der Lehmbau hat das Aussehen einer Streichholzschachtel, die auf der schmalen Längsseite steht, platt auf den Boden gesetzt, etwa mannshoch mit flachem Dach. Je eine Öffnung ohne Rahmen und Tür führt in jedes der zwei Zimmer, und die teilende Wand im Innern hat eine gleiche Öffnung als Durchgang. Möbel wies die lehmverputzte Villa nicht auf, doch stellte der Händler eines Dukkans dem Mihmandar für mich sofort sein Tcharpoi, das übliche Gestell auf vier Pfosten, als Bett zur Verfügung. Tee, frisch gebackenes Fladenbrot sowie eine Melone wurden beschafft, und dann erloschen die Kerzen in den Läden, da weitere Gäste im Ort nicht mehr erwartet wurden, und Tchin Sai versank im Dunkel. Nur eine Kerze flackerte noch in meinem Schlafraum, bis auch ich angekleidet auf dem Tcharpoi zur Ruhe ging. Vor die Öffnung nach außen hing ich meine Reisedecke, die von einem schräg gestellten Brett aus der Lorry festgehalten wurde. Sehr dankbar war ich für die Unterkunft und die freundliche Aufnahme. Jeder der wenigen Bewohner hatte sich beeilt, mir zu helfen, als Bezahlung nahmen sie nur einige Pfennige für mein bescheidenes Nachtmahl. Villa und Bett wurden kostenlos zur Benutzung überlassen.

Im Raum nebenan zündete der möbellose Eigentümer sich noch mit Freunden ein offenes Feuer an, eine Wasserpfeife ging herum, und dann wurde es auch dort still. Die Leute wickelten sich in Decken und schliefen auf dem bloßen Lehm Boden. Nachts wachte ich von einer gellenden Beißerei auf, ein Rudel Dorfköter balgte sich um meine Schuhe, die ich ausgezogen hatte. Ich entriß sie den Streitern und zog sie wieder über. Verjagen ließen sich die Tiere nicht, morgens verschwanden sie von selbst, um sich Futter zu holen.

Tchin Sai war wirklich klein, wie ich am Morgen feststellte,

so daß ein gewandter Pfeifenraucher ohne Anstrengung hinüberspucken könnte, doch war die Anlage zu einer künftigen Stadt vorhanden, nämlich die breite Straße, die an dem anderen Zugang sogar eine Baumreihe aufwies. Hinter meiner Villa floß ein breiter Djuj zwischen abfallenden, mit Bäumen bestandenen Ufern vorbei. Wasser gab es also reichlich. Telephonverbindung besaß der Ort noch nicht, was den Mihmandar, der die weitere Reise vorbereiten sollte, nun vor eine unlösbare Aufgabe stellte. Übrigens waren weit und breit keine Leitungsmasten zu entdecken, schon seit Haibak hatten wir die Telephonlinie aus den Augen verloren.

Bamian

Wieder fuhren wir bergan, und dem einsamen Schäfer im Schilf sei Dank, daß er uns gewarnt hatte, weiter als bis Tchin Sai zu fahren. Früher, zur Zeit der Karawanen, führte der Pfad von Haibak, Saighan nach Kabul über den Zahnbrecherpaß, den Kotal i Dendan Shikan, aber dieser Paß ist ein Genickbrecher, obwohl er sich harmlos den Karawanenpaß, Kotal i Kerwan, benennt. Versuchsweise war er für Fahrverkehr eingerichtet worden, da das Wasser im Tale die Straße weggerissen hatte, aber der Versuch scheint mir nicht geglückt zu sein. Es macht ja nichts, daß die Straße eng ist, auf dem Kamm zu beiden Seiten die Abgründe jäh abfallen, aber gebaut ist die Straße, wenn überhaupt, äußerst flüchtig, denn sie besteht aus knietiefem, schwarzem Lösssand, und die Räder mahlten rutschten, glitten von der Kante ab. Eine undurchdringliche schwarze Rußwolke wirbelte der Ford auf, so daß wir am hellen Tage die Scheinwerfer einstellten. An einer häßlichen Stelle mußte uns eine Lorry entgegenkommen, halten konnte keiner der beiden Wagen, um nicht festzusitzen, von einer Seite auf die andere schwankte der hohe Lastwagen, auf dessen Ladung gottergeben die eingemummten Passagiere hockten. Haarscharf rüttelten wir aneinander vorüber. Auf die Gegend achtete ich wenig, nur auf die Straße schaute ich, zumal der schwarze Staub fast jede Aussicht nahm. Nur wenn ein Windstoß den dunklen

Schleier zerriß, sichtete ich zur Linken in der Tiefe das Tal des Chulm-Flusses, zur Rechten war die breite und lange Schlucht mit Pistazien und Aprikosenbäumen dicht bestanden. Ich entsann mich, wie Reisende, die früher diesen Pfad ritten, den be rauschenden Duft des Tales in der Blütezeit beschrieben haben. Aber diese Schaukelei im dicken Staub brachte mir die Schönheit der Natur nicht zum Bewußtsein. Endlich ging es bergab, und hinter dem letzten Knick hielten wir, um uns einigermaßen von der schwarzen Kruste zu befreien. Der Fluß schlängelte sich weiter links durch das Tal, tief schien er nicht zu sein, doch steil waren die mit Weiden und Pappeln bewachsenen hohen Ufer. Mißtrauisch schaute ich auf das Gebirgsmassiv vor uns, zu dem der Weg hinführte, als eine Lorry uns entgegenfuhr. Wir winkten dem Fahrer, der hielt und uns eine angenehme Nachricht mitteilte. Wir brauchten nicht etwa das Massiv auf Zahn- oder Genickbrecherpässen zu überklettern, sondern es war im engen Flußtal eine Straße durchgebrochen worden, die bequem zu durchfahren war. Ausgezeichnet sei die neue Straße, meinte der Driver der Lorry, eben, und überall führten stabile Brücken über den Fluß, der mehrfach zu kreuzen sei. Diese guten Worte in Gottes Ohr! Und wohlgenut begaben wir uns auf die Weiterfahrt. Tatsächlich öffnete sich dann eine Felspalte, um uns in das Gebirge Einlaß zu gewähren. Wir sind im Der i Shikari, einem der landschaftlich schönsten Teile der Welt. Zwar bleiben die Berge kahl, doch nimmt die Öde der Landschaft nichts an Reiz, nichts an heroischer Erhabenheit. Das Tal wird etwas breiter, die Felswand weicht immer wieder zu beiden Seiten zurück. Dann steht ein riesiger Block vor der schwarzen Wand, den die Sonne blutrot färbt, er macht einer gewaltigen Kathedrale Platz, Burgen mit Zinnen verdrängen sie aus dem Gesichtsfeld, das Auge wird nicht müde, die wechselnden Gestalten der merkwürdigen Bergformen zu betrachten. Die Farben spielen in Braun, Rotbraun, Rot und Dunkelrot. Leer sind die Berge, doch das Tal ist bewohnt, die Felder sind bestellt, niedrige dicke Wachtürme gewähren dem Bauer Schutz bei einem Überfall. Eine Telephonlinie gesellt sich der Straße zu, freudig begrüßt von dem Mihmandar, der bald das Telephonieren

verlernt hätte. In Duab kann er wieder seines Amtes walten. „Zweiwasser“ heißt der kleine Flecken mit Recht, denn ein neues Flößchen rauscht hier in das andere, um vereint den Gebirgsstock hinter uns zu durchbrechen, wir selbst fahren stromauf. Die kleine Siedlung muß alt sein, auch Burnes erwähnt sie in der Beschreibung seiner Reise von Bamian nach Taschkurgan. Viel hat sich inzwischen nicht geändert, die niedrigen Lehmhütten sind zeitlos, doch wird an einem Gästehaus gebaut. Wir halten vor einem halboffenen Dukkan, dem eine Veranda vorgebaut ist. Pfosten stützen das Dach aus Zweigen, Garküche, Teehaus und Benzinverkaufsstelle ist der Laden zugleich. Von der Veranda kann man zum flachen Dach der Lehmhütte greifen, auf dem ein Telephonapparat steht. Daneben kauert schon der Mihmandar, um nach Bamian unsere glückliche Ankunft hier und unsere baldige Weiterfahrt nach dort zu melden. Hühner laufen herum, folglich gibt es gekochte Eier zum Frühstück, Tee, Brot und Melonen. Gegenüber ist die Moschee, ein äußerst einfacher Lehmbau, der eigentlich nur drei Wände besitzt, nach der Straße ist der Schuppen offen. Das Dach ist mit Zweigen gedeckt, auf dem Boden sind Matten ausgebreitet. Die Leute sind nun einmal arm und bedürfnislos, freundlich und gefällig wie überall auf meiner Reise.

Jetzt wollen die Berge nicht mehr weichen, nur einen Spalt lassen sie frei für unsere Durchfahrt zwischen ihren steilen und hohen Wänden. Brausend rollt der aus dem Bamiantal kommende Fluß entgegen, die gute und feste Straße zwängt sich zwischen Fluß und Bergwand ein, wird der Platz zu eng, dann geleitet eine feste Brücke sie über die rauschenden Fluten auf die andere Seite, und die Übergänge wiederholen sich. Zu beiden Seiten bilden die Bergriesen Spalier und blicken verwundert auf das kleine Auto, das an ihren Füßen vorbeirollt.

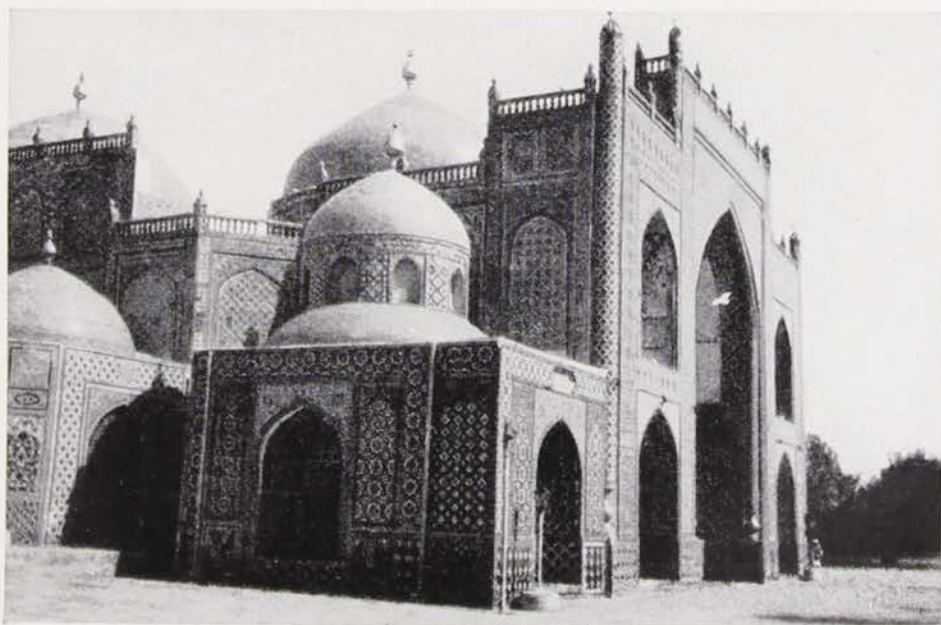
Jenseits des Flusses schiebt sich auf einem Vorsprung eine befestigte Stadt gegen das Ufer vor, aber sie ist verlassen, zerstört von Dschingis Chan, der ihr wohl auch das Wasser abgeschnitten hat. Sar Khoshak beherrschte den Zugang zu der Felsspalte, die Stadtmauern stehen noch mit den runden Türmen, die Ruinen der höher gelegenen Zitadelle bewachen die



Der Robat
am
Adraskand



Auf dem Weg
nach
Kala Nao



Die Moschee
in Mazar i
Sherif



Bamian. Der große Buddha



Bamian

Grabesruhe der tiefer liegenden toten Stadt. Auf einen Besuch von hier aus muß ich verzichten, denn wir könnten den brausenden Bach nicht durchfurten, von der anderen Seite des Gebirges dürfte ein Pfad über den Berggipfel hinunterführen. Vom Fluß aus müßte man auch noch ziemlich klettern, um Sar Khoshak zu erreichen.

Die Spalte öffnet sich in das Tal von Bamian. Wir gleiten am linken Ufer des Bamianflusses aufwärts, die Straße ist gut, wir fahren in der breiten Talsohle, bleiben jedoch noch in einer Höhe von 2500 Meter. In einer halben Stunde ist das Dorf Bamian erreicht, das Auto kreuzt den Fluß auf einer Brücke und fährt den Hügel hinan, auf dem wir schon von weitem den Neubau des Regierungshotels erspäht haben. Dort wollen wir rasten, zum letztenmal vor der Rückfahrt nach Kabul.

Der Hauptbau des langgestreckten und zweistöckigen Hotels ist so ziemlich fertig, doch wird noch gebaut. Ich bin von dem Mihmandar angemeldet und werde von dem Leiter erwartet.

Von der Terrasse des Hotels schaue ich auf das Tal hinunter. Die Afghanen sind fleißige Bauern. Sauber haben sie die Felder bestellt, schnurgerade sind die Furchen gezogen. Zerstreut liegen die festungsartig ummauerten Gutshöfe, durch die Mitte des Tales schlängelt sich das Flübchen, das uns frische Forellen für das Abendessen spenden wird.

Nicht des grünen Tales wegen bin ich auf die Terrasse getreten — Bamian ist doch die große Weltsehenswürdigkeit in Afghanistan! Mein Blick fällt auf die lange Bergwand uns gegenüber an der anderen Längsseite des Tales. Dort stehen in tiefen Nischen die beiden großen Buddhastatuen, samt Nischen aus der Felswand herausgeschlagen. Die dritte, kleinste, Figur ist von hier aus nicht zu sehen. Als Mann, Frau und Kind werden sie im Volksmund bezeichnet. Der Kopf der großen Figur liegt im Schatten der vorspringenden Nische, und eine erhabene Ruhe strömt von dem gewaltigen Antlitz aus. Rötlichbraun leuchtet die Bergwand in der Nachmittagssonne. Durchlöchert ist sie wie eine Honigwabe, ihre vielen Öffnungen führen zu eingehauenen Höhlen. Und abends stehe ich wieder auf der Terrasse, und es will scheinen, als ob die Bergwand innen glüht

und brennt, denn die zahlreichen Bewohner der vielen Höhlen haben sich ein Feuer innen angezündet, und das flackernde Licht dringt nach außen.

Das jetzt stille Tal von Bamian war seit frühester Zeit die belebteste Etappe an dem großen Verkehrswege, der das Land von Norden nach Süden durchzog. Mochten die Karawanen vom Norden kommen, aus Balch, oder vom Süden, aus Peshawar über Kabul, hier ruhten sie sich aus, bevor sie den schwierigen Weitemarsch über die Gebirgszüge unternahmen. Von weit her wurden die Waren gebracht, und noch weiter ging die Reise. Balch beherrschte die Verbindung zwischen China und dem Römischen Reich, im Süden wies der Weg nach Indien. Die Blüte der Stadt Bamian fällt in die Zeit des indoskythischen Eroberers Kuschan Khanischka (1. christliches Jahrhundert), dessen gewaltiges Reich den größten Teil Nordindiens mitumfaßte. Er bekehrt sich zur Lehre Buddhas, und Bamian wird für Jahrhunderte eine berühmte Stätte der buddhistischen Kultur. Der weiche Stein der langen und hohen Felswand bot der Hacke und dem Meißel der buddhistischen Eiferer ein lohnendes und verlockendes Feld der Betätigung. Die Buddhastatuen werden herausgeschnitten, das Innere des Berges wird zu Tempeln, Klöstern und Wohnkammern ausgehöhlt. Selbst aus China und Korea kamen die Pilger, um diese Andachtsstätte zu bewundern. Erhalten sind die Berichte des chinesischen Pilgers Hiuan-Tsang (632) und des koreanischen Mönches Houei-Tch'ao; ein Bruchstück des koreanischen Berichtes fand Professor Hackin, der Leiter der französischen archäologischen Mission, in einer der Grotten.

Nach dem chinesischen Bericht gab es einige Dutzend Klöster mit mehreren tausend Mönchen. Das Gesicht des großen Buddha war mit Gold bedeckt, die Figur mit kostbaren Steinen geschmückt. „Das Tal erzeugt Winterweizen, jedoch wenig Früchte und Blumen. Das Klima ist sehr kalt, die Sitten sind rauh, die Leute kleiden sich viel in Pelze und grobe Wollstoffe, die beide einheimische Erzeugnisse sind. Schrift, Glaube und Münze sind die gleichen wie in Tocharistan.“

Der Koreaner schreibt: „Von dem Königreich Zabulistan

(Kabul) wandert man sieben Tage, um in das Königreich Bamian zu gelangen. Der König ist ein Iranier. Er ist nicht anderen Königen untertan, zahlreich sind seine Soldaten zu Fuß und zu Pferde. Die anderen Könige wagen nicht, ihn anzugreifen. Die Leute kleiden sich in baumwollene Hemden, gefütterte Röcke, auch in Hemden aus Filz. Das Land erzeugt Hammel, Pferde, Baumwolle, es schwelgt in Weintrauben. Es fällt Schnee, und es ist sehr kalt. Hier schneidet man sich wie in Zabulistan den Bart und die Haare.“

Ende 727 kam der Koreaner in Bamian an, nachdem er vorher Kabul (Zabulistan) besucht hatte.

Die Islamisierung des Tales durch die Araber verödete die Kultstätten, die Tempel wurden verlassen und ihre Schätze entleert. Die Stadt blühte weiter, da sie ihre verkehrspolitische Bedeutung unverändert behielt. Dschingis Chan vernichtete sie mit ihren Bewohnern 1222, und dies war das Ende der Stadt bis heute. Nie wurde sie aufgebaut. Bauern zogen ihren Pflug, sie hausten in den Grotten oder bauten sich ärmliche Lehmhütten, die Karawanen lagerten im Tal. Dschingis Chan zerstörte nicht allein die Stadt Bamian, er vernichtete alles herum in weitem Umkreis, Städte, Burgen, Dämme, Stauseen, Bewässerungskanäle, die Menschen, das Vieh und die Kulturen. Das afghanische Land hat besonders unter seiner Verheerungswut gelitten, und die Folgen lasten bis heute schwer auf Afghanistan.

In neuester Zeit lenkt nun auch das Auto den Durchgangsverkehr von dem Tale ab, das seitwärts in einer toten Ecke liegenbleibt, da die alten Karawanenwege nicht befahren werden können. Ich bin nur zur Rechten in das Tal von Bamian abgewichen, um im Hotel zu übernachten, da ich nicht noch sieben Stunden weiter nach Kabul rollen wollte. Die Regierung wird jedoch einen Ersatz schaffen und Bamian zu einem Mittelpunkt des Fremdenverkehrs machen. Die große Hinterlassenschaft aus der buddhistischen Vergangenheit soll dem internationalen Touristentum in bequemer Weise zugänglich werden. Der Bau des Hotels ist der erste Anfang.

Am Fuße der Felswand, jenseits des Flusses, liegt das kleine Dorf Bamian, das kaum mehr als die kurze Basarstraße auf-

weist. Die Mehrzahl der Bewohner, Tadjiken und Hezarehs, bevölkern noch die Grotten. Recht dürftig sind die Verkaufsstände, kaum gibt es Früchte und Gemüse, wie schon zu Zeiten des chinesischen Pilgers.

Die Nomaden haben das Tal bereits verlassen, denn hier ist bei der Höhe fast schon Winter, wenn auch am Tage noch die Sonne brennt. Von Mai bis September haben einige Stämme hier ihre Weideplätze.

In einem verlassenen Karawanserei, unmittelbar am Fuße des großen Buddha, hat Monsieur Carl von der französischen archäologischen Mission sein Zelt im Hofe aufgeschlagen. Liebenswert bietet er sich zur Führung an.

Die große Figur ist arg verstümmelt, besonders im Gesicht, dessen obere Hälfte nahezu abgeschlagen ist. Auch die Hände sind abgehauen, die Beine sind stark verstümmelt. Der Mogulkaiser und der Perserschah Nadir, beide fanatische Mohammedaner und Bilderstürmer, haben auf die Figur mit Kanonen geschossen, denn so lange hatten sich die Statuen ziemlich unversehrt erhalten, wenn man sie natürlich schon längst ihres Schmuckes beraubt hatte. Die Bemalung ist ebenfalls verblaßt. Man sieht in der Figur die Löcher, in welchen die Holzpflocke steckten, um das aus Gips und Stuck aufgelegte faltige Gewand zu stützen.

Nach Westen fällt der Berg sanft ab. Ein Pfad führt hinauf, an großen Grotten vorbei, und durch eine ausgehöhlte Galerie gelange ich auf den Riesenkopf der kolossalen Figur von 53 Meter Höhe. Die Rundung der Nische oberhalb des Kopfes zeigt noch deutliche Reste der ehemaligen Bemalung: Köpfe in Medaillons mit Heiligenscheinen. Es ist handwerksmäßige Arbeit ohne besonderen künstlerischen Wert. „Diese Malereien sind zum großen Teil beschädigt; der Beschauer auf dem Kopf des großen Buddha bemerkt in der oberen Wölbung der Nische Bodhisattvas in zierlichen Formen, die Augen mandelförmig, mit weichen Armen, langen und gelenkigen Fingern. Diese Bodhisattvas im Heiligenschein nehmen nonchalante Haltungen ein, ihre Hände zeichnen mystische Gesten, und der untere Teil ihres Körpers ist in das Gewandstück eingehüllt.

Alle tragen Armbänder, Halsbänder und Ohrgehänge. In der Nähe des einen dieser Bodhisattvas wird eine Frau sichtbar, die Taille ist schmal, üppig die Brust, und ihre Arme schmücken zwei Armbänder. In gefälliger Haltung beugt sie sich zum Bodhisattva, wahrscheinlich bieten die ausgestreckten Hände eine Gabe an . . . Mehr am äußeren Rand der Nische, in der Höhe der Gewandraffung, ist der Stifter kniend dargestellt. Auf dem Kopfe trägt er eine längliche Platte, die mit Gaben angefüllt ist. Das Gesicht ist im Profil nach links, der untere Teil des Körpers nach rechts gedreht, bekleidet ist die Persönlichkeit mit einer langen Tunika, die doppelte Aufschläge aufweist und an der Taille von einem Gürtel eingeschnürt wird. Der Stifter hat Stiefel angezogen und hat in den Gürtel einen Dolch mit langem Stiel gesteckt. Den Hals schmückt ein Kolloid aus Medaillons.“

Die andere Kolossalfigur ist kleiner, 35 Meter hoch, sie steht in einer Nische von acht Meter Tiefe. Es ist rohere Arbeit, so daß diese Figur wohl älter sein dürfte als die höhere. Auch hier ist das Gesicht verstümmelt, und die Hände fehlen. Das Haupthaar ist gewellt, und an dem Mantel finden sich noch einige Spuren blauer und roter Bemalung. Die Innenseite der Nische war ursprünglich ebenfalls bemalt, doch haben sich nur einige Reste oberhalb des Kopfes erhalten. „Von ihnen ist zunächst im Scheitel der Wölbung die Darstellung eines Mondgottes zu bemerken, aufrecht stehend in einem Wagen, der von vier geflügelten Pferden gezogen wird, den Kopf umgibt eine Aureole in Gestalt einer zackigen Scheibe, auf der ein Halbmond abgebildet ist.“

Herr Carl führt mich in Grotten und wieder in Grotten, öfters liegen sie in Etagen übereinander, ganze Stockwerke mit Treppen haben die fleißigen Hände der frommen Buddhisten im Innern der Bergwand herausgemeißelt. Kuppelräume, Sanktuarien, Hallen, Vorhallen, Zellen, Wohnkammern, und an vielen Stellen ist die bemalte Ausschmückung erhalten. An einer Kuppeldecke bewunderte ich schreitende Buddhas in langen braunen Mänteln.

Die Erforschung und Erhaltung der Stätten ist der franzö-

sischen archäologischen Mission übertragen, die eine hervorragende Arbeit geleistet hat. Die Funde sind zwischen dem Musée Guimet in Paris und dem Museum in Kabul aufgeteilt. Professor Hackin hat trotz seinen vielen wissenschaftlichen Veröffentlichungen über die Ergebnisse der Ausgrabungen der Mission Zeit gefunden, einen kleinen Führer durch Bamian herauszugeben, aus dem ich die oben in Anführungsstriche gesetzten Ausführungen entnommen habe. (Le Site Archéologique de Bamian, Guide du Visiteur). Am Ende eines Saales, in der rechten Seite einer Nische, zeigt mir Herr Carl die folgenden mit Bleistift eingekritzeltten Sätze:

„If any fool this high samooch explore
Know Charles Masson has been here before.“

„Samooch“ heißt hier eine Grotte.

1835 hat Ch. Masson Bamian aufgesucht und die erste Kunde von den längst vergessenen Stätten verbreitet. Sein wirklicher Name war James Lewis, und ein seltsamer Abenteurer war er dazu, wenn ich nicht irre, desertierte er von der anglo-indischen Armee und unternahm auf eigene Faust eine Entdeckungsreise nach Afghanistan. Die britische Regierung benutzte ihn längere Zeit als ihren geheimen Agenten in Kabul, bis ihn der offizielle Agent Sir A. Burnes ablöste, woraus dann eine große Feindschaft entstand. Masson hatte selbst auf diesen Posten gerechnet und neidete Burnes die Stellung, für die er sich allein geeignet hielt. Nun, ich neide Masson alias Lewis die Berge von bronzenen und silbernen Münzen der baktrischen Zeit, die er damals in Afghanistan hat sammeln können, als sich noch niemand um das alte Zeug kümmerte.

Auf dem Rückweg durch den Basar bietet mir ein Junge etwas zum Kauf an: ein rechteckiges Mosaikplättchen, eine Ecke abgeschlagen, das auf grünem Grund einen erhabenen Elefanten zeigt, ersichtlich aus mohammedanischer Zeit, ein bescheidenes Stückchen, das der Zerstörung durch den finsternen Mongolen entgangen ist, dazu einige guterhaltene Kupfermünzen des Khanischka. Die Stücke wandern in meine Sammlung.

Unter dem Hügel, auf dem das Hotel steht, liegt die von Dschingis Chan zerstörte Stadt Schahr i Gholghola begraben. Zur linken Hand erhebt sich ein anderer Hügel, der noch die Reste der alten Zitadelle nebst Burgstadt trägt. Ich kletterte hinauf in das enge Gewirr der Lehmruinen, die mir nichts Besonderes sagen. Lohnend ist der weite Blick über die Täler von Bamian, Foladi und Kakrak, über das Ruinenfeld zu meinen Füßen.

Nach Kakrak muß ich reiten, da der Weg nur ein Maultierpfad ist. Dort sind ebenfalls Grotten um einen Buddha von zehn Meter Höhe aus dem Felsen geschlagen. Die Figur ist recht mitgenommen, das über beide Schultern geschlagene Gewand aus Stuck besitzt nur noch einige Falten. Die Stuckmedaillons aus der Nische sind abgelöst und in die Museen gewandert, im Museum von Kabul sah ich sie ja bereits wenige Tage nach meiner Einreise in das Land.

Eine Grotte nennt sich Tchyl Sütun, Grotte der vierzig Säulen, wobei zu bemerken ist, daß die Zahl vierzig bei mohammedanischen Bezeichnungen ebenso beliebt ist wie der Sagenheld Rustem im Volksmund, die Zahl besagt also durchaus nichts. Der Weg führt zurück über den Bamianfluß — mit Auto —, das linke Ufer hinauf, Richtung gen Westen zum Paß von Ak Robot, bis man, nach kaum zwanzig Minuten, in eine Schlucht abbiegen muß, die in die Grotte einmündet. Herr Carl hatte mich bereits vorbereitet, daß bei weitem nicht vierzig Pfeiler in der Grotte stehen und daß es sich um eine natürliche Höhle handelt, die wahrscheinlich eine vorgeschichtliche menschliche Wohnstätte ist. Die in Haufen herumliegenden Knochen von Kamelen und Hammeln sind jedoch allerneuester Zeit und völlig prosaischer Herkunft.

Bei meinen späteren Aufenthalten in Bamian habe ich größere Ausflüge von hier unternommen, wozu sich das Tal wegen seiner hohen Lage mitten in der Gebirgswelt besonders eignet. Unvergeßlich bleiben die Ritte auf den alten Karawanenwegen nach Norden und Süden. Bis zum Paß von Ak Robot (weißes Karawanserei) konnte ich bereits mit dem Wagen fahren. Unübertroffen ist der gewaltige Ausblick von seiner Höhe, 3100 Meter, auf die Schneeketten des Kuh-i-Baba-Gebirges.

Von hier führt der Maultierpfad über den Zahnbrecher- und den schwarzen Paß (Kara Kotal) nach Haibak, wo er die Autostraße nach Mazar trifft. Burnes zog 1832 diesen Weg nach Buchara.

Bevor die Paßhöhe von Ak Robot erreicht wird, zweigt der im Ausbau befindliche Weg nach Bend i Emir ab, der noch über drei weitere Pässe führt, die mit Maultier oder Pferd weder beschwerlich sind noch übrigens mehr als fünf Stunden in Anspruch nehmen. Der Wanderer ist überrascht, sich vor einer Kette hoher und klarer Bergseen zu befinden, die von der Natur hier eingekesselt wurden. Das Volk gibt den natürlichen Staudämmen, welche den Abfluß verhindern, eine sagenhafte Entstehung, die bis auf den Kalifen Ali zurückgeht. Wir sind hier im Gebiet der schiitischen Hezarehs, und daher muß Ali an diesem Wunderwerk beteiligt sein. Fünf Seen, die miteinander durch natürliche Abflüsse verbunden sind, bilden den Bend i Emir, der ungeachtet seiner Benennung nicht der Staudamm eines Herrschers ist. Frisch ist die Luft, klar das Wasser, in dem die Schuppen der Forellen glitzern, blau spiegelt sich der Himmel im See wider, und in der Nähe steht verträumt eine kleine, weiße Moschee des Hazrat Ali. Die Hezarehs fangen die Forellen für mich, es sind also keine heiligen Fische, wie ich aus anderen Erfahrungen heraus schon gefürchtet hatte.

Über das Ghorband-Tal an den Pändjirfluß

Wir müssen beim Abschied aus Bamian das Tal wieder zurückfahren, da wir seitwärts abgebogen waren. Nach einer Viertelstunde grüßen von rechts, auf der Höhe jenseits des Flusses, die Ruinen der Stadt Schahr i Zohak, und die Feder wird müde, immer zu schreiben, daß Dschingis Chan sie vernichtet hat. Burnes stieg über die Ruinen in das Tal von Bamian hinab, auf dem Wege von Kabul, den Kabulfluß aufwärts bis zu seiner Quelle in Sar Tscheschme, über die Pässe von Unai, Hadjigak und Kalu. In Sar Tscheschme, da sind heilige Fische in einem natürlichen Becken, die niemand anrührt, da ihn

sonst ein Fluch träfe. Schiiten wallfahren dorthin, weil Ali die Stätte besucht haben soll, natürlich war er ebensowenig dort, wie er in Mazar begraben ist.

Die Festung des Königs Zohak beherrschte den Zugang zum Kalu-Paß und damit den damaligen Weg nach Kabul, so daß die Zerstörung durch den Mongolen sich an einem würdigen Objekt vollzog. Unterhalb der Bergfeste mündet der Kalu-Wildbach in das Bamianflüßchen. Wie die Ruinen einer rheinischen Ritterburg krönen die nackten Mauern der alten Feste die grimme Bergwand, und die Sonne überflutet die Szenerie mit einem tiefen Rötlichbraun, das plötzlich aufglüht. Auf einer anderen Reise ließ ich hier halten, um den Fluß zu Pferde zu durchschreiten, und dann erklimm ich die steile Wand bis zu den Ruinen, die sich hoch den Abhang hinaufziehen. Zohak hatte Burg und Stadt gut befestigt, es muß eine mächtige Anlage gewesen sein, die auch ansehnliche Speicher für die Aufnahme der Getreidevorräte aufwies. Eine kunstvolle Leitung versah die Stadt mit Wasser. Nun ist alles ausgebrannt, verdorrt und verlassen.

Die Felsspalte, die den Einlaß in das Der i Shikari gewährt, bleibt zur Linken liegen, wir steigen und verschwinden in einer anderen Felslücke, der Enge von Shumbol, durch die ein Bächlein von der Höhe des Shybar-Passes uns entgegenrollt. Zu beiden Seiten türmen sich die steilen Felswände auf, hart ist das Bild der Landschaft. Kurz währt die Durchfahrt, und nach einigen langen Windungen halten wir auf dem breiten und kahlen Sattel des Shybar. Nur 500 Meter sind wir gestiegen, um von Bamian die Höhe von dreitausend zu erreichen. Wir sind auf der Wasserscheide zwischen den Stromgebieten des Indus und des Oxus, auf der Brücke zwischen Hindukusch und Kuh i Baba. Fast bis zum Sattel zogen sich Felder hinauf, die Weizen mit kaum zwei Hand hohen Halmen trugen. An der windgeschützten Seite steht ein ummauerter Gutshof. Nur Ketten und Wellen von Bergen sieht das Auge ringsherum.

In steileren Kurven geht es bergab zum Kopfbende des Ghorband-Tales, wo ein Robat die Karawanen erwartet, die Auf- und Abstieg ermüdet haben. Drei Stunden schlängeln wir uns durch

das Tal, stets begleitet von dem Ghorbandfluß, der zusehends anschwillt und sein Bett verbreitert. Dreimal müssen wir ihn auf Brücken kreuzen. Der Eindruck der vielen Pässe, Schluchten, der kahlen Bergwände, war so nachhaltend, daß das Tal lieblich und freundlich erscheint, obwohl manchmal die schwarzen Schatten der Bergketten näher zum Fluß drängen. Fruchtbar ist das Tal, bewohnt und bestellt.

Nach dem Verlassen des Tales biege ich zu dem Städtchen Djebel i Saradj ab, um einen Landsmann zu begrüßen, der in der höher gelegenen Zitadelle haust. Er baut eine von Deutschland gelieferte Baumwollspinnerei und -weberei auf, und bald wird er nicht mehr allein sein. Ihm leistet dann eine kleine Schar deutscher Werkmeister — mit ihren Frauen — Gesellschaft, die das Werk vollenden und betreiben. Wir gehen gemeinsam den brausenden Salangfluß aufwärts bis zu dem kleinen Elektrizitätswerk, das Kabul mit Strom und Licht versorgt. Ungenügend und veraltet ist die Anlage, die vor dreißig Jahren der Emir Habibullah mit amerikanischen Maschinen errichten ließ. Noch eine weitere Spanne Zeit und Arbeit, und dann wird im Wardak-Tal das große Kraftwerk der Firma Siemens in Angriff genommen werden.

Amanullah legte am Salang eine Autostraße an, die Kabul mit Mazar verband, doch die Fluten sprengten Straße und Brücken.

Wie so ganz anders wird der Eindruck, wenn der Reisende von den großen Landstraßen abbiegt und die Seitentäler aufsucht. Auf einmal ist die Leere, die trostlose Einförmigkeit, die Dürre, der Staub verschwunden, jetzt rauschen Bäche, Bäume breiten ihren Schatten aus, die Wiesen grünen, und Menschen bestellen fruchtbare Felder, fleißige Menschen sind es, die sorgsam jedes Fleckchen des oft so schmalen Bodens der Talsohle zwischen Abhang und Bach bebauen. Immer wieder überrascht der plötzliche Wechsel zwischen Dürre und Wasser, zwischen Mangel und Üppigkeit.

Und wie einfach lebt das Volk! Unentbehrlich ist das flache Fladenbrot, aber nicht immer ist Weizen vorhanden, dann muß das Mehl der Gerste, der Hirse, der Bohne oder der getrockneten

Maulbeere aushelfen. Dazu genießt der Afghane die Früchte seines Landes, Weintrauben, vornehmlich, Melonen, Gurken, Rhabarber, auch Tomaten, Maulbeeren. Reis ist schon teurer, da er nur in einigen Landstrichen angebaut wird. Der Pilaw aus Reis und Hammelfleisch ist ein Gericht, das sich der einfache Mann nur selten leisten kann, wie Fleisch überhaupt. Käse, Milch und Joghurt sind ihm erreichbarer. Dazu trinkt er das Wasser der Flüsse, der Djuis, kühlt es mit dem Schnee der Berge und süßt es mit Fruchtsäften. Tee, der eingeführt werden muß, ist das beliebte warme Getränk für den, der es sich leisten kann.

Nun ist Tcharikar erreicht am Kopfende der breiten und langen Ebene von Kuh i Daman, die bis nach Kabul hinabreicht. Auch diese Stadt, die der Sitz eines Hakim höheren Grades ist, wird zur Zeit eingerissen und umgebaut. Der Basar ist fertig, jedoch nur teilweise bezogen. Vielleicht ist die Stadt das Alexandrien des Kaukasus, das der große Mazedonier anlegen ließ, auf jeden Fall steht sie auf altem geschichtlichem Boden, was die mannigfach hier gefundenen Münzen aus griechischer und griechisch-baktrischer Zeit beweisen, wenn auch sonst nichts an das Alter erinnert. Im Rücken der Stadt dehnen sich riesige Wälder von Maulbeerbäumen aus. Die Ebene von Kuh i Daman liegt eingezwängt in der Zange der Berge. Mit den umgebenden Bergen bildet sie die Landschaft Kuhistan, und die Wildheit ihrer Bevölkerung mußte bis in die neueste Zeit hinein gebändigt werden. Der „Sohn des Wasserträgers“ war ja ein Kuhistani, und es läßt sich schwer einsehen, daß diese so trotzig Menschen ebenfalls Tadjiken sind wie die friedlichen Bewohner von Kabul. Also hier in Kuhistan ist die Heimat des Räuberkönigs Batcha Sakkao, der von den Bergen zur Linken herunterzog, mit einigen hundert Leuten, um in Kabul einen Thron zu erobern. Nichts befähigte ihn hierzu, weder Herkunft noch Besitz noch Bildung, er konnte weder lesen noch schreiben, sein Vater übte den nützlichen Beruf eines Wasserträgers aus, doch er selbst war wegen seiner Raubtaten seit langem geächtet. Nur den Willen besaß er, die Entschlossenheit, mit allen Mitteln im trüben zu fischen, als die Zeiten unruhig wurden

und die Macht des Königs Amanullah ins Wanken geriet. Unter seinen engeren Landsleuten fand er Kerle ähnlichen Schlages, die gern bereit waren, zu rauben und zu morden. Der Räuber, dem nie ein Gewissen schlug, proklamierte sich als den Schützer der islamischen Religion, die Amanullah mißachtet hatte, die Geistlichen und die Unzufriedenen jeder Art erklärten sich für ihn, und bald hatte er sein Spiel gewonnen. Was Kabul allerdings dann erlebte, dürfte später kaum von der roten Schreckenszeit in Madrid übertroffen worden sein. Der Räuber mordete mit Vergnügen und mit Methode.

Vor dem Abend brauche ich nicht in Kabul zu sein, das zwei Autostunden entfernt ist, so daß ich einen Abstecher in das Dorf Gulbehar machen kann, zu dem von Tcharikar eine schattige Allee hingeleitet. „Die Blume des Frühlings“ liegt am Pändjir, der nach einem langen Lauf endlich aus dem Gebirge durchbricht und die Ebene erreicht. Eine Holzbrücke führt über einen kleinen Zufluß in das Dorf, das sich zwischen den beiden Flüssen ausbreitet, im Schatten der Bäume. Weiden umsäumen den gewundenen Lauf des ersten Flübchens, über dessen Ufer auf der anderen Seite die Häuser ihre Balkone hängen. Lebhaft geht es im Basar zu, die Menschen hocken in Scharen in den primitiven Cafés.

Rauschend entquillt der wilde Pändjir der Lücke in den Felsen und braust über Blöcke und Steine. Keine Straße führt stromauf, denn zu eng ist die Talsohle. Ein Maultierpfad hat gerade Platz, muß jedoch später hoch die Bergwände der Schlucht hinaufklettern. Bergtadjiken bewohnen das Tal der Länge nach, sie finden sich auch in den zahlreichen Seitentälern. Hoch liegt die Quelle des wilden Baches, auf dem Ändjuman-Paß, 4225 Meter, zu dem ich später, sozusagen, auch in Beziehung treten werde. Auf mein Ersuchen gestattet die Regierung, daß sich dort vorübergehend eine deutsche meteorologische Station niederläßt, um die Windverhältnisse für die geplante Luftlinie Berlin—Kabul—China zu studieren. Die beiden deutschen Wetterforscher werden dann im Winter ein recht einsames Leben in den selbst gebauten Steinhütten führen. Rudel von Steinböcken und Bergziegen kreuzen den Paß,

Einige hundert Meter flußabwärts von Gulbehar habe ich oft am Ufer des reißenden Pändjir gesessen, im Schatten eines Heiligengrabmales, in dessen Vorhalle ich mich ruhig niederetzen durfte. Der Molla lud mich hierzu freundlichst ein. Gern machen die Kabulis Ausflüge nach Gulbehar und an den Pändjir, um Wasser, Grün und Schatten zu genießen, besonders im Frühjahr, wenn die Tulpen blühen. Über den Pändjir leitet eine eiserne Brücke auf das andere Ufer, doch führt die wundervoll breite und schattige Allee nicht weit, plötzlich bricht sie ab und wird ein Pfad. Jedoch schon vorher biegt der Reisende nach links ab, um den Besuch einer von der Volkssage seit Jahrhunderten ausgeschmückten Stätte lokaler Berühmtheit nicht zu versäumen, den Reg i Ravan, den „singenden Sand“. Schon von der Chaussee sieht man auf den Bergen zur Linken auf einmal einen hellen von oben den Abhang nach unten durchziehenden Streifen. In der Nähe ist das kleine Grabmal des Heiligen Abdu Hanifa, das Ziaret. Tatsächlich hat sich über den Abhang des sonst steinigen Berges eine Düne aus feinstem Strandsand gelegt, und die Volksüberlieferung will, daß der Sand am Tage singt. Schon Kaiser Baber erwähnt die Sage in seinen Erinnerungen: „Man sagt, im Sommer höre man den Klang von Trommeln und Pfeifen aus dem Sande.“ Burnes, Wood, überhaupt wer auch immer in Kabul war, begab sich hierher und ließ sich die Geschichten von dem fabelhaften Sand erzählen, der nachts den Berg hinaufwandert, tags wieder unter Singen und Tönen den Weg zurückgeht. Es ist klar, daß dieser unvermittelte Sandstreifen, der etwa dreißig Meter oben breit sein mag bei einer Höhe von einhundertfünfzig, die allgemeine Verwunderung erregt hat. Hier weht öfters ein scharfer Wind, der den feinen Sand zur Höhe hinauftreibt — man sieht dies an den vom Wind geneigten und an der Windseite kahlen Bäumen — und, ruht der Wind, dann rieselt der Sand wieder hinab, wobei denn wohl manchmal ein feines Klingen ertönt. Jetzt blieb der Sand allerdings stumm und unbeweglich.

Auf dem rechten Ufer des Pändjir, etwa dort, wo er sich mit dem Ghorband vereinigt, in der Ebene von Begram, sollen sich die Reste der uralten Stadt Kapischa befinden, vergraben unter

der Erde. Plinius erwähnt, daß Cyrus sie einmal zerstört habe, in der buddhistischen Zeit wird sie neben Taxila die zweite Hauptstadt des indoskythischen Reiches, und der chinesische Pilger Hiuan Tsang hat auch über sie berichtet. Er beschreibt die Macht des frommen Königs, der über zehn andere Königreiche herrschte; gegen hundert Klöster mit sechstausend Mönchen, Dutzende von Tempeln zählte die Stadt. Tausend Fanatiker lebten auch dort, nach seiner Beschreibung wohl die Vorläufer der Fakire des heutigen Indiens, denn sie waren teils nackt und bestrichen den Körper mit Asche, oder sie legten um den Kopf Rosenkränze aus Schädelknochen.

Nach dem arabischen Einfall verschwindet die einst so hochberühmte Stadt aus der Geschichte, aus dem Gedächtnis und auch von der Oberfläche. Niemand hat bisher die Ursache und die Zeit ihres Endes erforscht, wir wissen auch nicht, ob sie zerstört oder einfach verlassen wurde. Bauern bestellen hier die Äcker, Dutzende von Djuis durchziehen den fruchtbaren Boden, denn Wasser fließt so reichlich, die Bäume der Maulbeeren bilden wahre Wälder. Masson alias Lewis fand hier Haufen von Münzen, und noch dem Leutnant Wood brachten Bauernjungen, die kaum eine halbe Stunde gebuddelt hatten, eine Handvoll von Kupferstücken. Mir gelang nur ein einziger Fund in der Hand eines Mannes, der etwas vom Boden aufgenommen zu haben schien; gern trat er mir für einen Afghani eine schöne Silbermünze des Königs Eukratides ab.

Nun hat die französische archäologische Mission hier ihre Zelte aufgeschlagen, um den Schleier der Vergessenheit zu heben.

Drüben jenseits des wilden Flusses, in den Bergen, die das dunkle Kafiristan abschließen, gibt es noch manche Täler mit rauschenden Bächen. Als ich zwei Jahre später in Berlin erkrankte und nicht mehr nach Afghanistan zurückkehren konnte, lud der Premierminister meine scheidende Frau zum Abschied ein, hier in einem Seitental ein „camping“ zu verbringen, um zum letztenmal die Wunder der Bergwelt Afghanistans zu genießen. Diesen Eindruck sollte sie aus dem Lande in die Heimat mitnehmen, nicht die Erinnerung an die staubige

Landstraße nach Peshawar, nicht die Erinnerung an Dürre, trostlose Verlassenheit, sondern an Wasser, Grün und Leben. Der königliche Hof stellte Zelte auf, Wohn-, Schlaf-, Bade-, Küchen- und Dienerzelte, Köche und Diener hielten sich bereit, und eine Abteilung der Garde bezog die Wache. Glückliche Tage verlebte meine Frau dort allein mit einer deutschen Freundin aus Kabul. Die Soldaten führten sie über Wildbäche und Wiesen, durch schattige Haine zu grünen Feldern, sie pflückten ihr Sträuße von Edelweiß. Abends kamen die Bewohner aus den Bergdörfern, zündeten ein Feuer an, sangen und tanzten zu ihrer schwermütigen Musik die Tänze ihrer Heimat.

Istalif

Ein lebhafter Verkehr herrscht auf der breiten Chaussee von Tcharikar nach Kabul, stickige Staubwolken werden von den Lorries aufgewirbelt. Doch der Eindruck trügt, als ob die Ebene von Kuh i Daman eine öde Lehmwüste sei, denn jetzt ist Oktober, und die Felder sind abgeerntet. Im Frühling grünen die bestellten Äcker, und Millionen roter Tulpen leuchten zwischen den Halmen hervor. Zum Geburtstag des Führers, dem 20. April, konnte ich regelmäßig die Gesandtschaft mit tausenden Tulpen aus Gulbehar und Istalif schmücken. Manche Wiesen auf den Abhängen wurden rot von der Pracht der Tulpen gedeckt. Nur jetzt ist die Erde dürr und gesprungen.

Hebe ich den Blick durch den leichten Dunst zu den Bergen an beiden Seiten, dann erscheinen in der Ferne die Ketten der Baumgipfel, in deren Schatten sich die Dörfer folgen. Zur Rechten liegt Istalif, das ich an einem weißen Flecken in dem Grün erkenne, die Villa des Kommandeurs der Luftwaffe leuchtet hervor. So oft ich in Istalif war, öffneten sich mir die Tore zu einem Garten, in dem ich mich niederlassen konnte.

Charles Masson-Lewis sagte: Istalif sehen und sterben. „Keine geschriebene Schilderung kann dieser lieblichen und entzückenden Landschaft gerecht werden“, schreibt der leicht entzündliche Burnes. Doch hören wir noch Kaiser Baber, der drei-

hundert Jahre früher seine Erinnerungen schrieb: „Wenige Orte besitzen einen Platz, der es mit Istalif aufnehmen kann. Ein großer Fluß durchläuft ihn, auf jedem Ufer liegen grüne, freundliche und wundervolle Gärten. Das Wasser des Baches ist so kalt, daß man es nicht mit Eis zu kühlen braucht. In diesem Ort gibt es einen Garten, genannt Bagh e kalan oder der große Garten, den sich Ulugh Beg Mirza aneignete. Ich bezahlte dem Eigentümer den Preis und erhielt den Besitz. An der äußeren Seite des Gartens stehen hohe und wundervoll breite Platanen, und unter ihrem Schatten finden sich prächtige Rastplätze.“

Viele Plätze habe ich in Afghanistan lieb gewonnen: den klassischen Mogulgarten in Nimla, den Baberpark bei Kabul, die Villa Bibi Churd am Terrassengarten in Paghman, den Garten meiner Seele in Taschkurghan, den Märchenhof der Ark in Kandahar, das stille Zialet am rauschenden Pändjir, das Tal von Bamian, mit den majestätischen Kolossalfiguren, die Quelle des Kabulflusses bei Ser Tscheschme, und viele andere mehr, aber wenn ich wählen sollte, die Wahl fiel auf Istalif. Ein leidlicher Fahrweg biegt nach rechts von der Chaussee ab, und am Fuße der Berge geht es in einem großen Bogen zum Ort. Bevor wir hineinfahren, halten wir zur rechten Hand vor einem Portal, das in den Garten des Kaisers Baber führt, soweit er noch erhalten ist.

Es ist, als ob eine wuchtige Mole von der Flanke des Gebirges senkrecht in die Ebene von Kuh i Daman hineinragt. In der Mitte stehen die uralten, mächtigen Platanen, die ihre riesigen Kronen über die Rasenbänke rund um den Stämmen ausbreiten. Das Wasser rauscht in sauber eingefassten Kanälen, die teils verdeckt, teils offen angelegt sind. Am Ende der Promenade spiegelt sich eine gewaltige Platane in dem klaren Wasser eines viereckigen Beckens. Die Chrysanthemen, Petunien und Astern blühen, an die rechte Seite des Vorsprungs schmiegen sich Weingärten an, im Hintergrund ragen Walnußbäume empor, und geradeaus schweift der Blick über die weite Ebene von Kuh i Daman bis zu den dunklen Bergen im Osten. Noch blinken nur winzige Schneetupfen auf den zackigen Graten, Pändjir und



Nationalfest. Der König (am Obelisk) spricht
Rechts: Der Premierminister



Die Parade



Das „Buzkashi“

Ghorband bleiben durch den Gürtel der Bäume verborgen, aber ich glaube die Hügel zu erkennen, die Kapischa bedecken.

Hier saß Baber oft, er schwenkte den Becher in froher Zecher Runde, wie er mit naiver Offenheit in seinen Memoiren zugibt.

Zur Linken trennt eine tiefe Schlucht den Vorsprung von dem Ort, dessen Häuser in Terrassen von der Talsohle den Abhang hinaufklettern. Grün ist der Kessel der Schlucht, in die der Bach von den Bergen herunterstürzt und über Blöcke und Felsen rollt. Die Kronen der Maulbeerbäume berühren sich, Garten grenzt an Garten.

Ein Fahrweg führt am Rande der tief unten bleibenden Schlucht in den Ort, jedoch nur hundert Schritte, dann geht es nur zu Fuß weiter. Gassen kann man die schmalen Lücken zwischen den Mauern der Gärten und Häuser kaum nennen, es sind mehr die trockenen Betten der Sturzbäche, die hier Geröll und Steine abluden. Mir kommt es vor, als ob die Istalifioten geschäftiger sind als andere; sie spinnen, klopfen die Schafwolle, kneten den Filz für Teppiche, hobeln, tischlern, sie drehen den Ton mit dem bloßen Fuß auf der Töpferscheibe. Hier ist eine der wenigen Stätten, wo es noch ein bodenständiges Handwerk gibt. Die Töpferwaren aus Istalif haben einen guten Ruf im Lande. Die schnell und geschickt gedrehten Formen werden in einfachen Öfen aus Lehmziegeln im Feuer des Bergestrüpps gebrannt, sie sind glasiert, mit bunten Mustern, hellblau, auch braun. Vasen, Schüsseln, Töpfe, Leuchter auf breitem Teller mit gedrehtem langem Hals fertigen sie an. Es ist echte, alte Bauernkunst, und es macht nicht viel, daß aus der Glasur der rohe Ton der Ansatzstellen herausschaut. Unwahrscheinlich billig sind die Erzeugnisse.

Auch geschickte Tischler gibt es hier, natürlich nicht für unsere Möbel. Solche braucht man hier nicht, dagegen kleine Schmuckkästen, Truhen, Wiegen aus Eichenholz mit eingeschnitzten Mustern.

Unwillkürlich tritt der Fremde hier vorsichtiger, unauffälliger auf. Gewiß, die Leute sind freundlich, und niemals hatte ich bei meinen zahlreichen Besuchen das geringste Gefühl einer Behelligung, einer feindseligen Einstellung, aber sie sind ab-

geschlossener, selbstbewußter, diese Tadjiken aus Kuhistan. Burnes, der den Ort so liebte, bedauerte ihre zahllosen Blutfehden, den täglichen Streit. Er hat es nicht mehr erlebt, daß die Rachearmee Tcharikar und Istalif — 1842 — von Grund auf zerstörte, plünderte, Zitadelle und die Burgfesten der Großen in Schutt und Asche legte. Zwar wurde die Stadt wieder aufgebaut, jedoch ohne Mauern und Festen. Sie ist ärmlicher und bescheidener aus dem Schutt erstanden. Man spricht über die Frauen von Istalif, über das Leben in den Gärten, doch das sind für uns verschlossene Tore. Vielleicht ist alles gar nicht wahr. Man sprach ja früher auch über die Frauen von Kabul, und hier schienen die Ereignisse während der ersten Besetzung das Gerede zu bestätigen. Es entspannen sich Liebesabenteuer mit den britischen Offizieren, Burnes wurde auch hineinverwickelt, eine Mißstimmung entstand, die viel zu dem plötzlichen Aufstand in Kabul beitrug. Burnes verschuldete seinen Tod selbst, auch unter seinem Dache wohnte eine afghanische Frau. Als vierzig Jahre später die zweite britische Rachearmee in Kabul einrückte, erließ Lord Roberts einen Tagesbefehl, in dem vor der Wiederholung der damaligen Mißgriffe ausdrücklich gewarnt wurde.

Auch Istalif steht auf altem Kulturboden, öfters werden mir hier ausgegrabene Münzen aus der baktrischen Zeit angeboten.

Ein Pfad führt aus der Stadt heraus über die Paßhöhe der Paghmankette in den Talkessel von Paghman auf der anderen Seite. Jetzt ist der Paß verschneit, doch hier im Ort brennt noch die Sonne.

Die Wildrosen blühen weiß an den dichten Büschen, und im Frühling herrscht die rote Tulpe über das Reich der Blumen von Istalif.

Rückkehr nach Kabul

Die Ebene von Kuh i Daman liegt hinter mir, links, auf halber Höhe des kahlen Hügels von Khair Khane grüßt der gedrungene, schwarze Wachturm. Hinter dem Hügel wird Kabul sichtbar.

Aus der Reise nach Herat ist eine Fahrt rund herum im Lande geworden, zwar sah ich nicht ganz Afghanistan, jedoch den

größeren Teil. Das gebirgige Hezarehdjat in Zentralafghanistan habe ich wenigstens gestreift, Seistan im Südwesten, das Gebiet der Wüsten, Salzseen und der vom Sand vergrabenen Ruinenstädte der islamischen Zeit habe ich von Farrah aus umfahren, Badaghschan mit Kunduz und Khanabad blieb östlich von Taschkurghan liegen — die Ju 52 wird das Gebiet zwei Jahre später bis zum Pamir überfliegen — und den Südosten, Ghost, durch das Tal der Loghar, über den Altimurpaß und Ghardez, hatte ich schon früher besucht.

Nun bin ich mit dem Land vertraut geworden, und die alte Erfahrung ist wieder bestätigt: Je näher man ein fremdes Volk kennenlernt, desto tiefer wird das Verständnis, um so höher wächst die Achtung, und ich habe Afghanistan liebgewonnen. Beim Hineinfahren in die Stadt macht Kabul auf mich einen ganz ungewohnten Eindruck, daß ich glaube, in eine europäische Großstadt einzukehren. So sehr war ich daran gewöhnt, afghanische Städte nach Sonnenuntergang im Dunkel und ausgestorben vorzufinden, hier sind die Straßen festlich erleuchtet, Girlanden mit bunten elektrischen Birnen überspannen die Gassen, Teppiche hängen aus den Fenstern, die Menschen drängen sich auf dem großen Platz, und aus den Teehäusern schallt Musik: heute ist der 16. Oktober, der Vorabend des Festes der Errettung des Landes aus dem Griff des Räubers durch König Nadir wird gefeiert, die nächtlichen Verkehrsbeschränkungen sind für heute und morgen abend aufgehoben.

Der staubbedeckte Ford rollt in den Hof der deutschen Gesandtschaft, die nun fertig umgebaut ist. Zwei große Veranden laufen übereinander die Längsseite der Gartenfront entlang, die Räume sind bequemer geworden, und im ersten Stock ist eine richtige Wohnung für mich nebst annehmbaren Repräsentationsräumen entstanden. Im Hof haben 26 Lastkraftwagen Riesenkisten abgeladen, welche die neue Einrichtung enthalten, die im Auswärtigen Amt mit großer Sorgfalt für die Gesandtschaft zusammengestellt worden war. Stilechte Möbel des Potsdamer Rokoko, des Empire, der Biedermeierzeit werden aus den Kisten herausgeholt, dazu Porzellan, Geschirr, Gläser, Silber, eine Kücheneinrichtung und all die Kleinig-

keiten, die für die Führung eines würdigen Haushaltes gebraucht werden.

Nun liegen einige Wochen anstrengender Arbeit vor mir, um die Einrichtung der Gesandtschaft zu leiten, denn bei den unvorgebildeten Kräften gelingt nichts, wenn der Gesandte nicht alles persönlich anordnet und überwacht.

Eine Karte in großem Umschlag erwartet mich: die Einladung des Hofministers zum großen Diplomaten diner heute abend bei Seiner Majestät König Mohammed Zahir Chan im Palais von Dilkuscha.

Kurz vor acht Uhr abends fährt der prächtige Horch aus dem Tor der Gesandtschaft. Nicht im staubigen Reiseanzug, im Frack sitze ich im geschlossenen Wagen, der afghanische Diener in weißer Livree mit goldenen Achselschnüren hat seinen Platz neben dem würdig-ernsten Fahrer, einem indischen Mohammedaner. Er war einmal Leibchauffeur des „Sohnes des Wasserträgers“ gewesen, als dieser Räuber sich dreist „Emir Habibullah“, „Freund Gottes“, nannte; mit dem 1919 ermordeten Emir dieses Namens hatte er dabei nicht das geringste gemeinsam.

Im Garten des hellerleuchteten Palais erweist die Garde in roter Paradeuniform dem Gesandten des Deutschen Reiches die militärische Ehrenbezeugung.

Die Minister sind mit den königlichen Prinzen unter dem Premierminister in der großen Halle versammelt, im Frack oder Generalsuniform, im Schmuck der breiten Ordensbänder und Sterne, nur den Frack des Premierministers zierte weder Band noch Orden, und niemals sah ich ihn eine Dekoration tragen. Die Botschafter und Gesandten, die ohne Damen und ohne ihren Stab eingeladen sind, haben sich in die große Diplomatenuniform geworfen und ihre Auszeichnungen angelegt. Mit dem türkischen und sowjetrussischen Botschafter erscheint auch der deutsche Gesandte in einfachem Frack. Wir sind 34 Gäste.

Die afghanischen und die fremden Herren stellen sich in je einer Reihe auf, nach der Rangordnung, und die Flügeltür öffnet sich für den jungen König, der die Marschallsuniform nebst goldener Ordenskette angelegt hat. Nachdem der Herr-

scher jeden einzelnen mit Handschlag und kurzen Worten begrüßt hat, wird zum Diner gebeten, während vom Hof die Klänge eines Marsches der Kapelle des Gardekorps herüberschallen.

Der Premierminister sitzt dem König gegenüber, die Missionschefs haben ihre Plätze vor den Ministern, jedoch unter jenen, die königliche Prinzen sind.

Lautlos und gewandt wird serviert, es ist durchaus kein luxuriöses Schlemmeressen, wenn es auch eine Reihe von gut zubereiteten Gerichten gibt. Sparsam sind ausländische Gemüsekonserven verwandt, sonst wird aufgetischt, was das Land bietet, auch zwei Gänge Pilaw, mit Fleisch und mit Orangen. Nur Wasser wird auf den Tisch gestellt, weder Wein noch Mineralquelle.

Der König richtet während des Essens nach dem Protokoll das Wort an jeden Missionschef, und dann ist Schweigen.

Der Premierminister spricht über den Tisch Persisch zum König, halblaut in seiner diskreten Art: Seine Exzellenz der deutsche Gesandte ist soeben von einer Rundreise durch Afghanistan zurückgekehrt.

Lebhaft wendet sich König Zahir zu mir, und ich muß erzählen. Noch stehe ich völlig unter dem Eindruck des Vielen, das ich in diesen drei Wochen gesehen habe, unter dem Eindruck der Dankbarkeit für die überall so reichlich gewährte Hilfe und Gastfreundschaft. Der König hört sehr aufmerksam zu, er freut sich, daß ich diese Reise so gänzlich ohne jede Störung, ohne jeden Zwischenfall habe ausführen können. Auch sein verstorbener Vater, König Nadir, war oft im Land herumgereist, durch Badaghschan bis tief in den afghanischen Pamir, und er hat hierüber eine Beschreibung in Persisch veröffentlicht. Nur der junge König war noch nicht weit herumgekommen, er kennt weder Herat noch Taschkurghan.

Der König schlägt vor, noch etwas bei einer weiteren Tasse Kaffee zu verweilen, es werden Zigarren und Zigaretten herumgereicht. Schließlich erhebt er sich, denn in der ersten Etage warten die anderen höchsten Beamten und Offiziere mit den übrigen männlichen Mitgliedern des Diplomatischen Korps

nebst einigen der höheren ausländischen Angestellten. Kurz geht der König die Reihen durch und verläßt den Saal. Der Empfang verlängert sich in seiner Abwesenheit, die Gäste bedienen sich an einem riesigen kalten Büfett. Auch hier gibt es keine geistigen Getränke, außer Wasser nur Tee und Kaffee.

Das Diplomatische Korps verabschiedet sich, nachdem der Doyen den Anfang gemacht hat, wir verlassen das Palais entsprechend unserer Rangordnung.

Kabul feiert noch, ohne Lärm, zumal die „geistige“ Anregung fehlt. Nur die Frauen sind schon völlig verschwunden.

DRITTER THEIL

LAND UND LEUTE

Das Djäschenfest

Das achttägige Djäschenfest feiert die Erringung der außenpolitischen Unabhängigkeit des Königreiches Afghanistan. Die Unabhängigkeit wurde errungen und erfochten gegen England. Da das Fest nach dem mohammedanischen Kalender, der auf dem Mondjahr aufgebaut ist, errechnet wird, wechselt die Zeit, in die es fällt. Während meiner Amtstätigkeit wurde der Beginn auf ungefähr Mitte August festgesetzt.

Als nach dem ersten ergebnislosen englisch-afghanischen Krieg der Emir Dost Mohammed aus dem englischen Exil in Kalkutta zurückgerufen und zum zweitenmal auf den Thron in Kabul gesetzt wurde, band ihn keine Beschränkung. Die Briten überließen Afghanistan sich selbst, wie sie es früher getan hatten. Jedoch mußte der Emir, der Ahnherr der neuen Dynastie, seine Herrschaft befestigen und Afghanistan wieder einigen. Er gab die Hoffnung auf, die verlorenen indischen Besitzungen zurückzugewinnen, denn die britische Ausbreitung in Indien ging unaufhaltsam vorwärts. An die Stelle des Sikh, der sich das afghanische Indien mit Peshawar und Kaschmir angeeignet hatte, war England getreten. Für die Afghanen blieb es aussichtslos, um Indien mit England zu kämpfen, zumal das eigene Land selbst sich durchaus nicht in seinem vollen Umfang der Regierung in Kabul unterwarf. Hezarehs und Usbeken mußten eingegliedert werden, und Persien trat als der gefährliche Nachbar auf, der Herat bedrohte. Diese Umstände bewogen Dost Mohammed, sich England zu nähern, zumal beide Teile zwangsläufig die Gemeinsamkeit ihrer außenpolitischen Ziele feststellten. Dost Mohammed mußte den Westen des Landes mit Herat gegen die Perser schützen, und die Briten wollten dem Vormarsch Moskaus über das russophile Persien nach Indien über Afghanistan einen Halt gebieten. Folglich sollte Herat afghanisch bleiben und die Unversehrtheit des afghanischen Landes von den Nach-

barn, Persien und Rußland, geachtet werden. Afghanistan wurde der Schutzwall Indiens. Für die britische Hilfe, die auch in jährlichen Subsidien gewährt wurde, verpflichtete sich der Emir, mit keiner fremden Macht außenpolitische Beziehungen zu unterhalten, damit kein dritter Staat in Kabul einen Einfluß erlangte, der dem britischen Interesse in Indien gefährlich werden könnte. Im gemeinsamen britisch-afghanischen Vorteil bestätigte der Emir einen Zustand, der ihm belanglos erscheinen mußte, da kein Herrscher vor ihm jemals zu einer anderen Macht in Verbindung getreten war als mit England. Er gab nichts auf, was er jemals besessen hätte. Im Innern blieb er unabhängig, und nach außen wurde er von der britischen Macht geschützt.

Die Verträge erbten sich fort, weil das Interesse des jeweiligen Herrschers in Kabul das gleiche blieb, nämlich, die eigene Macht im Innern zu festigen. Unter diesen Umständen konnte eine außenpolitische Initiative nicht in Kabul aufkommen.

1878 befürchtete Rußland aus Anlaß der türkischen Niederlage Verwicklungen mit England und spielte mit dem Gedanken eines Einfalls in Indien, der jedoch bald fallengelassen wurde, da Bismarck auf dem Berliner Kongreß als ehrlicher Makler die türkischen Streitpunkte in Ordnung brachte. Trotzdem ging in diesem Jahre eine russische Gesandtschaft unter General Stoletof nach Kabul an den Hof des Emirs Shir Ali ab, die eigentlich gar nicht von der russischen Regierung, sondern vielmehr lediglich von dem Generalgouverneur in Taschkend bevollmächtigt war. Die für russische Verhältnisse erstaunlich offene Reisebeschreibung des Gesandtschaftsarztes Dr. Jaworskij läßt mit vollster Deutlichkeit erkennen, daß die Gesandtschaft überhaupt kein Ziel verfolgte und über ihren Zweck im unklaren war. Die britische Regierung nahm den Vorfall zum Anlaß, in Afghanistan einzufallen, Shir Ali flüchtete aus Kabul und starb in Mazar i Sherif, ohne daß Rußland sich irgendwie um die afghanischen Dinge kümmerte, nachdem die Gesandtschaft überstürzt das Land verlassen hatte. Aus den Wirren ging Abdurrahman als Emir hervor; bis dahin hatte er in Samarkand als politischer Flüchtling gelebt, und dort kam auch sein Sohn

und Nachfolger Habibullah zur Welt. Beide ließen die Dinge beim alten, verzichteten auf eine Außenpolitik, und Afghanistan blieb die Barriere Indiens gegen Rußland, ein im Innern gegen jede Macht, auch gegen England, abgesperrtes Land.

Am 20. Februar 1919 wurde Habibullah ermordet, am folgenden Tag erklärte Amanullah sich zum unabhängigen König und löste die vertragliche Bindung an England, auch schritt er zum Krieg. Die Folgerichtigkeit seines Vorgehens verdient wirkliche Bewunderung, denn für Afghanistan eröffnete sich tatsächlich nur dieser einzige Ausweg, wenn das Land weder weiter abgeschlossen und rückständig bleiben noch zu einem indischen Vasallenstaat heruntersinken wollte. Die Erringung der außenpolitischen Freiheit war die Vorbedingung für den Aufbau des Landes, sonst hätte England das Privileg gehabt, das Maß des Aufbaus eigenmächtig zu bestimmen, ihn selbst in die eigene Hand zu nehmen und sich auch im Innern des Landes den ausschlaggebenden Einfluß zu sichern. Mit der Unabhängigkeit des Landes wäre es dann zu Ende gewesen. Dem König war völlig klar, daß der neue Weg nur mit der Waffe in der Hand beschritten werden konnte, und er schätzte die Lage richtig dahin ein, daß das siegreiche England des Weltkrieges jede annehmbare Lösung einem schwierigen und dem Ausgang nach unsicheren Kriegszug nach Afghanistan vorziehen würde. Ungeachtet eines militärischen Erfolges zeigte sich die britische Regierung sofort zum Frieden auf der Basis der völligen Unabhängigkeit und der Anerkennung des Königreiches Afghanistan bereit. Deutschland hatte den Briten den größten Dienst erwiesen: die Niederschlagung des russischen Verbündeten, der Jahrzehnte in Asien ungefährlich geworden war. England brauchte Afghanistan nicht mehr als Schutzwall für Indien gegen Moskau, und so wurde Afghanistan frei. Fünfhundert afghanische Soldaten waren bei dem Sturm auf den Khyber-Paß gefallen, sie haben mit ihrem Blut die Freiheit erkämpft.

Der Vorfriede von Rawalpindi stellte am 8. August 1919 den Zustand des Friedens wieder her, bestätigte die alte Grenze und sah die endgültigen Verhandlungen vor. „Um das Mißvergnügen der Regierung Seiner Britischen Majestät zu kenn-

zeichnen“, wird die Zahlung der früheren Jahressubsidien eingestellt und die Erlaubnis zur Durchfuhr von Waffen über Indien zurückgezogen. Die afghanischen Unterhändler haben wohl mit stillem Lächeln diese Artikel unterschrieben, denn das Land wollte ja nicht mehr die Freiheit nach außen für Geld verkaufen, und die Waffen konnten auch über Rußland eingeführt werden. Der am 22. November 1922 in Kabul geschlossene endgültige Friede erkennt die vollständige Unabhängigkeit des Landes im Innern und nach außen an, beide Länder werden die diplomatischen Beziehungen aufnehmen und gegenseitig Gesandtschaften einrichten, und England gestattet wieder die Durchfuhr der Waffen über Indien. Diese Ereignisse wurden in Europa wenig vermerkt, das größere Interesse konzentrierte sich um die türkischen Vorgänge, als Mustafa Kemal zum Kampf gegen den Frieden von Sèvres und für die Freiheit aufrief; auch er stellte die englische Kriegsmüdigkeit als den wesentlichsten Faktor in seine Rechnung ein.

Afghanistan ist das erste Land, das die Briten nach dem gewonnenen Weltkrieg freigaben, weil sie einen weiteren Kampf scheuten, insbesondere nach den beiden früheren Erfahrungen, zumal die Türkei noch vom Lärm der Waffen widerhallte, die Unruhe in Indien sich verstärkte und die mehr als sieben Millionen indischer Mohammedaner mit immer steigendem Nachdruck für die Freiheit der islamischen Mächte eintraten. England beeilte sich, die Brandfackel durch Nachgiebigkeit auszulöschen, wenn auch mit „Mißvergnügen“, das zwar verständlich erscheint, jedoch kaum in Rawalpindi schriftlich zum Ausdruck gebracht zu werden brauchte.

Den orientalischen Staaten hat Afghanistan den Weg der Freiheit geebnet, die Türkei, der Iran folgten und, in viel bescheidenerem Umfang, Ägypten und der Irak.

Mit Recht und mit Stolz feiert die afghanische Nation alljährlich den Geburtstag der Freiheit.

Es ist ein wahres Volksfest, die Afghanen sollen nicht nur des großen geschichtlichen Ereignisses gedenken, sie sollen auch feiern, sich belustigen. Die Büros der Regierung bleiben eine

Woche geschlossen, jeder Afghane hat für diese Zeit Ferien von der Arbeit.

Auf der großen Festwiese werden Buden aufgebaut, und es beginnt ein Jahrmarktstreiben. Aus der Umgebung, vom Lande, von weit her strömen die Menschen nach Kabul. Harmlos sind ihre Vergnügungen, bescheiden die Genüsse, die sie sich leisten können, der Lärm fehlt, der Trubel, geistige Getränke bleiben verpönt, Tänzerinnen sucht man vergebens. Würfelbuden locken mit billigen Gewinnen, vor den Garküchen hocken die Kunden am Boden auf den Hacken und lauschen der eintönigen Musik, ein primitives Karussell dreht sich quietschend, Wahrsager, Märchenerzähler, Zauberer bilden Kreise um sich, lustige Burschen karikieren in Verkleidung Angehörige verschiedener europäischer Nationen, einen sah ich, wie er einen vom Wein trunkenen Europäer nachahmte und großes Gelächter für seine komische und wirklichkeitsgetreue Vorstellung einheimste, Bären tanzen, Fruchtlimonaden in schillerndsten Farben werden angeboten, Pistazien, Mandeln, Nüsse, Süßigkeiten. Bei Eintritt der Dunkelheit spannen sich Girlanden bunter elektrischer Birnen über die Budenstraßen, die Stadt wird illuminiert, ein Feuerwerk abgebrannt, und für manchen Sohn der wilden Berge, der weiten Steppe, gibt es unerhörte Neuigkeiten zu entdecken, zu bestaunen.

Ein Fest für Männer ist es, und nach Dunkelwerden verschwindet die vermummte Frau im Tchadur, am Tage kann sie zuschauen, wie Stockfechter auftreten, Ringer ihre Kräfte messen. In Gruppen abseits hocken die Frauen im Halbkreis. Sie gehen durch die Ladenstraßen, erfrischen sich bei dem fliegenden Limonadenverkäufer, betrachten die Auslagen und werden von den Männern nicht beachtet.

Wohlgemerkt, die Religion hat mit dem Fest nichts zu tun, es ist eine rein nationale Feier, eine Volksbelustigung.

Um sieben Uhr morgens des ersten Festtages wird das Diplomatische Korps zur Teilnahme an der offiziellen Gedenkfeier im Freien an der Säule der Unabhängigkeit, der Mina i Esteklal, eingeladen, einem Obelisk aus weiß getünchten Ziegelsteinen, zu dessen niedrigem Unterbau einige Stufen hinaufführen. Der

Obelisk steht inmitten einer breiten Avenue vor dem Osttor der Ark.

Auf der einen Seite haben sich in Frack und Persianermütze die Minister und Würdenträger aufgebaut, neben ihnen folgen in beliebigem Anzug die Mitglieder des Parlamentes. In der Schar der Teilnehmer entdeckte ich auch den früheren Emir von Buchara, der aus seinem Land vor den Bolschewisten flüchtete und hier die Gastfreundschaft der afghanischen Regierung genießt. Seine ungeheuren Reichtümer besitzt er nicht mehr, denn bei der Eile der Flucht mußte er sein Gold, das die Keller der Burg bis zur Decke füllte, zurücklassen.

Die Generalität steht in einer besonderen Gruppe. Premierminister und Hofminister halten sich abseits, mehr in der Nähe des Obeliskens.

Das Diplomatische Korps hat sich auf der anderen Seite der Straße nach der Rangordnung aufgereiht. Der britische Gesandte steht gleichmütig unter uns, England hat sich mit der afghanischen Unabhängigkeit und ihrer Feier völlig abgefunden, und es wird ja auch kein Wort gegen England fallen. Die amtlichen Reden verschweigen seit langem die kriegerische Auseinandersetzung mit England, die früheren Überfälle der Briten, die Zerstörung des Basars von Kabul, denn das Vergangene soll vergessen bleiben, die Beziehungen zu England sind jetzt gut, und der Ton der Ansprachen wird auf die Wohltat der Freiheit, die Vorteile der Unabhängigkeit, die Notwendigkeit des Fortschrittes, der Einigkeit und der nationalen Disziplin gelegt.

Die Klänge des Königsmarsches künden die Ankunft des Königs Zahir an, der im Automobil vorfährt, umringt von den Gardereitern in der roten Paradeuniform. Die hochgewachsenen und strammen Leute reiten ausgezeichnet, tadellos und fehlerfrei ist die militärische Haltung.

Der König begibt sich auf die Plattform des Obeliskens und verliest seine Ansprache, die von einem Lautsprecher verstärkt wiedergegeben wird. Er preist das Andenken seines Vaters Nadir, der die Freiheit erneut behauptete, als er den räuberischen Usurpator des Thrones niederzwang, er wendet sich an die Jugend, ermahnt zu Treue, zu Hilfsbereitschaft gegenüber den

Armen, fordert zur allgemeinen nationalen Versöhnung, zur Volksgemeinschaft auf.

Der Sowjetbotschafter Stark tritt vor und bringt in drei französischen Sätzen die allgemein gehaltenen Glückwünsche des Diplomatischen Korps zum Nationalfest zur Verlesung, und der König erwidert in gleich knappen Worten.

Jetzt kommt die Reihe an den Präsidenten der Kammer, einen vornehmen älteren Herrn, der mit Ehrerbietung und Würde die Freude und den Stolz des Parlamentes im Namen des Volkes zum Ausdruck bringt. Er hält seine Rede ohne jede oratorische Geste, kein Wort wird betont, mit verhaltener Stimme liest er vor, als ob die Gegenwart des Königs Pathos, Überschwang und Leidenschaft verbietet. Dann spricht der Premierminister, halblaut wie stets, ruhig, mit einem deutlichen Ton von Herzlichkeit.

Es erschallen keine Hochrufe, kein tosender Beifall belohnt einen Redner, denn dies wäre nicht afghanische Art.

Ein Kommando ertönt, und unter den Klängen des Königsmarsches fährt der Herrscher ab. Der feierliche Staatsakt ist zu Ende.

Wir begeben uns jetzt, immer noch im Frack oder in großer Uniform, zum Paradeplatz auf der großen Festwiese „Tchaman Huzuri“, zur „Ebene der Gegenwart“, wobei die königliche Gegenwart gemeint ist. Der Platz liegt eingebettet zwischen den Hügeln von Sherpur, auf denen einst Lord Roberts in seinem befestigten Lager eine Belagerung zu überstehen hatte, und den Ruinen von Bala Hissar. Im Hintergrund überragen ihn die hohen Berge des Hindukusch. An einer Seite läuft die Straße nach Peshawar vorbei, und längs der Straße, auf der anderen Seite, ist eine mehrere hundert Meter lange Front zusammenhängender Geschäftshäuser errichtet, die in dem Erdgeschoß Läden mit Schaufenstern aufweisen. In diesem Gebäude wurde 1934 die erste Waren- und Mustermesse eröffnet. Jetzt befinden sich dort Läden mit europäischen Bedarfsartikeln, Antiquitätengeschäfte, Büros und Ausstellungsräume.

Am Kopfende des Platzes, gegenüber den hohen Bergen, erhebt sich der langgestreckte Bau des Ministeriums der öffent-

lichen Arbeiten, dessen Vorderfront zwei übereinanderliegende, bedeckte Veranden aufweist. Die obere Veranda besitzt eine vorspringende Loggia. Hier wird der König Platz nehmen, zur Rechten stehen Stuhlreihen für die Missionschefs, zur Linken für die Minister, Generäle und großen Würdenträger. Die sonstigen Angehörigen des Diplomatischen Korps erhalten ihre Plätze in einer Seitenloge zugewiesen, die ausländischen Angestellten in der unteren Veranda, während die Damen gänzlich aus dem Hause verbannt sind. Für sie sind unten Zelte aufgeschlagen, da sich der König mit Rücksicht auf die mohammedanischen Sitten noch nicht in zu naher Gesellschaft mit Frauen zeigen möchte. Hofminister und Protokollchef kümmern sich des öfteren um die Damenzelte.

Die Truppen haben bereits im Hintergrund in langer Front Aufstellung genommen. Schweigend begrüßt die an der Peshawarstraße aufgestellte Bevölkerung den im Auto nahenden König, laute Begeisterung ist dem Afghanen fremd. Vor der Tribüne, auf der wir schon Platz genommen haben, steigt der König zu Pferd und reitet, nur von einer kleinen Suite begleitet, im Galopp der Truppe entgegen, verneigt sich in der Richtung des Mausoleums, das von dem Hügel Sherpur auf den Platz blickt. Dort oben ruht König Nadir.

Wir hören die Königshymne, der König begrüßt seine Soldaten, die einstimmig und laut antworten, die Fahnen senken sich, und der König reitet die Front ab.

Der König begibt sich zu uns in die Loggia, die Garde nimmt vor der Tribüne Aufstellung, die Leibwache zu beiden Seiten des Eingangs. Die Leibwächter tragen eine blaue Uniform veralteten Schnittes, die gefüllten Patronengürtel über Brust und Schulter, einen Turban auf dem Kopf, sie machen eher den Eindruck einer Miliz. Keinen Blick wenden sie vom König, blau untertuscht sind die funkelnden Augen, etwas gleichgültig schauen sie auf uns — sie sind vom Königsstamm der Durani, aus der engeren Sippe des Königshauses. Weh dem, der dem König zu nahe träte!

Der Onkel des Königs, Kriegsminister Mahmud Shah, führt die Truppe zur Parade vor. Unbeweglich sitzt er drei Stunden

auf dem prachtvollen Schimmel. Er war es, der unmittelbar nach den tödlichen Schüssen, die König Nadir niederstreckten, seinen Neffen Zahir zum König ausrief, und seine entschlossene und rasche Tat erstickte jede Unruhe im Keim. Die Armee, die er jetzt dem König vorführt, stand hinter ihm. Gleichmäßig und ohne Stockung zieht die Truppe im Paradeschritt vorbei, die Gardedivision, das erste Armeekorps von Kabul, Provinzregimenter, Polizeiformationen, Infanterie, Kavallerie, Artillerie, Pioniere, Train, Maschinengewehrabteilungen, Tanks, Panzerwagen, die Offiziersschule, Kadetten, etwa 20000 Mann. Die Soldaten sind im Stahlhelm, stramm ist der Vorbeimarsch, während sich zwei Musikkorps abwechseln. Schneidig reitet ein Regiment Gardelanciers auf Schimmeln vorüber. Vor jeder Fahne erhebt sich der König.

Meine Frau läuft unten mit ihrer Kamera herum, sie kann ungestört photographieren. Der König bemerkt sie von seiner Loggia, er scheint den Premierminister zu fragen und nickt mir zu. Ich mache dem König mein Kompliment über die ausgezeichnete Haltung der Truppen und den gelungenen Vorbeimarsch, das der König mit einem nachdrücklichen Hinweis auf die von den deutschen Offizieren geleistete Arbeit dankend entgegennimmt. Mit besonderer Wärme spricht er wieder von Oberst Christenn, der im übrigen auch Ortsgruppenleiter gewesen war und auch in diesem verantwortungsvollen Wirkungskreis ein leuchtendes Vorbild an Pflichterfüllung und treuer Kameradschaft gab.

Am Nachmittag schauen wir von der Tribüne ländlichen Tänzen verschiedener Stämme zu. Nur Männer führen selbstverständlich die Tänze vor. Ghilzais, Mangals sowie Nuristanis (Kafiren) boten sich dar. Die Ghilzais trugen gestickte, taillierte Hemden, die wie ein Frauenrock über die flatternden Hosen herabfielen, über dem Hemde eine ärmellose, gleichfalls reich gestickte Weste aus Samt. Nach dem Takt einer länglichen Trommel schleudern sie ruckartig ihre schwarzen Haarsträhnen empor, sie bilden Kreise, rücken in Linien vor, tanzen Kampf und Krieg.

Die Mangals waren nicht so farbenprächtig gekleidet, eher etwas düster, und ohne auffallende Stickereien. Ihre Bewegungen erschienen manchmal besonders brüsk, die Kreise wilder.

Völlig von diesen stachen die Kafiren ab, die im Kreis um einen Pfeifer und einige Trommler tanzten. Sie staken in einer Art Tunika aus Filz mit schwarzer Stickerei, auf dem Kopf eine runde Mütze mit aufgeschlagenem Rand. Die straff gewickelten schwarzen Wadenbinden gaben ihren Tanzschritten eine gewisse Steifheit. Sie drehen sich nicht wild um sich selbst, auch halten sie den Kopf ruhig, doch deuten sie den Takt mit den Händen an. So tanzen vielleicht Bauern beim Erntefest.

Am nächsten Vormittag defilieren die Sportformationen an dem König vorbei, Pfadfinder, Fußballer, Handballer, Tennisspieler, Fechter, Hockeymannschaften, Reiter, Jäger. Minister und Staatssekretäre, die einer Sportvereinigung angehören, marschieren in den Reihen mit. Fast alle von ihnen sind Sportsleute.

Übrigens ist hier die Jagd mit abgerichteten Falken sehr verbreitet.

Dieses Mal hat der König sich in seiner Loggia von dem Diplomatischen Korps abgesondert, das mit Damen und sämtlichen Angehörigen die rechte Seitentribüne besetzt hat. Die Damen sind die Veranlassung, daß der König nur von seinen Herren umgeben ist, und auf der anderen Seite wollte man die Damen nicht wieder nach unten in die Zelte verweisen. 1936 empfing der König nach dem Vorbeimarsch der Sportler die Damen der Missionschefs in seiner Loge und unterhielt sich mit ihnen beim Tee. Dies war ein kleiner Schritt vorwärts, ein Stück der mohammedanischen Mauer bröckelte weiter ab.

Die Festtage werden mit mannigfachen Veranstaltungen ausgefüllt, zu denen wir regelmäßig eingeladen werden. Zwischen einer afghanischen und einer indischen Mannschaft findet ein Fußballkampf statt, der mit Elan gespielt und von den Zuschauern mit Leidenschaft verfolgt wird. Um die Stunde des Gebetes wird der Kampf unterbrochen, die Minister ziehen sich von der Tribüne zurück, die Spieler werfen sich zu Boden. Dann geht es weiter. Noch ist der Molla allmächtig. An den Tennisturnieren nehmen auch Herren und Damen des Diplomatischen Korps teil. Der Offiziersklub besitzt neben seinem großartigen Kasino wundervolle Plätze.

Eine Ausstellung zeigt die landwirtschaftlichen und gewerblichen Erzeugnisse des Landes. Besonders wirkungsvoll präsentieren sich die Arbeiten der Kunstgewerbeschule, namentlich die unter deutscher Leitung stehende Klasse der Tischler kann stolz auf die Arbeiten sein. Mein Silberschrank ist von dieser Klasse angefertigt worden, das Stück war ausgestellt mit einem Zettel: Bestellt von dem deutschen Gesandten. Auf dem Transport nach Deutschland wurde er beschädigt, und der deutsche Handwerker erstaunte, als ich ihm die Herkunft nannte. Er hatte nichts an der Arbeit auszusetzen. Der Abteilung Teppiche dieser Schule stehen persische Fachleute vor, ihre handgeknüpften Teppiche nach persischen und afghanischen Mustern sind von allererster Güte. Ihre „Maoris“ sind unübertrefflich, sie werden kaum verkauft, da die Regierung sie für Geschenke in Beschlag nimmt. Zwei feine Maoris dieser Art, die der Premierminister zum Abschied meiner Frau geschenkt hat, schmücken mein Berliner Heim. Stete Nachfrage ist nach den verarbeiteten Lapislazulisteinen, die nur in Afghanistan gefunden werden. Der Leiter der Schleifwerkstätte ist ebenfalls ein Deutscher. Petschaften, Aschbecher, Schalen, Ringsteine, Knöpfe, Ohrgehänge, Schmuckstücke finden reißenden Absatz. Die besten Stücke verschenkt die Regierung, auch meine Frau erhielt eine wertvolle Sammlung von Lapislazulischmuck.

Der deutsche Architekt zeigt auf der Ausstellung seine Modelle für die neuen Bauten der Regierung, für Schulen, Krankenhäuser, Verwaltungsgebäude sowie das Modell für das endgültige Mausoleum des Königs Nadir.

Die große Attraktion für uns sollte das turkestanische Reiterpiel Buzkaschi sein. Seine Heimat ist das afghanische Turkestan. Zwei Reitergruppen stehen sich gegenüber, manchmal je dreitausend Mann stark. Im Frühjahr wird es betrieben, wenn die Steppe frisch bewachsen ist, so daß kein Staub aufwirbelt.

Zwei Pfähle sind in Entfernung eingerammt, der eine kennzeichnet das Ziel, der andere den Start. Um den Zielpfahl ist mit weißer Farbe ein Umkreis auf den Boden gezeichnet. Der Führer der einen Gruppe erhält eine enthauptete Ziege, er stürzt davon, und nun gilt es, sie ihm im Galopp zu entreißen

und die Beute in den Zielkreis zu werfen. Die Gruppe, welcher der glückliche Werfer angehört, hat gesiegt. Absteigen darf niemand, das Wettspiel ist zu Pferde, fällt die Ziege im Getümmel zu Boden, so wird sie vom Sattel aus aufgehoben, mehrmals wechselt sie den Besitzer, und jedes Mittel ist erlaubt, die Reiter schwingen nicht für das Pferd allein die dicke Lederpeitsche in der Hand. Schwere Stürze gibt es im Knäuel der Rosse, und mancher, der aus dem Sattel fällt, steht nicht mehr auf.

Nicht auf der Ebene der königlichen Gegenwart, sondern am Fuß der „schwarzen Steine“, dem Hügel von Siah Sang, in einer sandigen Senkung, findet das Spiel statt. Ein Schlachtfeld war der Kampfplatz vor Jahren, mit ihrem Blut haben ihn die Briten getränkt. Am 13. Dezember 1879 sahen die schwarzen Steine den Angriffsgalopp der 9. Lanzenreiter und der 5. Punjab Cavalry gegen die afghanischen Ghazis. Der Führer der Attacke, Captain Butson, drehte sich in seinem Sattel um: „Auf sie, Leute, hoch die neunten Lanzer!“ und sank ins Herz getroffen tot vom Pferd, und manch britischer Reiter folgte ihm ins Grab. Lord Roberts mußte sich im Lager von Sherpur einschließen lassen, um Verstärkungen aus Indien abzuwarten.

Heute ist friedlicher Kampf.

Auf dem Hügel sind Zelte aufgeschlagen, auch ein Zelt für den König, der jedoch in seiner afghanischen Umgebung bleibt und sich uns nicht zeigt. Der Premierminister kommt aus dem königlichen Zelt herüber, um das Diplomatische Korps zu begrüßen. Stühle stehen im Zelt, Erfrischungen werden angeboten, denn es wird heiß und staubig werden, ausgebrannt ist der Boden am Fuß des Hügels. Wir werden gebeten, möglichst nicht vom Hügel herab an die untere Umzäunung zu treten, da man nicht wissen könnte, wie weit sich die Reiter von der Hitze des Kampfes fortreißen ließen. Hoffentlich gibt es keine allzu schweren Unglücksfälle, wenn natürlich auch Stürze und Verletzungen unvermeidlich sind. Sanitätskolonnen halten sich in Bereitschaft.

Die beiden Gruppen, Turkmenen und Usbeken, nehmen Aufstellung, die einen in der breiten Pelzkappe, die anderen im Turban. Unbeweglich sitzen sie auf ihren gedrungenen Rossen, ausdruckslos ist das mongolische, schwarzbärtige Gesicht.

Der Premierminister spricht zu ihnen, ruhig, herzlich, er ist die Verkörperung der Autorität und der Würde.

Ein Molla sagt in der Mitte des Platzes, allein unter der flimmernden Sonne, ein Gebet.

Die Trophäe wird ausgehändigt, ein Signal, und los geht die Jagd!

Bald sehen wir nur einen Knäuel, dann eine riesige, dicke Staubwolke, die sich plötzlich teilt, als ob sie zerrissen würde, Rosse reißen sich aus dem Getümmel, manche ohne Reiter, dann ballt sich wieder alles zusammen, die Erde dröhnt von dem Schlagen der Hufe, Schreie gellen herüber. Die Mongolen machen tatsächlich Ernst, sie schlagen auf den Träger der Ziege ein, so daß er sie loslassen muß. Einer reißt sie blitzschnell vom Sattel auf, ja, das können sie. Oben in Turkestan sah ich, wie ein reitender Usbeke einen höheren grüßte: im Reiten sprang er vom Pferd, machte seinen „Salam“, wobei er den einen Fuß im Steigbügel hielt, schwang sich wieder herauf und raste davon.

Sanitäter in ihren weißen Kitteln tauchen hinten auf, sie scheinen Bahren zu tragen, auf denen Gestalten ausgestreckt liegen.

Dutzende von Malen durchbraust die wilde Jagd das Feld, und meine Frau muß doch hinunter, um zu photographieren, um besser zu sehen, Prinz Asadullah, der Kommandeur der Gardedivision, begleitet sie, auch der Hofminister folgt. Unwillkürlich tritt meine Frau einige Schritte zurück, denn hart vorbei galoppieren die Gruppen. Unbarmherzig knallen die Peitschen in die Gesichter, auf die Arme, die ganze Gruppe hat sich ineinander festgebissen, doch ein Reiter, den andere mit Abwehrhieben decken, reißt sich los und wirft die zerfetzte Ziege ins Ziel. Seine Gruppe hat das Buzkaschi gewonnen.

Die Reiter gruppieren sich auf ihren schaumbedeckten Pferden, Roß und Mann sind völlig mit Lehm bespritzt, keuchend hocken Turkmenen und Usbeken auf den noch unruhigen Pferden, das Wasser läuft die bärtigen Gesichter herunter, die blutige Striemen aufweisen. Es scheint, als wollten sie streiten, einige fuchteln mit den Armen, bis der Premierminister an sie herantritt, und nach seinen Worten werden sie still, sie geben

sich zufrieden. Auch wir nähern uns, verwundert schauen die struppigen Gesichter auf die Damen, meine Frau richtet die Kamera auf sie, gleichmütig lassen sie sich knipsen.

Der Geldpreis von zehntausend Afghani wird zu gleichen Hälften an beide Reiterscharen verteilt, viel ist es nicht für die 250 Mann, die weither aus dem fernen Norden mit ihren Pferden angeritten sind. Dafür sind sie Gäste der Regierung, und ich glaube, sie kamen ganz gern hierher, um ihre Künste zu zeigen und die für ihre Begriffe glänzende Hauptstadt Kabul zu sehen.

Aber das afghanische Volk lockt doch am meisten das Kino. Endlich hatte die Regierung, 1936, die Zustimmung der Mollas erreicht, und zum erstenmal nach langer Unterbrechung eröffnete jetzt ein Lichtspieltheater, zunächst im Freien, seine Pforten. Das stumme Kino des Königs Amanullah in Paghman schloß die Tore mit seinem Sturz. Ein deutscher Fachmann hat jetzt das Tonfilmkino mit deutschen Apparaten aufgebaut, er leitet auch den Betrieb. Amerikanische und indische Filme werden gespielt, deutsche sind unterwegs, und das Volk drängt sich vor den Schaltern, so daß die Polizei den Ansturm regeln muß.

Der König besitzt längst sein Privatkino in der Ark, auch der Hofminister hat in seinem Empfangshaus einen Vorführungsapparat für die von ihm aufgenommenen Schmalfilme, so daß die Attraktion des Djäschenfestes für den obersten Kreis natürlich nichts Neues ist.

Während des Festes halten die Minister am Rande eines flachen künstlichen Sees ihre Zelte aufgeschlagen, in denen sie Gäste empfangen. Meine Frau und ich nehmen eine Einladung des Premierministers zum Tee in seinem Zelt an, andere Damen und Herren des Diplomatischen Korps folgen. Der Platz, auf dem das langgestreckte, an der einen Seite offene Zelt steht, ist im Umkreis mit Zeltwänden abgesperrt. Dicht am Rand des Sees ist ein Garten angelegt mit blühenden Blumen, die Pfade sind mit bunt gefärbtem Kies glatt gewalzt, ein Rondell trägt mosaikartige Muster aus verschiedenfarbigen Kieselsteinen. Eine Fontäne inmitten eines mit Fliesen ausgelegten Bassins verbreitet eine angenehme Frische.

Wir sitzen an kleinen Tischen und bilden eine recht bunte Gesellschaft: Deutsche, Afghanen, Russen, Türken, Perser, Franzosen, Italiener, Engländer, Japaner, und der lebenswürdige Gastgeber unterhält sich mit jedem von uns. Er wird nicht müde, uns die köstlichsten Früchte vorzusetzen, die der königliche Garten erzeugt. Auch der zwei Jahre zählende Königssohn findet sich ein in Begleitung einer untersetzten Person, die trotz den männlichen Beinkleidern eine Hezarehfrau ist, seine Kinderwärterin. Mohammedanische Kinder sind immer ernst, sie lachen und tollern nicht wie die unsrigen. Der kleine Prinz, der voraussichtliche Thronfolger, antwortet leise und höflich auf die freundlichen Fragen des Premierministers nach seinem Befinden, er ist gar nicht scheu, jedoch äußerst zurückhaltend. Er gibt jedem von uns die Hand, ohne zu lächeln, er bleibt ganz ernst.

Sein Vater muß noch lange leben, um ihm den Thron zu hinterlassen, denn minderjährige Könige unter Vormundschaft kennt das hiesige Staatsrecht nicht. Die Girlanden der bunten Birnen flammen im Garten auf, und die Lichter spiegeln sich im Wasser wider.

Auf dem Rückweg fahren wir langsam durch eine dicht gedrängte Menge, durch eine illuminierte Stadt.

Die europäische Kolonie

Bis ziemlich 1921 war Afghanistan ein verschlossenes Land, in dem Fremde sich nicht niederlassen durften. Diplomatische Vertretungen anderer Länder gab es nicht. Der britische Agent, den der Vizekönig von Indien in Kabul unterhielt, der „Vekil“, war ein indischer Mohammedaner. Nur vorübergehend waren amerikanische und englische Ingenieure im Lande tätig, um die von den Emiren bestellten technischen Anstalten aufzubauen; Abdurrahman richtete die Münze und das Arsenal in Kabul ein, Habibullah die Lederfabrik und das elektrische Kraftwerk. Hin und wieder hatte sich ein Reisender in das Land gewagt, gewöhnlich war es ein Abenteurer in Verkleidung. Ein Deutscher, Georg Forster, Angestellter der englischen Handelskompanie von Ostindien, reiste 1783 von Bengalen über das damals afghanische Kaschmir nach Kabul und von dort weiter nach Petersburg. Er hat seine Reisebriefe veröffentlicht, die ich jedoch nirgends auftreiben konnte. Timur Shah soll, wie Elphinstone in seinem großen Werk über Afghanistan schreibt, einen deutschen Offizier als Instrukteur in seiner Armee besessen haben, weiß aber nicht mehr als diese Tatsache.

Ähnlich liegen die Verhältnisse auch heute noch in einem anderen unabhängigen Nachbarlande Indiens, in Nepal.

Erst Amanullah öffnete die Grenzen und stellte einen Kontakt mit dem Ausland her. Es begann der Zustrom der Fremden mannigfacher Nationalität, die im Dienst der afghanischen Regierung an dem Aufbau des Landes arbeiten sollten. Fast hundert Deutsche waren damals in Kabul tätig. Nach knapp sieben Jahren verflog sich alles wieder, der „Sohn des Wasserträgers“ drehte das Rad der Geschichte zurück, und die Fremden flüchteten, meist mit Hinterlassung ihrer Habe. Ich fand noch in der Gesandtschaft einen Haufen Kisten, Koffer und Ballen, das „Flüchtlingsgut“, das ich dann wegen der hohen

Transportkosten zu Nutzen der längst in Deutschland befindlichen Eigentümer habe versteigern lassen. Auch ihre Geldansprüche gegen die afghanische Regierung, die ihre Haftung gesetzlich begrenzt hatte, konnte ich im Rahmen des Möglichen regeln und die ausgezahlten Summen überweisen. Ich atmete auf, als ich diese unerfreuliche Erbschaft endlich liquidiert hatte.

König Nadir knüpfte an das Aufbauwerk Amanullahs an, in einem vorsichtigeren und langsameren Tempo, und erneut kamen Fremde als Regierungsangestellte in das Land, allerdings in einer geringeren Zahl. Sowjetrussen blieben diesmal aus. Nur wenige der alten „Kabulis“ kehrten zurück, weniger lag es an ihnen, als an der Regierung, die andere, unverbrauchte Kräfte wünschte. Bei meiner Ankunft, 1933, war die neue deutsche Kolonie also drei Jahre im Lande.

Sie betrug etwa fünfzig Köpfe, mit Frauen und den wenigen Kindern, und stieg in drei Jahren bis zu meiner Abreise auf über hundert. Je ein Deutscher war in Djebel Seradj, Kandahar, Herat und später auch in Maimene tätig, wo er den Ansatz zu einer kleinen deutschen Kolonie bildete. Im Innern, „auf der Strecke“ arbeiteten einige deutsche Ingenieure an Straßen, Brücken und Kanälen. Unsere Landsleute waren damals Lehrer, Offiziere, Ingenieure, Techniker, Handwerker, mittlere Bankangestellte, Werkmeister, auch gab es eine deutsche Krankenschwester. Die Türken beliefen sich auf 35 Köpfe, stiegen später ebenfalls auf über hundert. Sie stellten hauptsächlich das ärztliche Personal, und einer von ihnen leitete das Musikkorps der Armee, das deutsche Militärmärsche von ihm lernte. Die Türken gelten ja wohl als die Begründer der Militärmusik.

Die französische Kolonie setzte sich ausschließlich aus den sieben, acht Herren — nebst ihren Frauen — zusammen, die als Lehrer an der französisch geleiteten höheren Schule in Kabul wirkten. Die zwei, drei Mitglieder der französischen archäologischen Mission gehörten zur Gesandtschaft.

Frauenlos waren die sechs, sieben Italiener, unter denen ein Herr einen recht hohen Posten bekleidete, er fungierte als der

Finanzberater der afghanischen Regierung, deren Vertrauen er sich in hohem Maße erworben hatte. Sonst arbeiteten die Italiener als Ingenieure, auch als Instruktoren in der Armee, doch verließen letztere bald ihren Dienst.

Ein Schwede war Fachmann für den Telephondienst, ein tschechischer Staatsangehöriger deutscher Nationalität arbeitete in der Afghan National Bank, ein tschechischer Vertreter der Skoda-Werke ließ sich in Kabul nieder, ein Amerikaner ließ sich als Ingenieur anstellen, japanische Ingenieure gesellten sich hinzu, einer von ihnen wirkte als Sportlehrer in der Armee, schließlich fanden sich noch zwei Engländer ein, die eine von England gelieferte, und aus politischen Rücksichten halb geschenkte drahtlose Station aufstellten, auch darf ich eine Schweizer Krankenschwester nicht vergessen.

Mit den Angehörigen des diplomatischen Berufes waren wir 1933 kaum zweihundert Ausländer in Kabul, ungerechnet Inder und Perser.

Nach wie vor blieb die freie Niederlassung verboten. Die Ausländer waren mit wenigen Ausnahmen Angestellte der Regierung, sie kamen mit einem Vertrag nach Kabul, für eine bestimmte Zeit. Die Firma Siemens unterhielt einen deutschen Vertreter, der die Regierungsaufträge durchführte. Ein Vertreter der Stahlunion leistete ihm später Gesellschaft. Ein Deutscher konnte mit stillschweigender Duldung der Regierung die fremden Kolonien mit solchen Artikeln beliefern, mit denen sich ein Afghane nicht befassen darf, nämlich mit geistigen Getränken und Schweinefleischkonserven, doch durfte er einen offenen Laden nicht aufmachen. Zwei andere waren nach Auflösung ihres Vertrages hängengeblieben und versuchten sich in Geschäften, sie wurden amtlich übersehen. Einem deutschen Dentisten war es gelungen, einzureisen und eine freie Praxis aufzumachen, doch bald mußte er das Land verlassen, denn die Regierung duldete keine freien Berufe und anstellen wollte sie ihn nicht.

Gemeinsam war sämtlichen Angestellten, daß sie weder als eigentliche Berater, „*adviser*“, tätig waren, die nur Berichte schrieben und Vorschläge machten, noch in hohen, wirklich

leitenden Stellungen. Sie füllten einen Posten aus, sei es als Lehrer an den Kriegsschulen, als sonstige Schullehrer, als Leiter von Schulen, als Betriebsleiter der wenigen technischen Anstalten, sei es als praktische Ingenieure, Techniker, Werkmeister, als Ärzte in den staatlichen Krankenhäusern, als Krankenschwestern, als Buchhalter und Korrespondenten der Nationalbank oder als Referenten in einem Ministerium. Später stellten wir auf Grund meiner Bemühungen einen Ministerialrat für das afghanische Postministerium. Keiner der Fremden besaß irgendeine höhere Befehlsgewalt, weder in der Armee noch in der Verwaltung, geschweige denn auf einem politisch wichtigen Posten. Eine größere Rolle spielte der türkische Professor Rifki als Leibarzt des Königs und, unter dem afghanischen Gesundheitsminister, als Chef des Hygienewesens. Man konnte von ihm sagen, daß er einen wirklichen Einfluß besaß. Die gleiche Bemerkung muß ich hinsichtlich des Obersten Christenn machen, der als Kommandeur der Kriegsschule sich infolge seiner persönlichen Eigenschaften eine besondere Stellung schuf. Auch der italienische Finanzsachverständige nahm eine höhere Position ein.

Gewiß konnten einige der Herren im engeren Kreise eine organisatorische Wirksamkeit entfalten, jedoch gab die afghanische Regierung nirgends die eigentliche Leitung aus der Hand. Die Fremden blieben ihre Angestellten, die nach Weisungen die ihnen übertragene Aufgabe zu lösen hatten.

Auf die Politik hatte niemand Einfluß, eine tiefere Einsicht in die inneren Verhältnisse, selbst in die Gesamtheit des Ressorts, in dem sie tätig waren, wurde ihnen vorenthalten. Die Referenten in den Ministerien kannten nicht die Budgetziffern. Die Regierung ließ sie lediglich das wissen, was sie für gut hielt.

Die Gehälter waren für die billigen Lebensverhältnisse im Lande mehr als ausreichend, auch überstiegen sie die einheimischen recht bedeutend, von einem anderen Standpunkt müssen sie als bescheiden bezeichnet werden. Die monatliche Bezahlung steigerte sich, bei freier Wohnung ohne Möbel, von 25 Pfund Sterling für eine Krankenschwester auf 120 bis

150 für den italienischen Finanzsachverständigen und den türkischen Chefarzt. Der deutsche Lehrer sowie der deutsche Ministerialrat im Postministerium erhielt 50 Pfund Sterling, der deutsche Schuldirektor 70.

Die Verträge waren in der Regel kurzfristig, für zwei Jahre, sie wurden verlängert, wenn der Fremde sich nach afghanischer Auffassung bewährt hatte. Manchmal erfolgten vorzeitige Entlassungen, da die Regierung einen strengen Maßstab an Leistungen und Disziplin anlegte.

Die ausländischen Angestellten unterstanden den Landesgesetzen, jedoch wurde von ihnen nicht einmal bei einem Bruch des Rechtsfriedens oder einem sonstigen groben Verstoß Gebrauch gemacht. Der Vorfall wurde nach Aussprache mit dem beteiligten Missionschef irgendwie geglättet, der Vertrag nach Ablauf nicht erneuert oder vorzeitig in unauffälliger Weise beendet. Der Missetäter mußte dann sofort abreisen, wozu die Regierung noch die Fahrtkosten zur Verfügung stellte.

Als ein Türke sich schwer verging, wurde er unter polizeilicher Bedeckung abgeschoben, ein anderer ausländischer Angestellter von höherem Rang, der sich Ungehörigkeiten gegenüber einem Militärposten zuschulden kommen ließ, erhielt neben der fristlosen Entlassung den Ausweisungsbefehl. In der Regel begnügte sich die Regierung, dem beteiligten Missionschef ihre Beschwerden mit dem Ersuchen vorzutragen, seinen Schutzbefohlenen selbst zur Raison zu bringen und für Disziplin im eigenen Lager zu sorgen. Daß der Botschafter oder Gesandte hierüber nicht gerade erfreut war, läßt sich begreifen. Die Diplomaten ihrerseits erwiesen sich auch nicht sämtlich als fehlerfrei, zumal wenn sie dem Gott Bacchus zu stark gehuldigt hatten. Mir kam ein Fall zu Ohren, wonach der Geschäftsträger einer fremden Macht die zu seinem Schutz gestellte afghanische Soldatenwache beschimpft und geschlagen hatte. Er mußte sich entschuldigen, und die Regierung ließ es hierbei bewenden.

Die Regierung hatte ihre Gründe, die Fälle nicht an die große Glocke zu hängen. Eine gerichtliche Untersuchung wühlte die Angelegenheit unnötig auf und brachte sie zur öffentlichen Kenntnis, was der Regierung nur peinlich sein konnte, da ja

noch einige Teile des Volkes durchaus nicht mit ihrem „ausländischen“ Kurs einverstanden waren. Es gab viele Afghanen, welche die Tätigkeit der Ausländer mit Mißbehagen sahen, und das Bekanntwerden von Ungehörigkeiten wäre Wasser auf ihrer Mühle gewesen.

Mit wenigen Ausnahmen machte ich stets die gleiche Erfahrung: der „Neue“ kam mit großen Erwartungen, fühlte sich bald enttäuscht, klagte über Schwierigkeiten und Widerstände, und — bei Ablauf des Vertrages wäre er gern länger geblieben. Er hatte sich eingelebt und Gefallen an seiner Tätigkeit gefunden. Manche wollten nicht verlängern, reisten ab, kaum waren sie weg, erhielt ich einen Brief, in dem sie erklärten, daß sie doch wieder gern zurückkehren möchten. In einigen Fällen gelang es mir, die Regierung nachträglich zum Abschluß eines abermaligen Vertrages zu bewegen.

Das Einleben war für die Fremden wirklich nicht leicht. Die Verhältnisse waren so ganz andere, abgesehen von den sprachlichen Schwierigkeiten, denn niemand hatte selbstverständlich die geringste Ahnung vom Persischen, und kein Händler im Basar, kein Koch, kein Diener, beherrschte eine andere Sprache als die des Landes. Zu dem plötzlichen Wechsel der gewohnten Umgebung trat der Umstand hinzu, daß kaum ein „Neuer“ eine Auslandserfahrung besaß, Kabul war für fast jeden der erste Auslandsposten. Es fehlte sowohl die Übung in der Anpassung, die der Diplomat sich notgedrungen erwirbt, als auch die Schulung in der Beurteilung der fremdartig erscheinenden Zustände. Mancher mußte sich von den Afghanen lächelnd sagen lassen: „Wenn alles nicht so rückständig und so schwierig wäre, dann hätten wir Sie ja nicht gerufen.“

Erst allmählich wurden Häuser mit etwas mehr Komfort für die Ausländer gebaut. Bei meiner Ankunft sah es damit noch recht bescheiden aus. Groß war der Mangel an einigermaßen annehmbaren Unterkünften. Den Wohnungen fehlten Badezimmer und W.C., auch eine richtige Küche, der Fußboden war aus brüchigem Zement oder gestampftem Lehm, die Wände waren mit Wasserfarbe getüncht, Fenster und Türen einfachster Art, die Scheiben hingen klappernd an Nä-

geln unverkittet in den Fensterrahmen, und es regnete durch. In dem Raum für die Küche stand der Herd aus Lehm, auf dem die Mahlzeiten nur mit offenem Holzkohlenfeuer zubereitet werden konnten. Der schlechte Abzug ließ die Gase der Holzkohle im Küchenraum ansammeln, und bald verzichtete die Hausfrau auf weitere, eigene Betätigung. Sie überließ alles dem „*aschbas*“, dem Koch, der aber nur die Anfangsgründe unserer Kochkunst beherrschte. Eine Neigung für Abwechslung verspürten nur wenige Köche, auch operierten sie lieber mit Hammelfett als mit der ihnen unbekanntem, auch seltenen Butter. Öfters fehlte eine Zuleitung aus der allgemeinen Wasserleitung von Paghman, und der Wasserträger brachte das gute Wasser im Ziegenschlauch ins Haus, denn auf das Schmutzwasser, das im Djuj am Haus vorbeilief, verzichtete der Ausländer.

Ein Übelstand war, daß die meisten Wohnungen der Ausländer keine Gärten besaßen, und ohne Garten ist ein Wohnen in Kabul doch recht unbehaglich. Nur die wenigen Glücklichen, die in einem älteren afghanischen Haus mit großen und bequemen Räumen hausten, konnten einen stattlichen Garten ihr eigen nennen. Zu ihnen zählte der jeweilige deutsche Schuldirektor. Für Oberst Christenn erbaute das afghanische Kriegsministerium neben der Kriegsschule eine hübsche Villa, und den Garten legte sich der Oberst mit großem Geschmack selbst an. Das Gelände wurde ihm zur Verfügung gestellt.

Auch mit dem Mobiliar haperte es. Noch fertigten die Tischler im Basar, die diese Kunst erst seit kurzem erlernt hatten, nur einfachste Ausführung in Tischen, Stühlen und Schränken an. Als Betten dienten die landesüblichen „*tcharpois*“, vier Pfosten, die oben mit Stricken bespannt waren. Legte man noch eine Matratze darüber, so schlief es sich ganz gut auf ihnen, am Tage konnten sie als Couch verkleidet werden.

Erst die Anschaffung der schönen afghanischen Teppiche und Kelims zauberte, verbunden mit dem Geschmack und der Geschicklichkeit der Hausfrau, etwas wie ein Heim, ein Zuhause hervor. Gewöhnlich verzichtete der Ausländer auf eine wirkliche, behagliche Einrichtung, auf eine Ausschmückung

seines Heims, um zu sparen, da er nicht wissen konnte, ob sein Vertrag verlängert werden würde. blieb er nur zwei Jahre, dann lohnte es sich für ihn nicht, mehr als die notwendigsten Anschaffungen zu machen. Manche Wohnungen zeigten also den Stil des „Wildwestpioniers“.

In der Regel war der afghanische Diener gleichzeitig der Koch. Dieser Beruf hatte noch kaum Tradition und Erfahrung, und wenige waren bisher einigermaßen geschult. Die steigende Zahl der Fremden lockte Neulinge an, die kurz vorher den Esel trieben oder die heimische Scholle beackerten. Sie lernten jedoch willig, vorausgesetzt, daß der Ausländer über Geduld, Takt und eigene Erfahrung in diesen Dingen verfügte. Von Indien ließen sich natürlich erfahrene Diener beschaffen, jedoch forderten sie bei weitem höhere Löhne, so daß nur die Missionen sich solche leisten konnten. Ein hygienisches Verständnis fehlte den Dienern, die unbedenklich das Wasser der Rinnsteine tranken, denn so waren sie es gewohnt, und da sie ja lebten, hatte es ihnen nicht geschadet. Wuschen sie entgegen den ständigen Ermahnungen der Hausfrau Teller, Gemüse, Früchte und Salate doch im Djuiwasser ab, weil es ihnen bequemer war, dann stellte der Typhus sich als unwillkommener Gast ein, sogar, während meines Deutschland-Urlaubes, in der Gesandtschaft. Die deutsche Kolonie wurde häufiger von dieser Krankheit heimgesucht, jedoch verlief glücklicherweise kein Fall tödlich.

Eine Abwechslung im täglichen Leben war selten. Ein Kino wurde erst Ende 1936 eingerichtet, es gab also nichts, weder Theater, Konzert, Restaurant, Café. Die ganz guten Militärkapellen konzertierten niemals öffentlich, private Jazzbands und dergleichen waren unbekannt.

Zu Spaziergängen eigneten sich die Straßen der Stadt weder im staubigen Sommer noch im aufgeweichten Winterzustand. Einige Besuche im Basar hatten bald die Wißbegierde erschöpft.

Zu Ausflügen in die Umgebung gehörte ein Auto, das nur wenige besaßen. Öffentliche Verkehrsmittel existierten nicht. Das Bergsteigen fand nur bei einigen Jüngeren Anklang.

Die Pflicht zur Einhaltung der Dienststunden verbot Reisen weit in das Innere, und kamen die Ferien, dann lockte das nahe

Wunderland Indien. Sehr viele lernten das Land Afghanistan gar nicht kennen, sie hatten nur Kabul und die eintönige Straße nach Peshawar gesehen, allenfalls noch Bamian. Das Bild, das sie von dem Lande nach Hause mitnahmen, war völlig falsch.

Sportvereinigungen gab es nicht. Wenige schafften sich ein Pferd an und ritten. Lange Zeit besaß die deutsche Gesandtschaft keinen Tennisplatz, und da ein öffentlicher oder mietbarer nicht existierte, waren wir deutschen Tennisspieler bei anderen zu Gast. Im Winter versuchten einige Ski zu laufen, und meine Frau machte bei Engländern und Afghanen den Schlittschuh populär. Von einem wirklichen Wintersport waren wir aber noch sehr entfernt.

Zur Ausübung der Jagd gehörten mehr als Gewehr und Patronen, auch ein Auto, Diener, Hunde, für die Wasserjagd noch dazu ein Boot. Diese Voraussetzungen lagen kaum bei einem Fremden vor, der nicht dem Diplomatischen Korps angehörte und nicht über Beziehungen zu den Behörden verfügte, die gern hilfreiche Hand boten, da der Afghane für die Jagd das größte Verständnis besitzt. Zu den Jagdveranstaltungen der Regierung wurden nur Diplomaten zugezogen.

Für die Entfaltung eines eigenen geistigen Lebens wäre bei der Kleinheit der einzelnen Gruppen eine Fühlungnahme untereinander erforderlich gewesen, die jedoch nicht angebahnt wurde. Jede der fremden Kolonien lebte für sich. In erster Linie standen die sprachlichen Schwierigkeiten im Wege, denn kaum einer beherrschte die Sprache des anderen so, daß sich ein wirklicher Verkehr mit Unterhaltungen über höhere Themen hätte entwickeln können. So trafen sich die Gruppen der einzelnen Nationen fast ausschließlich auf neutralem Boden, bei einer größeren geselligen Veranstaltung der Botschaft und Gesandtschaft.

Die Tür zur afghanischen Gesellschaft war geschlossen. Der Mann kam nur mit dem Mann in Berührung, und nur dienstlich. Nicht einmal die Lehrer konnten mit den Familien ihrer Schüler Fühlung nehmen. Schließlich hätten sie sich auch nicht verständigen können. Wer auch immer sich etwas Persisch aneignete, erlernte niemals die Schrift; Zeitungen, Zeitschriften und

Bücher des Landes blieben ihm versiegelte Rätsel. Veröffentlichungen in europäischen Sprachen wurden im Lande nicht zugelassen. Der Afghane ist schweigsam zu Fremden, er spricht zu ihnen nicht über die Vorfälle im Lande. Nur der spricht zu einem Fremden, der hierzu amtlich beauftragt ist. Afghanen und Fremde lebten also neben- nicht miteinander. Im Dienst fand der Fremde nicht immer Freude. Für den Afghanen war er hoch bezahlt, denn die Gehälter für Einheimische waren nach unseren Maßstäben erstaunlich niedrig, und dies erzeugte Neid und Mißgunst. Es war daher kein Wunder, daß sich dann manchmal in den mittleren Schichten Reibungen und Schwierigkeiten ergaben. Die Regierung selbst besaß das Verständnis, denn sie war es ja, die den Fremden rief, ihn höher bezahlte, weil sie dies für richtig hielt, aber der fremde Angestellte hatte nicht immer mit dem Minister persönlich zu tun, sein täglicher Umgang war mit den Beamten seines Ranges, die ihm nicht immer wohlwollten und ihn manchmal nicht verstanden.

Der Mann hatte immerhin seinen Dienst, doch für die Hausfrau war wenig zu tun. Der afghanische Diener kaufte ein, kochte und besorgte den Haushalt. Aufwand konnte sie nicht treiben, denn sie hätte in Kabul vergebens einen Damenfriseur oder einen Modesalon gesucht. Europäische Frauen, die mit Afghanen verheiratet waren, fertigten Kleider nach Vorlagen an, welche die Kundin ihnen überreichte. Das Radio bildete den Zeitvertreib, allerdings war der Empfang in dem Talkessel von Kabul wegen der Nähe der hohen Berge nur mäßig.

Eine Flugverbindung war noch nicht eingerichtet. Fünf Tage brauchte man von Kabul mit Auto und Eisenbahn, um den Flugplatz in Karachi zu erreichen. Die Flugpost aus Berlin lief auf diesem Wege 12 Tage, doch beförderte sie keine Zeitungen, die über Bombay drei Wochen benötigten. Die nächste in europäischer Sprache erreichbare Zeitung, die „Civil and Military Gazette“ aus Lahore, war bei Eintreffen in Kabul fünf Tage alt.

Geschäftsreisende und Touristen besuchten Kabul noch äußerst spärlich. Die „Deutsche Hindukusch-Expedition 1935“,

die der botanischen Erforschung Nuristans galt, bildete nicht allein für die Deutschen eine Sensation in dem monotonen Ablauf des alltäglichen Lebens. Es war das erstemal, daß die Regierung die Bereisung des abgeschlossen gehaltenen Gebietes der Kafiren gestattet hatte, und ich war sehr stolz, es erreicht zu haben. So harmlos der ausschließlich wissenschaftliche Zweck der Expedition war, ich hatte Mühe, die nichtdeutschen Kreise hiervon zu überzeugen. Bei dem Engländer ist es mir gelungen, und ich konnte der Expedition die vollste Unterstützung der britischen Gesandtschaft in Kabul verschaffen.

Mit der Ankunft der Ju 52 im Juni 1936 zur Erforschung des Luftweges nach China über Afghanistan kündigte sich der Vorbote einer neuen Zeit an. Dem ersten Flug folgte bald die Einrichtung einer Luftverbindung Berlin—Teheran—Kabul, dem einstweiligen Endpunkt der Linie. Die Isolierung hatte dann ihr Ende erreicht, häufiger kam ein frischer Luftzug nach Kabul. Aber damals war es noch nicht so weit. Draußen in der Welt galt Afghanistan noch als ziemlich gottverlassen und weltentlegen. Kam ein fremder Journalist in Kabul an, so meinte er, mit der Reise von Peshawar etwas Außerordentliches geleistet zu haben; auch die nichtdeutschen Journalisten suchten mich auf, einer von ihnen glaubte wirklich, mich sozusagen in der Wildnis entdeckt zu haben. Er war recht erstaunt, ein gepflegtes Haus vorzufinden, in dem es zuging, wie es in einer europäischen Gesellschaft üblich ist. Die Frau hütet das Heim und wahrt die Sitte, und ohne Frau wird die Geselligkeit leicht einförmig, auf die Dauer fehlt die feinere, geistige Anregung. Aber an Frauen mangelte es bei den Fremden. Viele waren Junggesellen, und eine Möglichkeit, ihr Los zu verbessern, fanden sie hier nicht vor. Die afghanische Frau war für sie nicht vorhanden, und die europäische war vergeblich. Unsere deutsche Zofe war lange Zeit das einzige Mädchen in unserer Kolonie. Zahlreiche Verheiratete hatten ihre Familien zu Hause gelassen, die Italiener sämtlich, denn sie fürchteten die Schwierigkeiten des täglichen Lebens. Wo sollten die Kinder unterrichtet und die Frauen ärztlich betreut werden? Die sogenannte deutsche Schule erzog

ausschließlich afghanische Kinder, und einen deutschen Arzt gab es nicht. Gewiß praktizierten tüchtige türkische Ärzte, auch verfügte die britische Gesandtschaft über ein vorzügliches Hospital mit einem ausgezeichneten Doktor, einem englischen Militärarzt, der sich unseren Kranken stets bereitwilligst zu jeder Hilfe anbot, auch die afghanischen Krankenhäuser hielten sich für uns bereit, in dem Frauenkrankenhaus der afghanischen Regierung unterzog sich eine deutsche Frau mit dem größten Erfolg einer recht schwierigen Operation, doch ist es nicht jedermanns Sache, sich fremden Händen anzuvertrauen. Ich bemühte mich, hier einen Wandel zu schaffen. Das Auswärtige Amt gab mit Vergnügen meiner Anregung statt und bewilligte eine namhafte Beihilfe für die Einrichtung einer kleinen deutschen Schule mit Kindergarten, welche die Ortsgruppe unter ihre besondere Obhut nahm. Als die Schule da war, kamen die Frauen mit den Kindern nach. Schließlich erklärte sich die Regierung bereit, wieder deutsche Ärzte anzustellen, und Ende des Jahres 1936 konnte ich in Kabul eine Ärztin nebst Krankenschwester begrüßen. Beide deutsche Frauen haben sich ausgezeichnet bewährt und der deutschen Kolonie große Hilfe leisten können. Weitere deutsche Ärzte folgten, und damit war der Boden für ein eigenes deutsches Krankenhaus vorbereitet, das nach meiner Abreise entstehen konnte.

Da die einzelnen Kolonien sich getrennt hielten, gab es außerhalb der diplomatischen Missionen keine gemeinsamen geselligen Veranstaltungen. Übrigens wäre die deutsche Kolonie auch nicht in der Lage gewesen, eine andere einzuladen, denn sie verfügte nicht über ein eigenes Heim. Wollten die Deutschen zusammen sein, so konnten sie sich, abgesehen von einer Einladung in die Gesandtschaft, nur in der Wohnung eines Landsmannes treffen. Nur selten kreiste der Sorgenbrecher, die Flasche, denn das geistige Getränk, das öffentlich nicht verkauft werden durfte, war dem einzelnen Ausländer knapp zugemessen. Die Regierung bewilligte dem Haupt der Familie ein Jahreskontingent von 150 Flaschen, ohne Rücksicht auf Größe und Inhalt. Es langte nicht einmal zu einem Glas Bier täglich. Kabul errang den Ruf als Musterstadt der Solidität, und der abend-

liche Kanonenschuß schickte auch die Fremden so ziemlich ohne Ausnahme früh ins Bett.

Kein Pastor konnte einen Sünder zur Buße und Einkehr mahnen, denn es gab keinen. Selbst die britische Gesandtschaft hatte weder Church noch Reverend. Zwar war in der italienischen Gesandtschaft ein Raum als Kapelle eingerichtet, in welcher der Gesandtschaftskaplan die Messe abhielt, doch konnte der weltgewandte und liebenswürdige Pater nur französisch oder italienisch predigen, und die Mehrzahl unserer Volksgenossen war weder katholisch noch bewandert in dem Anhören einer französischen Predigt.

Meinen Lieblingsplan, der Kolonie einen eigenen Mittelpunkt in Gestalt eines Heimes zu schaffen, konnte ich bei meinem Abschied nur als Anregung hinterlassen, da es noch verschiedene Schwierigkeiten zu überwinden galt, obgleich sich die Regierung auf meine Anfrage bereit erklärte, mein Vorhaben nach Kräften zu unterstützen.

Ich erwähne all dies, um zu erläutern, unter welchen Schwierigkeiten unsere Volksgenossen ihre Tätigkeit ausübten, eine Tätigkeit, die unter keinen Umständen unterschätzt werden darf. Afghanistan war sozusagen Neuland, die afghanische Regierung war an uns mit der Bitte um Mitarbeit am Aufbau herangetreten, und wir hatten dem Ersuchen mit Freuden entsprochen. Nun sollte hier gezeigt werden, was selbstlose deutsche Arbeit leisten kann. Politische Nebenabsichten lagen uns aus erklärlichen Gründen fern, aber jede Leistung eines Deutschen im Auslande ist im weitesten Sinne genommen ein politischer Erfolg.

Die Leistungen unserer Volksgenossen sind in jeder Hinsicht vorbildlich und ein Beispiel deutscher Tüchtigkeit und Pflichterfüllung. Dem deutschen Fleiß und der deutschen Arbeit verdankt das Land die Mehrzahl der Fabrikanlagen, der neuen Straßen, Brücken, Kanäle, Bewässerungsanlagen. Auch die fortschreitende Städteplanung ist unser Werk. Nicht zu vergessen ist die Schulung des höheren Offizierskorps und die Erziehung der Jugend, die Ausbildung eines tüchtigen Handwerkerstammes.

Wie in der Leistung war die deutsche Kolonie auch richtunggebend in der Wahrung der nationalen Disziplin, der Würde und des Ansehens des deutschen Volkes. Dieser Erfolg gebührt vor allem der eisernen Arbeit der Ortsgruppe, namentlich ihrem langjährigen Leiter Oberst Christenn, dem auch die afghanische Regierung wiederholt Dank und Anerkennung ausgesprochen hat.

Die deutsche Gesandtschaft

Die ersten von Amanullah gerufenen Deutschen trafen vor der Gesandtschaft ein, die 1923, zunächst unter einem Geschäftsträger, eingerichtet wurde. Wie den anderen Missionen wurde auch der unsrigen bei dem Mangel an geeigneten Mietshäusern ein Palais zur Verfügung gestellt. Der ausgezeichnete Eindruck, den die Kriegsexpedition der Herren Niedermayer-Hentig hinterlassen hatte, war wohl der Anlaß, daß die Wahl der afghanischen Regierung auf das Palais in dem Garten fiel, den sich der Mogulkaiser Baber als Lieblingssitz auserkoren hatte, denn dort hatte die Expedition nach ihrer Ankunft in Kabul gewohnt. Nach der Beendigung der Schreckensherrschaft des Räubers Batcha Sakkao fand eine Neuverteilung der Sitze an die wiederkehrenden Gesandtschaften statt, doch erhielten wir Babur wieder, bis wir es aufgaben und ein Haus in der Stadt mieteten, das später Eigentum der Regierung wurde. Das neue, viel bescheidenere Gebäude wies zwar die Vorzüge einer moderneren Bauart auf, ohne jedoch im entferntesten die Vorteile eines alten afghanischen Herrensitzes zu erreichen. Vor allem fehlte außer der prachtvollen Lage mit dem einzig schönen Blick auf das grüne Tal ein Park. Ich mußte den winzigen Garten noch mehr einengen, um nach Niederlegung einiger Bäume einen Tennisplatz zu schaffen.

Das Haus wurde zweimal so baufällig, daß die Regierung mich vorübergehend umquartierte, einreißen und umbauen ließ. Die nimmermüde Fürsorge der aufmerksamen Regierung gestaltete das Haus wohnlicher und bausicherer; allerdings hätte sie es gänzlich neu bauen müssen, um jede Gefahr durch die häufigen Erdbeben auszuschalten. Immer wieder zeigten sich bedrohliche Risse in den Wänden aus ungebranntem Lehm, doch wenigstens war der Flügel, der die Schlafzimmer aufwies, aus „gebrenneten“ Ziegeln erbaut, wie mein Diener Mohammed

Akram berichtete. Mit dem nassen Lehm konnte nun einmal keine Stabilität erreicht werden, wie der erste Umbau dieses Flügels zeigte, so daß man nach dem abermaligen Abriß gebrannte Ziegel verwandte, die selten und teuer sind.

Als ich eintraf, war unsere Gesandtschaft das Aschenbrödel, nicht nur wegen des dürftigen Baues, sondern auch wegen der noch dürftigeren Einrichtung, die geradezu ärmlich aussah. Nach dem Umbau und nach dem Eintreffen der gediegenen neuen Einrichtung stiegen wir jedoch bald auf den ersten Platz, wenn sich auch weder die Kleinheit des Gebäudes noch die schlechte Lage ändern ließ. Als meine Frau die letzte Hand an die innere Ausgestaltung gelegt hatte, konnte sich die Gesandtschaft des Reiches tatsächlich sehen lassen, und wir ernteten von allen Seiten ehrliche Anerkennung.

Jede Spur des „Wildwestpioniers“ wurde vertilgt, zumal auch die höheren afghanischen Haushaltungen völlig guten europäischen Zuschnitt aufwiesen. Wir ließen Küchenchef und „Butler“ aus Indien kommen, so daß das willige und fleißige afghanische Personal erfahrene Lehrmeister erhielt.

In der Gesandtschaft wurden mit der von uns eingeladenen Kolonie die großen Fest- und Feiertage des deutschen Volkes begangen, und da die Zahl der Volksgenossen dies zuließ, konnten wir jeden ohne Ausnahme der Reihe nach an unserem Tisch als Gast begrüßen.

Der Weihnachtsfeiertag vereinigte die gesamte Kolonie unter unserem Tannenbaum, und der reichliche Erlös einer Tombola floß dem Winterhilfswerk zu.

Es gab wohl keinen Fremden gleich welcher Nationalität, der nicht die deutsche Gesandtschaft aufsuchte und dort zu Gast blieb, wenn er Kabul passierte. Selbst drei junge Weltenbummler zu Auto aus der französischen Schweiz klopfen zuerst, und nicht vergebens, an unsere Tür, da sie sehr knapp bei Kasse waren.

Die Güte der deutschen Weine unseres Kellers veranlaßte auch andere Missionen zu Bestellungen, und die beiden prächtigen Horch-Wagen brachten der Auto-Union weitere Kunden aus Kabul ein.

Eine große Hilfe fanden wir an zwei deutschen Volksgenossen früherer russischer Staatsangehörigkeit, die dem roten Rußland den Rücken gekehrt hatten und bisher in afghanischen Regierungswerkstätten bei bescheidenem Lohn ein kärgliches Auskommen fanden. Ich erreichte für sie die Einbürgerung in Deutschland und stellte sie dann in der Gesandtschaft als Hausmeister und Autofahrer an. Diese beiden tüchtigen Handwerker befreiten uns bei den stets auftauchenden Mängeln des Hauses von mancher Sorge.

Beinahe wäre das Ergebnis großer Mühe durch einen plötzlichen Brand des Dachstuhles vernichtet worden, den wir noch rechtzeitig mit den deutschen Schaumlöschern eindämmen konnten, bis die Feuerwehr erschien, die überraschend schnell eintraf und sachgemäß jede Gefahr beseitigte. Die Wehr rückte mit einer modernen Motorspritze an, und besser und pünktlicher hätte es bei uns auch nicht klappen können.

Die Verwaltung des Hauses gehörte ressortmäßig zum Bereich des afghanischen Handelsministers, und ich wünschte mir ständig einen solchen entgegenkommenden „Hausbesitzer“.

Das Diplomatische Korps

In Kabul waren diejenigen Mächte vertreten, für die besondere Gründe vorlagen. England (Indien), die Sowjetunion und der Iran sind die Nachbarländer, die Türkei ist die führende islamische Macht in Asien, Deutschland, Italien und Frankreich sind am Aufbau des Landes beteiligt. Japan richtete eine Gesandtschaft ein, als sein Export die Richtung auch nach Afghanistan einschlug. Im übrigen ist Afghanistan die Barriere zwischen Rußland und Indien, das Land beherrscht die Schlüsselstellung auf dem Landweg nach Indien, und aus diesem Grunde ist Kabul für die Großmächte ein nicht unwichtiger Beobachtungsposten.

Die Gruppierungen der einzelnen Mächte spiegelten sich in ihren Vertretungen wider. Der türkische Botschafter unterhielt engere Fühlung mit dem sowjetrussischen Kollegen, der deutsche und der italienische Gesandte schlossen sich näher aneinander an, der Japaner besuchte mich häufiger als andere, nur der Engländer blieb in *splendid isolation*. Einen innigeren Verkehr mit dem überall gern gesehenen französischen Gesandten konnte er schon aus dem Grunde nicht pflegen, weil keiner von beiden die Sprache des anderen verstand. Die Beziehungen des Briten zu der Sowjetvertretung waren kühl und korrekt, und die merkliche Annäherung Londons an Moskau färbte auf Kabul nicht ab. Für die Briten in Indien blieb der Russe der Feind, denn die bolschewistische Propaganda machte in Indien bedenkliche Fortschritte, und den unruhigen Stämmen im „Niemandland“ schienen Gold und Waffen aus verdächtigen Quellen zuzufließen. Die Tätigkeit der Sowjetvertretung in Kabul wurde daher von der britischen Gesandtschaft mit besonderem Mißtrauen betrachtet. Den Sowjetdiplomaten blieb die Einreise nach Indien untersagt, sehr zum Leidwesen der Frau Olga Stark, die doch so gern das Wunderland Indien

kennengelernt hätte, was ich ihr nur nachfühlen konnte. Wenn sie mit ihrem Wagen von Djellalabad, wo sie einen Teil des Winters verlebte, an die Grenze fuhr — gern wurde es nicht gesehen —, dann schien umgekehrt auf der afghanischen Seite ein unsichtbares Band mit der Inschrift die Straße zu überspannen: Es ist verboten, die indische Grenze zu überschreiten!

Bereits dieses Verbot wirkte abkühlend auf die Beziehungen zwischen beiden Vertretungen, da es nun einmal die Sowjetdiplomaten einer peinlichen Ausnahmebehandlung unterwarf.

Gegenseitig bereiteten wir uns keine Schwierigkeiten, nachdem ich den Übereifer eines untergeordneten Sowjetdiplomaten nach eingehender Aussprache mit dem Botschafter gebremst hatte. Es war zwecklos, daß der eine geschäftige Propaganda gegen den anderen trieb, denn die afghanische Regierung hatte ihre Marschroute festgelegt und ließ sich nicht durch Einflüsterungen beeinflussen.

Das nachbarliche Verhältnis ergab die Notwendigkeit eines befriedigenden Wirtschaftsverkehrs mit der Sowjetunion von selbst, andererseits schlossen politische Rücksichten eine unmittelbare und aktive Beteiligung Moskaus an dem afghanischen Aufbau aus. Ähnliche Erwägungen bestimmen mit den gebotenen Abweichungen das afghanische Verhältnis zu den Engländern, die für das Volk den Feind bedeuten. Engländer kamen, ebensowenig wie Sowjetrussen, weder als Offiziere noch als Beamte in Betracht. Auch als Ingenieure und Betriebsleiter wurden sie nicht angestellt, ausnahmsweise bauten zwei englische Techniker die von England gelieferte drahtlose Station auf. Dies war eine einmalige Arbeit, und die Herren waren nicht von der afghanischen Regierung angestellt, sondern von der englischen Lieferfirma entsandt.

Die Türkei konnte zwar geschulte Ärzte, Offiziere und Beamte entsenden, jedoch keine Lieferungen technischer Art vornehmen.

Deutschland konnte sowohl Sachverständige für jedes Gebiet zur Verfügung stellen als auch Lieferungen jeder Art vornehmen, und da wir politisch gänzlich uninteressiert waren und weder Bindungen an die Sowjetunion noch an England besaßen, hatten wir im Wettbewerb die günstigsten Aussichten. Dem

Engländer erschienen wir als das kleinere Übel, wir waren ihm angenehmer als die Japaner, die gleich uns Sachverständige und Maschinen anbieten konnten, denn die Briten mußten es ungern sehen, daß sich Japan in einem Nachbarland Indiens eine privilegierte Stellung verschaffte. Die Japaner hatten politische Interessen in Asien, wir nicht. Sie hatten im übrigen nicht vor, uns den Rang abzulaufen, auch den Japanern war es lieb, wenn wir und nicht andere an erster Stelle berücksichtigt wurden. Auch lieferten sie nicht auf Kredit, sondern nur gegen bar. Wenn die Engländer uns keine offenen Schwierigkeiten bereiteten, so gingen sie auch von der nicht unrichtigen Auffassung aus, daß wir nichts verschenkten und die Afghanen daher in Anbetracht der Begrenztheit ihrer Mittel von uns nicht so stark gemacht werden könnten, daß sie eine plötzliche Gefahr für Indien wurden. Der britische Kollege legte mir also keine Steine in den Weg, auch nicht in der Frage der Durchfuhr deutscher Waffen für die afghanische Armee durch Indien, die schon zu einer Zeit geregelt wurde, als die Beschränkungen des Versailler Vertrages formell noch bestanden.

Die Franzosen hatten das vertragsmäßige Monopol für archäologische Forschungen und Ausgrabungen, und es fiel mir nicht im geringsten ein, die ausgezeichneten Mitglieder der französischen Mission, die Hervorragendes für die Wissenschaft leisteten, irgendwie zu stören. Ihre Arbeit galt der Allgemeinheit und dem Nutzen des Landes. Es war mir stets eine Freude, mich mit den Herren über ihre Tätigkeit und ihre Erfolge zu unterhalten.

Nachdem Afghanistan sich bis in die neueste Zeit völlig abgeschlossen hatte, war es für das Land eine Notwendigkeit, den Kontakt mit der westlichen Kultur und Bildung nicht ausschließlich auf einer Leitung zu unterhalten. Es war also durchaus einzusehen, daß eine deutsch und eine französisch geleitete höhere Schule nebeneinander bestehen konnten, ohne sich zu befehden. Auch die französischen Lehrer machten ihrem Lande Ehre. Ich bemühte mich, sie mit Familien öfters in unsere Gesandtschaft zu ziehen.

Ein eigenes politisches Interesse hatte Frankreich in Afghanistan nicht mehr, es sei denn das Bestreben, den britischen

Kurs mitzusteuern. Die Orientgegensätze waren seit der Entente, also schon lange vor Ausbruch des Weltkrieges, endgültig behoben, und die späteren Differenzen in der türkisch-syrisch-arabischen Frage wirkten nicht bis nach Afghanistan. Mit der Begründung der Entente vergaß die französische Regierung, daß es unruhige Stämme im Niemandsland gab, die doch früher Waffen geliefert bekamen, die merkwürdigerweise einen französischen Firmenstempel trugen! Auch das amtliche Jahrbuch für Indien rühmt, daß Frankreich diese Politik der Nadelstiche völlig aufgegeben hat.

Das Auftauchen der rührigen Skoda-Werke auf dem afghanischen Markt verschaffte der französischen Gesandtschaft, welcher der Schutz der tschechischen Interessen anvertraut war, eine Gelegenheit, die Angebote dieser Firma in Waffen und Maschinen zu fördern. Tatsächlich wurden die Tschechen, die sehr billig liefern konnten, verschiedentlich unsere ernstesten Konkurrenten. Auch dieses Kapitel gehört nun der Vergangenheit an, und die Franzosen haben hier „*pour le roi de Prusse*“ gearbeitet.

Nach der Vertreibung des Räubers hatten die Türken das Gesundheitswesen so ziemlich mit Beschlag belegt. Deutsche Ärzte wurden nicht wieder berufen, als der letzte von ihnen, Gesandtschaftsarzt Dr. Pauschardt, nach mehrjährigem Aufenthalt im Lande endgültig heimkehrte. Dr. Pauschardt blieb in Kabul, als der „Sohn des Wasserträgers“ die Herrschaft an sich riß, und amtierte zwei Jahre als deutscher Geschäftsträger.

Später sah die Regierung ein, daß die Beschränkung auf die an sich äußerst tüchtigen türkischen Ärzte doch die Gefahr der Einseitigkeit in sich barg, und es wurde mir dann nicht schwer, die Tür wieder für deutsche Ärzte zu öffnen. Meine Beziehungen zu dem türkischen Botschafter erfuhren dadurch nicht die geringste Trübung. Wir sind Freunde geworden und geblieben. Seine Exzellenz Memduh Schewket Esendal hat mich jederzeit in vornehmer Weise unterstützt, auch verbarg er seine Freundschaft und Hochachtung nicht vor der afghanischen Regierung.

Ich freue mich, daß ich die beiderseitigen Kolonien näher aneinander heranbringen konnte, zumal ein Teil der türkischen

Herren fließend Deutsch sprach. Natürlich gab es ab und zu eine Art Wettlauf um eine Lieferung oder einen bescheidenen Posten, doch war dies alles nicht tragisch zu nehmen. Es verstand sich von selbst, daß der deutsche Gesandte nicht in jeder Sache für sich einen Erfolg buchen konnte.

Angenehm war es für den Diplomaten in Kabul, daß er nicht im Schatten des Vertreters einer überragenden Macht stand. Afghanistan ließ sich durchaus nicht mit Ägypten oder dem Irak vergleichen, in welchen Ländern der britische Botschafter im Grunde genommen führt und den Einfluß besitzt. Afghanistan war völlig unabhängig und ließ sich nicht beeinflussen. Die in Kabul vertretenen Mächte standen auf gleichem Fuß, und es kam auf die diplomatische Geschicklichkeit an. Das öftere Gerede von einer Vorrangstellung des britischen Gesandten erwies sich als Fabel. Natürlich hatte der Engländer brennendere Interessen als wir, zwischen Indien und Afghanistan liegt Waziristan mit den unruhigen Stämmen, dort schwelt ein nimmer auslöschender Brandherd. Diese Sorgen geben dem Bevollmächtigten Minister Seiner Britischen Majestät in Kabul ein besonderes Feld der Tätigkeit, seiner Stellung eine erhöhte Bedeutung, ihm selbst aber weder Einfluß auf die äußere noch die innere Politik des Landes.

So waren an sich alle Voraussetzungen für ein friedliches Leben innerhalb des Diplomatischen Korps gegeben. Schließlich hatten wir alle die gleichen Nöte — abgesehen von dem Engländer in der mit allem versehenen britischen „Ark“ — und das gleiche Bestreben, durch Pflege der Geselligkeit in unserem Kreis die Einförmigkeit des Daseins zu unterbrechen, um nicht geistig zu veröden. Allerdings wechselte die Zusammensetzung des Korps sehr schnell. Je ein italienischer und französischer Gesandter starb, und als ich Kabul nach drei Jahren verließ, war aus der Zeit meines Amtsantrittes nur noch der türkische Botschafter übrig, und ich selbst war aus dem jüngsten der älteste Gesandte geworden.

Es ist für mich eine Genugtuung, daß die deutsche Gesandtschaft in der diplomatischen Gesellschaft eine führende Stellung einnahm und zu jeder Vertretung ausgezeichnete Beziehungen

unterhielt. Niemals gab es eine Reibung, niemals eine der doch sonst so häufigen Verstimmungen. Jeder kam gern zu uns, und niemand legte Minen im Hintergrund. Selbst die beiden Sowjetbotschafter, die ich nacheinander kennenlernte, suchten mit uns eine engere gesellschaftliche Fühlung herzustellen. Jedenfalls war der Verkehr, soweit die Verhältnisse es zuließen, auch mit der Sowjetbotschaft äußerst harmonisch.

Während ich mich krank in Berlin befand, nahm meine Frau von Kabul Abschied. Der türkische Botschafter gab ihr zu Ehren als Doyen ein offizielles Diner in Anwesenheit des vollzähligen Diplomatischen Korps und überreichte ihr mit den herzlichsten Worten des Dankes und der Freundschaft ein wertvolles Geschenk. Ich selbst erhielt von ihm einen langen Brief.

Wir waren sämtlich Berufsdiplomaten, mit Ausnahme der Engländer. Wir hatten bereits einen anderen Auslandsposten bekleidet und bereiteten uns vor, von hier in ein anderes Land versetzt zu werden, doch die Herren der britischen Gesandtschaft kamen sämtlich aus Indien und gingen dann wieder dorthin zurück. Für die britische Regierung hatte Afghanistan nur die eine Bedeutung: die gemeinsame Grenze mit Indien. Aus diesen Gründen wurde die Gesandtschaft ausschließlich mit Spezialisten der indischen und afghanischen Verhältnisse besetzt. Die Herren rekrutierten sich aus den *Political officers* der indischen Armee und auch aus Beamten des indischen *Civil service*. Der Gesandte, der abwechselnd militärischer oder ziviler Herkunft war, blieb fünf Jahre auf seinem Posten, nachdem er bereits vorher als Sekretär oder Rat an der Gesandtschaft längere Zeit gearbeitet und dann wieder eine Beschäftigung im indischen Dienst gefunden hatte. Eine Übernahme in den eigentlichen diplomatischen Dienst fand nicht statt, und die Gesandtschaft war eher eine Vertretung des Vizekönigs in Delhi als des Foreign Office in London. Die Vorstellung von dem typischen Engländer, der nur seine eigene Sprache kennt und die Sitten anderer Völker ignoriert, ging hier fehl. Die Herren waren sämtlich ausgezeichnete Landeskenner, die fließend Persisch und auch Urdu sprachen. Sie schienen gewissenhafte und fleißige Arbeiter zu sein, die ihre Kenntnisse unermüdlich bereicherten.

In den Büchern, die sich mit der Geschichte der britischen Ausbreitung in Indien befassen, begegnete ich öfters den Namen, die diese Herren trugen, ein Beweis dafür, daß sie Nachkommen von Personen waren, die mithalfen, die Grenzen des britischen Empire in Indien ständig weiter zu stecken. Es muß seit Generationen Familien indisch-afghanischer Spezialisten geben, deren Sprossen sich immer wieder der gleichen Beschäftigung hingeben.

Die britische Gesandtschaft war stark besetzt, sie wies als Mitarbeiter des Gesandten auf: Gesandtschaftsrat, Legationssekretär, Militärattaché und einen Gesandtschaftsarzt im Offiziersrang. Das zahlreiche mittlere Personal kam, als nicht zum Diplomatischen Korps gehörig, nicht zum Vorschein. Ich habe die Herren niemals gesehen, auch nicht die gleichrangigen sowjet-russischen Bürobeamten, wofür natürlich andere Gründe vorlagen. Dagegen wurde dem Kanzler der deutschen und der italienischen Gesandtschaft das Privileg des Diplomaten zuerkannt, zumal die Herren bei Abwesenheit des Gesandten als Geschäftsträger fungierten. Auch von der afghanischen Regierung wurden die Herren als vollgültige Angehörige des Diplomatischen Korps behandelt. Gegenüber der deutschen Gesandtschaft ging die Regierung noch einen Schritt weiter, indem sie in diese gesellschaftliche Vorzugsbehandlung auch die Sekretärin einschloß. Selbst die Königin war gütig genug, ihre Einladungen auf unsere Sekretärin zu erstrecken. Es hing natürlich auch von der Persönlichkeit ab, da die anderen Missionen sich dieses Vorzugs nicht rühmen konnten.

Jeder Missionschef gab im Winter ein offizielles Diner für das gesamte Korps, und wer, wie ich, nicht sämtliche Gäste auf einmal placieren konnte, erstreckte die Einladungen auf mehrere Abende. Nach der Ankunft oder bei dem Abschied eines Missionschefs lud der Doyen zu einem Diner ein, an welchem die Missionschefs mit ihren Damen sowie die Angehörigen der Mission des Festgastes teilnahmen. Es stand den anderen Botschaftern und Gesandten frei, auch ihrerseits eine Veranstaltung zu geben, jedoch in kleinerem Kreise, sonst hätten wir ja jedesmal aus der gleichen Veranlassung heraus achtmal hintereinander

in derselben Besetzung zu Tisch sitzen müssen. Zu diesen offiziellen Veranstaltungen wurden weder Angehörige der Kolonien noch der Regierung hinzugezogen.

Das eigene Nationalfest beging der Missionschef mit einem großen Empfang, nachmittags oder abends, während der Engländer zum Geburtstag des Königs am Vormittag einlud. Eingeladen wurden hierzu neben dem Diplomatischen Korps in voller Stärke die Mitglieder der afghanischen Regierung, die mit sämtlichen Ministern und zahlreichen höheren Beamten und Offizieren erschien, sowie fast sämtliche Angehörigen der fremden Kolonien. Wir waren übereingekommen, bei diesen Veranstaltungen abends im Frack, nicht in großer Uniform, und am Tage im Cut zu erscheinen. Es wurde Tee gereicht und später ein kaltes Büfett mit Getränken aller Art eröffnet. Mit Rücksicht auf die afghanischen Gäste wurden stets zwei verschiedene Büfetts für Speisen und für Getränke vorbereitet, da die Herren weder geistige Getränke noch Schweinefleisch und Wurstwaren zu sich nehmen. Sie nahmen jedoch keinen Anstoß, daß wir anderen in ihrer Gegenwart den bei uns üblichen Getränken und Gerichten zusprachen. Am Tanz beteiligten sie sich nicht, auch verabschiedeten sie sich früher als die übrigen Gäste.

Bei meiner Ankunft fand ich einen seltsamen Brauch vor, der noch aus den Gründerjahren des Diplomatischen Korps stammte, damals wohl seine Berechtigung besessen haben mochte, sich inzwischen aber überlebt hatte. Zur Belebung der Geselligkeit und sicherlich auch zu Informationszwecken hatte es sich eingebürgert, daß jeder Missionschef an einem bestimmten Tage jedes Monates einen großen Tee-Empfang mit kaltem Büfett, Getränken und Tanz gab, zu dem neben dem Korps und der Regierung sämtliche Ausländer eingeladen wurden. Der deutschen Gesandtschaft war der erste des Monates vorbehalten. Sollte der Empfang ausfallen, so wurden Regierung und Missionen hiervon mit Verbalnote verständigt. Wir hatten also monatlich sieben bis acht feste Empfänge, jedoch hatten die Missionschefs, auf deren Kosten diese Veranstaltungen gingen, immer weniger Gefallen hieran, sie schickten sich gegenseitig schließlich nur noch ihr Personal zu. Ebenso erschien die afgha-

Der 1. Mai in der Gesandtschaft



Von rechts nach links: Der Premierminister, der deutsche Gesandte, Frau Ziemke, der Hofminister



Von rechts nach links: Premierminister, Hofminister, der französische Gesandte (mit Glas), der persische Botschafter, der deutsche Gesandte



Frau Ziemke in afghanischer Tracht



Die Eskorte für Frau Ziemke

nische Regierung immer spärlicher. Die Ausländer hatten hier nun eine Gelegenheit, das Jahreskontingent von 150 Flaschen beliebig und noch dazu gratis zu überschreiten, auch konnten sie vergleichen, bei wem das Büfett reichhaltiger war und wer mit Schaumwein knauserte. Da die fremden Kolonien anwuchsen, gab es in den kleinen Räumen der deutschen Gesandtschaft bald eine drangvolle Enge. Unangenehm bei dieser Übung war, daß der Gastgeber nicht wußte, wie viele Gäste er zu erwarten hatte, denn die Einladung war „an alle“ gerichtet, ohne daß eine Antwort erforderlich war. Daß sich noch andere Unzuträglichkeiten einschlichen, ist erklärlich. Auch schenkte sich öfters jemand etwas zuviel ins Glas, und die afghanischen Herren mochten ungern Zeugen eines peinlichen Vorfalles sein. Schließlich war der Fremde, der sich im Rausch vorbeibehaarte, ja ihr Angestellter. Die Regierung äußerte noch andere Bedenken gegen diese regelmäßigen Massenempfänge. Sie empfand es mit Rücksicht auf die Stimmung im Volke störend, daß ihre ausländischen Angestellten in Scharen die Empfänge auf der Sowjetbotschaft und der britischen Gesandtschaft besuchten.

Das Volk stand diesen beiden Vertretungen mißtrauisch gegenüber, und das Mißtrauen erstreckte sich auch auf die regelmäßigen Besucher.

Wir brachen also mit diesem System; jeder von uns gab einen Empfang, wann er es für gut hielt und lud die Gäste mit persönlicher Karte ein. Der Gast hatte zu antworten, ob er annahm oder ablehnte.

Das neue Verfahren war mir um so lieber, als ich die Massenempfänge bei den Sowjetrussen und Engländern nicht erwidern konnte, denn beide hatten keine Kolonien. Ich war nicht in der Lage, als Dank für die reichliche und häufige Bewirtung unserer Volksgenossen nun eine russische oder britische Kolonie bei mir zu sehen, und es ist peinlich, stets nur der nehmende Teil zu sein.

Nachdem der alte „Kabulbrauch“, den regelmäßig eine vom türkischen Botschaftsrat kommandierte Quadrille beschloß, in Wegfall gekommen war, hatte jeder von uns es in der Hand, sich einen eigenen Kreis zu bilden und der Form der Gesellig-

keit eine so notwendige Abwechslung zu geben. Ich gab unter Teilnahme der entsprechenden Missionen deutsch-türkische, deutsch-italienische und deutsch-französische Abende, die allgemeinen Beifall fanden.

Einen Klub besaß das Diplomatische Korps ebenfalls nicht. Von Sport wurde gemeinsam nur Tennis getrieben, wenige von uns waren Jäger und Reiter.

Wir konnten kaum irgend etwas Besonderes veranstalten, denn es gab kein Orchester, und niemals kamen Künstler nach Kabul, die uns mit Gesang, Theater, Konzert, Vortrag oder Tanz hätten erfreuen können. Wir brachten es nicht einmal zu einem Liebhabertheater.

Die Pflege der rein gesellschaftlichen Beziehungen zur afghanischen Regierung blieb den Missionen nach eigenem Gutdünken überlassen, da wir keine Regeln aufgestellt hatten, abgesehen von der ungeschriebenen Einschränkung, zu dem von jeder Mission veranstalteten offiziellen Essen für die Regierung kein Mitglied des Korps zuzuziehen. Es wären dann unliebsame Schwierigkeiten mit der Sitzordnung entstanden, die besser vermieden wurden. Da die Zahl der einzuladenden afghanischen Herren sehr groß war, verbot auch der Platzmangel die Einladung anderer Gäste. Hierzu wäre nur die britische Gesandtschaft in der Lage gewesen.

Die Regierung zog ein Frühstück einer Einladung zum Abendessen vor. Die Namensliste wurde im Benehmen mit dem Chef des Protokolls aufgesetzt, der auch die Sitzordnung prüfte. Es war Sitte, daß der Premierminister als der vornehmste Gast an dem Frühstück teilnahm. Ich gab Seiner Königlichen Hoheit meinen Platz als Hausherrn, ihm gegenüber saß meine Frau, die zur Rechten den Kriegsminister, ebenfalls einen königlichen Prinzen, hatte; rechts neben dem Premierminister saß der Hofminister als Schwiegervater des Königs, ich links von ihm neben dem Präsidenten der Kammer. Außer sämtlichen Ministern erschienen: der Generalsekretär des Königs, Prinz Asadullah als Kommandeur der Gardedivision, der Präsident der Afghan National Bank, die Staatssekretäre, der Chef des Protokolls, der Kabinettschef des Premierministers.

Bei dieser Gelegenheit tranken auch wir nur Wasser, Reden wurden nicht gehalten, und die Herren zeichneten sich dann in unserem Gästebuch ein.

An diese Frühstücke denke ich mit besonderem Vergnügen zurück, da die Herren sich natürlich und ungezwungen gaben. Bald entstand eine lebhaftere Unterhaltung, die in den verschiedensten Sprachen geführt wurde, da ein Teil entweder Englisch oder Französisch oder, wie die Minister für Post und Gesundheit, ausgezeichnet Deutsch sprachen, andere aber nur Persisch. Türkisch kam noch hinzu, denn nur auf diese Weise konnte ich mich mit dem Handelsminister verständigen. Der Außenminister fand hier Gelegenheit, seinem Humor die Zügel schießen zu lassen, denn er liebte, im zwanglosen Kreis witzige Bemerkungen zu machen. Auch der Premierminister ging merklich aus sich heraus. Die Herren waren so vielseitig interessiert, daß der Gesprächsstoff nicht ausgehen konnte, sie hatten auch viel gesehen und viel erlebt. Niemals servierte mein afghanisches Personal aufmerksamer als bei dieser Gelegenheit.

Der König

Der König entstammt einem alten führenden Geschlecht des Königstammes der Duranis, aus dem sämtliche drei Dynastien des Reiches hervorgegangen sind. Mit dem gestürzten Haus des früheren Königs Amanullah ist das seinige zweifach verwandt. Der gemeinsame Ahnherr beider Häuser, Paindah Chan, ist der Vater der beiden Brüder Emir Dost Mohammed und des Sirdar Sultan Mohammed von Peshawar. Der erstere begründete die mit Amanullah gestürzte Dynastie, während sich die heute regierende Linie in unmittelbarer Folge von dem anderen Bruder herleitet. Durch Heiraten haben sich beide Linien verschwägert. Die mütterliche Seite führt sowohl auf die erste Dynastie der Sadozai als den letzten Mogulkaiser von Indien zurück. In Abweichung von der sonstigen mohammedanischen Übung gilt für das Königshaus hinsichtlich der Frau der Grundsatz der Ebenbürtigkeit. Der Afghane der Rasse ist stolz auf seine Abstammung, die er auf Generationen zurück verfolgt, und das Königshaus besitzt eine lückenlose und einwandfreie Ahnentafel.

Der König nimmt keine Einladungen an und betritt niemals das Haus einer diplomatischen Mission. Er nimmt Rücksicht auf die noch vorherrschende mohammedanische Sitte, die nicht zuläßt, daß der Herrscher sich in Gesellschaft einer fremden Frau befindet, und der Missionschef könnte nicht gut die eigene Frau aus seinem Haus anläßlich der Gegenwart Seiner Majestät verbannen. Es dürften noch andere Hinderungsgründe vorliegen. Die Bevorzugung der Vertretung eines Landes durch Annahme ihrer Einladung und Ablehnung einer anderen erscheint politisch unerwünscht, andererseits wäre es mit Rücksicht auf die nationalen Gefühle des Volkes nicht ratsam, die britische oder die sowjetrussische Vertretung mit der königlichen Gegenwart zu beehren. Auch bringt die Zurückgezogenheit des Herr-

schers seine Erhabenheit in den Augen des Volkes vorteilhafter zum Ausdruck. Einmal im Jahr, am 16. Oktober, werden Botschafter, Gesandte und Geschäftsträger von Seiner Majestät zu einem offiziellen Staatsdiner in das Palais von Dilkuscha gebeten, an dem die Minister und einige königliche Prinzen teilnehmen. Damen sind ausgeschlossen. Für diesen Tag wird der Gedenktag, Nedjat e Vatan, an die Befreiung des Landes von der Herrschaft des Räubers durch König Nadir gewählt. Die Feier gilt auch der Erinnerung an die Inthronisierung des jetzigen Königshauses, das sich mit dieser Tat den Dank des Landes und die Krone erwarb.

Nach dem Diner schreitet der König kurz die Front der übrigen Angehörigen des Diplomatischen Korps und der höheren ausländischen Angestellten ab. Er verläßt den Empfangssaal, ohne in ihrer Gesellschaft zu verweilen. Für den weiteren Verlauf des Empfanges tritt seine Regierung an die Stelle des hohen Gastgebers.

Anläßlich der beiden großen religiösen Feiertage empfängt der König zweimal im Jahr, wiederum im Palais von Dilkuscha, das gesamte Diplomatische Korps, ebenfalls ohne Damen. Die Chefs stellen sich dem Rang nach in einer Linie auf, hinter ihnen formieren sich in Reihen die Räte, Sekretäre, Militärattachés und die sonstigen Diplomaten. Nach Begrüßung durch den Chef des Protokolls und den Hofminister erscheint der König in Begleitung des Premierministers und des Außenministers. Der Doyen des Korps verliest eine kurze Glückwunschartrede in französischer Sprache, auf die der Souverän kurz persisch erwidert. Der König reicht jedem von uns die Hand, wobei wir Gelegenheit haben, die persönliche Gratulation unseres Staatsoberhauptes und unsere eigene vorzubringen. Unmittelbar darauf zieht sich der König zurück, und wir gratulieren noch den anwesenden Ministern. Die Zeremonie, die eine Viertelstunde in Anspruch nimmt, ist hiermit beendet.

Das eine religiöse Fest, Id i Fitr, ist die Beendigung des Fastenmonates Ramazan, der in Afghanistan strikt beachtet wird, die Beachtung wird auch mit staatlichen Zwangsmitteln erzwungen. Während des Ramazan ist keine besonders günstige

Zeit, dienstliche Angelegenheiten bei den Behörden zu betreiben. Das Fest berechnet sich nach dem mohammedanischen Kalender, auch hängt der Beginn davon ab, ob ein Molla den Neumond gesehen hat. Steht dies fest, dann fallen am Abend 17 Kanonenschüsse, und wir wissen, daß der Empfang am Morgen zu der festgesetzten Zeit beginnt. Für wohl alle ist das Fest der Beendigung der Fasten eine Erlösung, die freudig begrüßt wird.

Am Id i Oddha gedenkt der fromme Mohammedaner der Eroberung Mekkas durch den Propheten und des Opfers Ibrahims.

Es handelt sich um Feste, die in der ganzen mohammedanischen Welt gefeiert werden, sie haben dort die gleiche Bedeutung wie bei uns Weihnachten und Ostern. Feste der Familie sind es, die Afghanen beschenken sich, auch der König läßt den ausländischen Angestellten ein Säckchen mit Süßigkeiten überreichen. Der Armen wird gedacht, wie es die Religion vorschreibt, das „Opfer“ eines Kalbes oder eines Hammels geschieht zugunsten der Bedürftigen.

Das drittemal sieht der König die Diplomaten anläßlich des Djäschfestes, das in einem besonderen Kapitel geschildert worden ist. An einem dieser Festtage ließ sich Seine Majestät, 1936, zum erstenmal die Damen der Missionschefs vorstellen.

Da der König äußerst zurückhaltend ist, bietet sich den Botschaftern und Gesandten, die in der Königsloge dem Vorbeimarsch der Truppen beiwohnen, kaum eine Gelegenheit, mit ihm ein Gespräch zu führen. Der König unterhält sich mit seinen Ministern und Offizieren. Der Premierminister richtete es regelmäßig ein, daß der Herrscher mich ansprach, wobei die Erwähnung der Tätigkeit des Obersten Christenn den Anknüpfungspunkt bildete.

Der König ist ein konstitutioneller Monarch, er empfängt die Botschafter und Gesandten — nicht die Geschäftsträger — außer bei der Entgegennahme des Beglaubigungs- und des Abberufungsschreibens lediglich aus besonderen formellen Anlässen, wie Abmeldung auf einen längeren Urlaub und Zurückmeldung. Politische Angelegenheiten bespricht der König nicht mit den fremden Diplomaten, und er läßt sich von ihnen auch nicht schriftlich angehen.

Bei mir lagen verschiedene besondere Anlässe vor, auch hatte ich die Ehre, dem König ein Handschreiben zu überreichen, in welchem der Führer ihm die Übernahme des Amtes des Reichspräsidenten anzeigte. Bei diesen Audienzen, denen entweder der Hofminister oder der Außenminister beiwohnte, trug der König einfache Uniform, während ich im Cut war. Der Herrscher empfing mich am Schreibtisch in einem Arbeitszimmer des Palais von Dilkuscha. Aus der Audienz entwickelte sich eine längere, zwanglose Unterhaltung.

Bei sonstigen Gelegenheiten läßt sich der König durch den Hofminister vertreten.

Von durchreisenden Persönlichkeiten empfängt der König nur solche von hoher politischer Bedeutung, dagegen keine Journalisten.

Die ausländischen Angestellten sind nicht in der Lage, sich dem König zu nähern. Sie sehen ihn lediglich bei der allgemeinen Vorstellung der Beamtschaft und des Offizierskorps anlässlich der großen Feiertage. Doch wurde Oberst Christenn verschiedentlich vom König empfangen, auch gelegentlich seiner endgültigen Abmeldung nach Deutschland.

Ordensauszeichnungen verleiht der König äußerst sparsam. Während meiner Tätigkeit wurde von sämtlichen deutschen Sachverständigen lediglich Oberst Christenn mit einem Orden dekoriert, nicht einmal Legationssekretär und Kanzler der Gesandtschaft wurden bei ihrem Weggang bedacht.

Mir verlieh der König, als ich nicht mehr zurückkehren konnte, das Großband des Hohen Afghanischen Führerordens.

Die Regierung

Die historische Gastfreundschaft der Afghanen wirkte sich auf die gesellschaftlichen Beziehungen zwischen Regierung und Diplomatischem Korps aus. Die Regierung bemühte sich aufrichtig, in näheren Kontakt mit den Diplomaten zu gelangen, ihnen eine Abwechslung zu bieten und ihnen zu zeigen, daß sie willkommene Gäste des Landes sind. Manche empfanden die Einladungen als zuviel, aber es war wohl weniger die Zahl als die Gleichförmigkeit der Veranstaltungen, die dieses Gefühl hervorrief. Stets sah sich der gleiche Kreis, der Empfang rollte in der gewohnten Folge ab, und ebensowenig wie bei uns wurde hier eine künstlerische Darbietung geboten. Den Veranstaltungen fehlte der Reiz des typisch Afghanischen, die besondere Note. In nichts unterschieden sich die afghanischen Empfänge von der gleichartigen Veranstaltung einer diplomatischen Mission, es sei denn, daß keine geistigen Getränke angeboten wurden. Allerdings standen den Mitgliedern der Regierung mehr Räumlichkeiten und größere Parks zur Verfügung, dafür vermißte ihre Häuslichkeit den Scharm der Hausfrau, denn nur Herren empfingen uns in einem ausschließlich für offizielle Gelegenheiten eingerichteten Haus, das die afghanische Frau gar nicht bewohnte. Wir waren immer zu Gast in unserer amtlichen Eigenschaft in amtlichen Repräsentationsräumen. Nur die gewinnende Herzlichkeit, die Aufmerksamkeit unserer Gastgeber half über den Eindruck der Kälte und Leere hinweg, den konventionelle Empfänge in konventionellen Räumen erwecken mußten.

Veranstaltet wurden in der Regel Empfänge am Nachmittag, seltener am Abend, gelegentlich auch Dinners.

Die Nachmittagsempfänge dauerten von 4 bis 8 Uhr. Außer den Herren und Damen des Diplomatischen Korps wurden einzelne ausländische Sachverständige mit ihren Frauen zu-

gezogen, doch schränkte sich dieser Kreis im Verlauf der Jahre ein. Auf der afghanischen Seite nahmen außer den Ministern, Staatssekretären, höheren Beamten nur Generäle, höhere Offiziere und sonstige Würdenträger teil, jedoch keine Privatpersonen. Ab und zu erblickten wir bei außerordentlichen Veranstaltungen auch führende Persönlichkeiten der Stämme, sie trugen die Uniform eines Generaladjutanten des Königs, an dessen Hof sie Dienst taten.

Ein großer Teil der afghanischen Herren meisterte keine fremde Sprache, so daß die Mehrzahl der Diplomaten auf eine Unterhaltung mit ihnen verzichten mußte. Ich bedauerte aufrichtig, mit dem sympathischen und vornehmen Präsidenten der Kammer nicht tiefere Gespräche führen zu können.

Gewöhnlich, aber nicht immer, erschien der Premierminister in der Regel später, und öfters verschwand er als erster.

Wir wurden empfangen, begrüßten uns, standen und begrüßten die weiteren Ankömmlinge. Dann baten unsere Gastgeber zum kalten Büfett, und auch den Tee nahmen wir gewöhnlich stehend ein. Die weitere Zeit vertrieben wir uns mit Bridge, das ohne Geld gespielt wurde, auch mit orientalischen Brettspielen, und die Nichtspieler konnten sich unterhalten, soweit es die sprachliche Möglichkeit zuließ, zumal auch die Diplomaten unter sich, ebenfalls die übrigen Ausländer, hier auf Schwierigkeiten stießen. Die Doyenne, Frau Olga Stark, gab gegen acht Uhr das Zeichen zum Aufbruch.

Im Sommer schob sich ein Tennis vor den Tee ein, und die spielenden Damen und Herren erschienen im entsprechenden Kostüm. Die afghanischen Minister handhabten fast sämtlich den Schläger mit großer Gewandtheit und konnten es ohne weiteres mit den Champions der britischen Gesandtschaft aufnehmen. Der Premierminister spielte nicht. Auch die ausländischen Damen beteiligten sich am Spiel, selbstverständlich auch mit afghanischen Partnern, und es freute unsere Gastgeber besonders, wenn die Frauen der Missionschefs zum Schläger griffen.

Wer nicht spielte, sah zu; kühle Erfrischungen, Eis und Limonaden, wurden herumgereicht.

Der Außenminister gab regelmäßig jeden Monat einen Empfang; zu Ehren eines neu eingetroffenen Missionschefs wurde ein Sonderempfang veranstaltet, der den gleichen Verlauf hatte. Im Sommer begrüßte der Außenminister seine Gäste in dem großen Salon des Klubs der Herren seines Ministeriums, der sich im unteren Stockwerk befand; der hintere Ausgang führte zu den herrlichen Tennisplätzen in dem schattigen Park. Für die Winterempfänge standen zwei größere Salons in dem anderen Flügel zur Verfügung.

An den beiden großen religiösen Feiertagen empfingen an drei aufeinander folgenden Tagen der Premierminister, der Kriegsminister und der Außenminister. Der Premierminister empfing uns im Wintergarten seines einstöckigen Sommerpavillons. Die Gäste verweilten hier sehr gern. Da der Premierminister Vögel liebte, war eine Reihe von Käfigen aufgehängt, in denen seine gefiederten Lieblinge ihre Liedchen zwitscherten. Später wurde das größere, zweistöckige Winterpalais fertig, das er mit Möbeln ausstattete, die in der staatlichen Kunstgewerbeschule unter deutscher Anleitung hergestellt worden waren. Die Einfuhr ausländischer Möbel hatte er verbieten lassen, desgleichen andere Luxusgegenstände, wie Damenhandtaschen und Spielwaren. Die Möbel zeichneten sich durch gediegene Arbeit und gefälliges Aussehen aus, sie machten dem deutschen Meister wie den afghanischen Schülern Ehre. Der Garten war noch in der Anlage begriffen, Tennis wurde nicht gespielt.

Mohammed Hachem Chan unterhielt sich gern mit den Damen des Korps, niemals versäumte er, sie persönlich zum Büfett zu führen und ihnen die Teller zu füllen. Sein Bruder Mahmud Shah, der Kriegsminister, zeigte seinen Gästen mit Stolz den kleinen Zoo, den er sich in seinem Park eingerichtet hatte. Er spielte leidenschaftlich Tennis, auch gern Bridge. Es freute ihn, Gäste zu haben, die er mit großer Herzlichkeit bewirtete. Man sah ihm nicht den rauhen Krieger an, und wer ihn nicht näher kannte, würde ihn vielmehr für weich und unentschlossen gehalten haben, doch war er im Kern seines Wesens Soldat, der im Kampf gegen den Räuber in der vordersten Front gestanden hatte. Mit

aller Energie arbeitete er an der Ausrüstung und Ausbildung des Heeres.

In Vertretung des Königs gab der Hofminister Ahmed Shah außer der Reihe der regelmäßigen Veranstaltungen Frühstücke und Tee-Empfänge. Auch er war ein großer Tierliebhaber, der sich einen kleinen Zoo eingerichtet hatte. Berühmt waren seine Hundezwinger; keine Tarzis und Barsois kamen den seinigen gleich. Er züchtete mit Erfolg eine Mischung aus beiden Rassen, die gut einzuschlagen schien. Blumen und Gärten liebte er über alles. Sein Garten wies einen wundervoll gepflegten Rasenplatz für Tennis auf, den wir jedem anderen vorzogen. Selbstverständlich war er ein Meister des Tennis, übrigens auch ein erfahrener Photograph. Es war eine angenehme Überraschung, als er uns in seinem Heim Filme vorführte, die er selbst gedreht hatte. Besonderes Interesse erregten die gelungenen Aufnahmen von unserem gemeinsamen Flug mit der Ju 52 nach Kandahar. Bei Seiner Hoheit Ahmed Shah war es intimer als sonst, zumal er einen kleineren Kreis um sich zu versammeln pflegte, dessen Zusammensetzung sich aus dem besonderen Anlaß ergab. Auch zu Ehren der Ju 52 lud der Hofminister zu einem Tee ein, wobei die Teilnehmer sich auf Deutsche und Afghanen beschränkten. Der auf längeren Urlaub gehende Botschafter und Gesandte frühstückte vor Antritt der Reise bei ihm, in Gesellschaft mit seinen Kollegen der Missionen, die ihm näherstanden.

Niemals wurde bei den Afghanen getanzt, obgleich sie zur Unterhaltung Tanzplatten auf Grammophonen spielen ließen. Der Kriegsminister hatte das Privileg, uns durch die Vorführungen der Musikkapelle des Gardekorps zu erfreuen, die flotte Märsche zum besten gab.

Am Vorabend des Festes Nedjat e Vatan gibt der Premierminister den Missionschefs und ihren Damen ein Diner, dem am nächsten Tage das Diner bei dem König ohne Damen folgt. Dreimal erhebt sich der Premierminister, um mit einem Glas Wasser einen Toast auf den König, die von uns vertretenen Staatsoberhäupter und schließlich auf uns selbst auszubringen. Da die ebenfalls eingeladenen afghanischen Minister ohne ihre Damen erscheinen und manche Missionschefs unverheiratet

waren, bildete das schwächere Geschlecht eine verschwindende Minderheit bei Tisch. Anlässlich eines Sonderdiners zu Ehren des auf Staatsbesuch in Kabul weilenden iranischen Außenministers Kazemi zierten nur vier Damen die große Festtafel im Palais von Tchyl Sütun, an der 64 Herren saßen.

Nach dem Diner gibt es einen Empfang mit kaltem Büfett für die übrigen Herren und Damen des Diplomatischen Korps, für einige ausländische Angestellte und ausgewählte afghanische Beamte und Offiziere.

Viel bemerkt wurde, daß Seine Königliche Hoheit Mohammed Hachem Chan die von der Forschungsreise zurückkehrende deutsche Hindukusch-Expedition zu einem Diner einlud, an dem nicht nur die Damen und Herren der Gesandtschaft, sondern auch einige Deutsche mit ihren Frauen teilnahmen. Wir haben diese Unterbrechung der starren Etikette, die andere Damen als die Frauen der Missionschefs, überhaupt jeden, der nicht Botschafter oder Gesandter war, von der Tafel ausschloß, mit großer Dankbarkeit begrüßt. Es war eine liebenswürdige Aufmerksamkeit für meine Frau, die zum erstenmal an einem Diner teilnahm und die einzige Dame gewesen wäre, wenn nicht andere deutsche Frauen ihr hätten Gesellschaft leisten können. Es blieb bei diesem einen Mal, schließlich handelte es sich bei der genannten Expedition, die einen ausgezeichneten Eindruck hinterlassen hatte, um eine ausnahmsweise Gelegenheit.

Auch der Kriegsminister veranstaltete Diners mit der üblichen Beschränkung auf Botschafter, Gesandte und ihre Frauen.

Im Frühjahr und im Herbst fand auf Einladung des Premierministers eine Jagd für das gesamte Diplomatische Korps nebst Damen statt, ohne Zuziehung anderer Ausländer. Geschossen wurden Wildenten, die in dichten Scharen zu Tausenden die Sümpfe um Kabul bevölkern, auch Wasserhühner. Die Frühjahrsjagd spielte sich bei Deh Khodadad in einer künstlich bewässerten Senkung hinter den Hügeln von Sherpur ab. Die Wasserfläche liegt eingebettet zwischen bewachsenen Hügeln, die sie von den Sümpfen trennen, im Hintergrund schließen die hohen Berge das Landschaftsbild ab. Der Treffpunkt liegt auf einer kleinen Halbinsel, zu der ein schmaler Zugang führt. Die

gedeckte Teetafel ist in dem großen königlichen Zelt aufgebaut. Die Gäste setzen sich zu viert in ein Boot, das ein Soldat mit einem Außenbordmotor vorwärtstreibt. Gewehre und Patronen stehen zur Verfügung. Soldaten in Paddelbooten fischen die Beute aus dem Wasser auf, die nach Abschluß der Jagd an die Gäste verteilt wird. Als wir in der Gesandtschaft den Wagen ausräumten, lebte ein Tierchen noch, dem nur der Flügel zerschossen war. Meine Frau pflegte es gesund, bis die bunte Ente mit den zahmen dann lustig auf der kleinen Überschwemmungswiese unseres Hofes herumschwamm.

Nach der Jagd wurde Tee getrunken.

Im Herbst trafen wir uns am Sumpfsee von Khaschmet Chan am Fuß des Bala Hissar. Dort war das Jagdrevier des Königs. Die Durchführung der Jagd war die gleiche, doch konnten Liebhaber einen der beiden Elefanten besteigen, die in den Schilf hinaustrotteten. Es waren alte, geduldige und anscheinend humorvolle Tiere. Sie stammten aus der Zeit des Emirs Habibullah, der sie von dem Maharadscha von Patiala geschenkt erhalten hatte. Zwischen beiden Höfen bestanden bis heute engere Beziehungen, obwohl die Herrscher von Patiala Sikhs sind. Der kürzlich verstorbene Maharadscha, den wir gut kannten, zeigte sich, als wir ihn besuchten, vorzüglich über die afghanischen Zustände informiert.

Die Elefanten führten durchaus kein müßiges Leben, im „Zivil“ sahen wir sie Straßenwalzen ziehen, früher paradierten sie bei feierlichen Staatsumzügen und schleppten sonst Kanonen. Diese Zeiten sind vorüber, und sie haben sich damit abgefunden. Sie stehen nun auf dem Aussterbeetat, da es diese Tiere im Lande nicht gibt, ihre Unterhaltung auch ziemlich kostspielig ist.

Passionierte Jäger kamen in Kabul auf ihre Rechnung, da die Umgebung ihren Flinten lohnende Ziele bietet: Wildenten, Rebhühner, rote und graue, Bekassinen, Wasserhühner, Wachteln, Krammetsvögel, wilde Tauben, Reiher. Fasanen finden sich jedoch erst weiter nördlich in den Gebieten von Turkestan und Badaghschan. Die Bauern fangen die Wachteln in Netzen und bringen sie in Haufen zum Basar. Jeder Afghane ist Jäger, auch

der König. Über Jagd und Jagderlebnisse sprechen sie gern. Mit Vergnügen sind sie bereit, den Diplomaten für die Ausübung der Jagd hilfreich zur Seite zu stehen. Da ich über keine Ausrüstung verfügte, wurde mir alles, was ich etwa benötigte, freundlichst angeboten bis herauf zum Zelt nebst Einrichtung.

Die beiden Jagdveranstaltungen trugen viel zur Belebung der Stimmung bei, denn die Afghanen waren hier in ihrem Element. Schließlich tat auch der Anblick der Wasserflächen in der romantischen Umgebung wohl. Die Organisation war in jeder Hinsicht vollkommen; Soldaten, Diener und Treiber zeigten sich einwandfrei geschult. Im Umkreis war die Gegend abgesperrt, auf den Bergen sahen wir die Silhouetten der wachhaltenden Gardereiter. Ringsherum blieb alles lautlos, die Stille wurde nur von dem Krachen der Schüsse und dem Geschrei der Vögel unterbrochen. Es war eine elegante Veranstaltung, und wir nannten sie die „Hofjagd“.

„Privat“ verkehrte ich eigentlich nur bei dem Präsidenten der Afghan National Bank, Exzellenz Abdul Medjid Chan, bei ihm allein, denn seine Familie befand sich in Deutschland. In seinem Hause fühlte ich mich nicht als der Gesandte, sondern als Freund des Landes. Umgekehrt verkehrte der Präsident auch in der Gesandtschaft, allein oder mit anderen deutschen Gästen, wir spielten Bridge oder unterhielten uns. Kein offizieller Anlaß gab den gegenseitigen Besuchen einen amtlichen Charakter.

Andere afghanische Häuser haben sich mir in Kabul nicht geöffnet. Wir waren ja überhaupt nicht in einem afghanischen Haus zu Gast, sondern in den offiziellen Repräsentationssalons. Hier und in den Büros der Regierung machten wir die Bekanntschaft derjenigen Herren, die selbst nicht als Gastgeber in Ausübung amtlicher Funktionen auftraten.

Dies besagt allerdings nicht, daß die Gesandtschaft keinen geselligen Verkehr mit den Herren der Regierung außerhalb der rein amtlichen Veranstaltungen pflegen konnte. Vielleicht bin ich öfter als manch anderer mit dem Premierminister bei einer Tasse Tee zusammengekommen. Die Herren folgten gern unseren Einladungen, die einen privaten Anlaß besaßen, wenn wir ihnen eine Neuerung in der Gesandtschaft zeigen wollten,

die uns selbst Vergnügen bereitete. Sie nahmen an den Gastlichkeiten teil, die wir zu Ehren der verschiedenen deutschen Expeditionen veranstalteten, und die Regierung verfehlte nicht, sie auch ihrerseits in aufmerksamer Weise zu bewirten. Die Hindukusch-Expedition erfreute sich der tatkräftigsten Unterstützung und einer bevorzugten gesellschaftlichen Behandlung; die Mannschaft der Ju 52 war acht Tage Gast der Regierung.

Meine Frau und ich wurden ständig mit Aufmerksamkeiten bedacht. Als meine Frau den prachtvollen Schimmel des Kriegsministers bewunderte, brachten Soldaten ihn am nächsten Tage als Geschenk in die Gesandtschaft. Da sie Tiere liebte, entstand bald ein kleiner Tierzwinger im Hof der Gesandtschaft, den die Geschenke der Minister füllten. Die Hauptzierde bildete ein prächtiger Steinbock — Onkel Willi genannt —, den der stellvertretende Kriegsminister Shah Vali als Präsent übersandt hatte. Der Hofminister verehrte Tarzis und Mischlinge mit Barsois, Blumen aus den königlichen Gärten wurden uns regelmäßig zugesandt, Berge von Rosen, dazu Gemüse und Früchte jeder Jahreszeit. Der Premierminister fehlte nicht unter den liebenswürdigen Gebern; er verstand es, uns zu erfreuen mit Fasanen aus Turkestan, Forellen der Bergbäche, Fischen aus fernen Flüssen, mit den in Kabul seltenen Hasen und mit Körben von ausgezeichnetem Gemüse verschiedenster Art. Wild erhielten wir so reichlich, daß wir es an unsere Volksgenossen weiterverschenken mußten. Niemand ließ es an Gefälligkeiten fehlen, um uns die Führung des Haushaltes zu erleichtern. Der Präsident der Afghan National Bank fragte stets bei uns an, ob er uns nicht irgendwie nützlich sein könnte, und seine oft gewährte Unterstützung haben wir in dankbarster Erinnerung.

Zum Abschied erhielt meine Frau von dem Premierminister zwei kunstvoll geknüpftte Maoriteppiche, Schmuck und Ringsteine aus Lapislazuli, zwei Tarzis in den seltenen Farben Weiß und Schwarz und das königliche „Camping“ in dem grünen Bachtal am Abhang der Berge, die sich zum Pändjir herabsenken.

Es war schon ein Vergnügen, deutscher Gesandter in Kabul zu sein.

Das geistige Leben

Drei Umstände haben dem geistigen Leben des Landes ihren besonderen Stempel aufgedrückt: Sprache, Geschichte und Religion.

Das afghanische Staatsvolk teilt sich in eine Vielheit von Rassen, die in verschiedenen Zungen reden. Der Afghane spricht Paschtu, der Tadjike Persisch, doch dieses Persisch versteht der Bergtadjike nicht, den ein älterer iranischer Dialekt kennzeichnet, Persisch hat sich auch der Hezareh angeeignet, doch bewahrte sich sein westlicher Rassegenosse, der Aimak, seinen osttürkischen Dialekt, auch Usbeke und Turkmene sprechen osttürkische Idiome, und die Sprachen des Völkchens der Kafiren in Nuristan sind ebenso mannigfaltig wie die Gruppen in den voneinander abgeschlossenen Bergtälern und völlig verschieden von den übrigen Sprachen des weiten afghanischen Reiches.

Paschtu dürfte eine Schwestersprache des Altiranischen sein, härter klingen die Laute als das weiche, gefälligere Persisch, völlig weichen beide Sprachen im Wortschatz voneinander ab. Auch der gründliche Kenner des heutigen Persisch vermag Paschtu nicht zu verstehen. Das hauptsächliche Sprachgebiet des Paschtu liegt in Kandahar, in Farrah, um Ghazni, in Djellalabad und, außerhalb Afghanistans, im „Niemandland“, in Peshawar und westlich des Indusflusses.

Das Persisch Afghanistans stimmt nicht mehr in allem mit der Sprache des Iran, seiner Quelle und seiner Heimat, überein; es ist in Kabul erstarrt und verschiedentlich eigene Wege gegangen, namentlich in der Aussprache. Doch bestehen durchaus keine Schwierigkeiten in der Verständigung zwischen einem Bewohner von Kabul und von Teheran. Man könnte zum Vergleich an das kanadische Französisch, an das gesprochene österreichische und Schweizer Deutsch denken.

Auf der Jagd



Shah Vali



Der Premierminister



Das königliche Camping für Frau Ziemke



Abschiedsgruß an Afghanistan (Frau Ziemke)

Doch ist es keineswegs die Vielheit der Sprachen, die das geistige Leben des allein maßgeblichen führenden Teils des Staatsvolkes, nämlich der Afghanen der Rasse, beeinflußt hat, sondern die Spaltung zwischen Schrift- und Volkssprache. Hof und Regierung sprechen Persisch, die afghanischen Stämme dagegen Paschtu. Die Zeitungen des Landes erscheinen im Kabuler Persisch, das dem Afghanen von Kandahar, den Stammesleuten der Berge fremd ist, Persisch ist die amtliche Sprache der Behörden, doch in Paschtu wird die Armee kommandiert, Persisch ist die Literatur, in Paschtu dichtet und singt das Volk. Die Hauptstadt Kabul versteht nicht das Land, und mancher der gebildeten, der beamteten Afghanen, der vielleicht noch eine europäische Sprache neben dem Persischen meistert, erlernte nicht mehr die eigene.

Eine Fortdauer dieses Zustandes muß zu einer nationalen Entwurzelung der regierenden, der gebildeten Schicht, zu einer Entfremdung zwischen Volk und Regierung führen, sie verschmilzt zwar den Tadjiken mit dem Persisch schreibenden Afghanen, schafft eine beiden gemeinsame Kultur, welche die Stämme nicht berührt. Die Stämme wandeln ihren eigenen Weg, aber sie sind die Träger des nationalen Lebens, sie bilden die Brücke zu den afghanischen Stämmen jenseits der Grenze, die ausschließlich Paschtu sprechen. Mehr als zwei und ein viertel Millionen „Pathanen“ leben allein in den Grenzgebieten der indischen Nordwest-Grenzprovinz. Die Gefahr ist also doppelseitig. Das Land „veriranisiert“, begibt sich in die dauernde geistige Abhängigkeit des schiitischen Nachbarlandes Iran und verzichtet auch auf die Fortsetzung wenigstens kultureller Beziehungen zu der Bruderrasse jenseits der Grenze. Es darf nicht vergessen werden, daß Peshawar eine Hochburg des Paschtu ist und die Hauptstadt des Ahnherrn des heutigen Königshauses war!

Diese Gründe bewogen König Zahir, am 4. November 1936 ein Dekret zu erlassen, das den Beamten die Erlernung des Paschtu vorschreibt, damit nach drei Jahren die nationale Sprache des afghanischen Volksteils die ausschließliche Amtssprache des Königreiches werden kann. Wenige Monate später

wurden Kurse zur Erlernung des Paschtu in den Ministerien und in den Schulen eingerichtet, auch in den drei höheren Lehranstalten, in denen der Unterricht in Deutsch, Französisch und Englisch erteilt wird. Ferner wurde die einzige Tageszeitung in Kabul, der „Islah“ angewiesen, neben dem bisher einzigen Artikel in Paschtu auch weitere, vor allem die Tagesnachrichten, ebenfalls in Paschtu zu bringen. Es bleibt abzuwarten, ob das gesteckte Ziel tatsächlich in dieser kurzen Zeit erreicht werden kann.

Das Persische ist scheinbar auf dem Weg, die Sprache einer Minderheit zu werden, es wird auf die gleiche Stufe herabgedrückt, die bisher die osttürkischen Dialekte und die sonstigen Splitteridiome der übrigen nicht afghanischen Bevölkerungsteile einnahmen.

Das neue Dekret trennt und vereinigt zugleich. Es sondert den Afghanen von dem Tadjiken, der in Zukunft nur Beamter bleiben und werden kann, wenn er die künftige Amtssprache beherrscht; der Afghane wird in Zukunft afghanisch denken und nicht persisch, die geschriebene nationale Literatur muß folgen. Sie verliert den Zusammenhang mit der iranischen und gewinnt den Kontakt mit dem Fühlen und Denken der Gesamtheit der afghanischen Stämme ohne Rücksicht darauf, ob eine politische, von Briten gezogene Grenze sie zwei Staaten zuweist.

Die mögliche politische Auswirkung dieser an sich rein kulturellen Maßnahme kann hier nur angedeutet werden. Der Blick des Landes richtet sich deutlich nach Osten, über die manchmal flammende Grenze, zu den „unabhängigen“ Stämmen, die so oft und so erbittert für ihre Freiheit kämpfen. Es ist nicht allein eine Tat der nationalen Selbstbesinnung, sondern auch eine Entscheidung von außenpolitischer Bedeutung, mag sie gewollt sein oder nicht. Afghanistan wird wieder die Heimat der Paschtu redenden Afghanen Britisch-Indiens, das Land wird wieder ihr aller Vaterland, der Hort ihrer Muttersprache, deren Pflege und Entwicklung die jetzt afghanisch sprechende und schreibende Regierung in die Hand nimmt.

Die Bemerkung, daß die Geschichte als zweiter Faktor das geistige Leben beeinflußt hat, bedarf eines Zusatzes, der ihr den

Anschein der Selbstverständlichkeit nimmt. Gemeint ist die Eigenart der afghanischen Geschichte. In zweifacher Hinsicht ist sie eigenartig.

Die politische Einheit Afghanistans ist älter als das 1747 begründete heutige Königreich. Das alte afghanische Reich wurde in Indien errichtet, in Lahore und Delhi standen die Throne der afghanischen Kaiser von Indien. 1186 nahm der Ghoride, „ein Afghane von den Afghanen“, dem letzten Ghaznawiden die Krone Indiens und Afghanistans weg, Lahore ergab sich ihm, 1451 begründete Behlol Lodi in Delhi das afghanische Kaiserreich, das sich bis 1526 an der Macht hielt, und um die Mitte des 16. Jahrhunderts kämpfte noch einmal der Afghane Shir Shah mit den Moguln um die Krone Indiens; einen Kaiser, Humayun, den Sohn des großen Baber, vertrieb er für lange Zeit aus Delhi. Seine Nachfolger setzten die Kämpfe fort, aus denen dann die Moguln als die endgültigen Sieger hervorgingen. In diese Zeit hinein reichen die Wurzeln des geistigen Lebens des heutigen Afghanistans, in Indien griff der Afghane zur Feder, um, in Persisch, die Taten seines Volkes niederzuschreiben, dort entstand die gelehrte afghanische Literatur. Mit dem Verlust der politischen Macht verschwand der Afghane nicht aus Indien — er ist ja heute noch dort —, denn die Moguln stützten sich vornehmlich auf das Schwert ihrer afghanischen Krieger, und lange Zeit wurde von Indien aus das afghanische Geistesleben befruchtet und gefördert.

Dies ist die eine Seite.

Die andere befindet sich auf einem völlig verschieden geschriebenen Blatt.

Das mit dem Sturz der Sadozai Anfang des neunzehnten Jahrhunderts aus Indien verdrängte neue Reich schloß sich für nahezu hundert Jahre völlig von der Außenwelt ab. Kein frischer Luftzug wehte nach Kabul, das geistige Leben blieb stehen, niemals wurde eine Verbindung mit der westlichen Kultur, Literatur und Wissenschaft unterhalten. Eine geistige Autarkie griff Platz, die sich mit den Früchten des dürftigen Bodens begnügte, der ständig mit der gleichen Saat nach der gleichen, veralteten Methode bestellt wurde. Literatur und

Wissenschaft blieben die dienenden Mägde der mohammedanischen Religion, die sowohl den Fortschritt als die Freiheit des Denkens unterdrückte. Die westliche Literatur blieb unbekannt, zumal die Unkenntnis einer europäischen Sprache jedes ernsthafte Studium ausschloß, keine christliche Mission durfte sich niederlassen, keine fremde Schule wurde jemals eröffnet, auch erschien nie eine fremdsprachige Zeitung im Lande, und wenn der Europäer, der Brite war es, im Lande auftauchte, dann als Feind mit dem Gewehr in der Hand. Das Beispiel des nahen Indien schien die Richtigkeit der völligen Absperrung vom Westen zu beweisen.

Vor kaum zwanzig Jahren wurde die trennende Schranke aufgehoben, und es galt nun, das Lernen und das Denken von Grund auf zu reformieren.

Wie in jedem Lande hat auch in Afghanistan die Religion an der Formung des Geistes mitgeprägt. Vielleicht hat der islamische Glaube mehr als der christliche dem Denken die Richtung gewiesen, denn er ist Gesetz und Sitte zugleich und regelt den Ablauf des täglichen Lebens bis in die Einzelheiten. Es ist die Eigenart der mohammedanischen Lehre, daß sie ihre Anhänger auf eine höhere Stufe emporhebt, sie dann jedoch am weiteren Emporschreiten hindert. Sie begnügt sich mit dem Erreichten, ist selbstzufrieden und stemmt sich dem Fortschritt entgegen. Dies mußte in Afghanistan um so nachdrücklicher in die Erscheinung treten, als das Land bis zum heutigen Tag strenggläubig ist und die Ausübung der religiösen Vorschriften vom Staat erzwungen wird. Die Kehrseite des starren Festhaltens an dem ungeschwächten Glauben ist die Erstarkung der Macht der Geistlichkeit, die sich der erwachenden Staatsgewalt in den Weg legt, wenn die Regierung die Tür zur europäischen Kultur ein wenig öffnet, um weiteren verderblichen Folgen des rückschrittlichen Zustandes entgegenzutreten. Amanullah hat die Stärke der Mollas zu spüren bekommen. Aber der gemeinsame Glaube war auch der Freund des Landes, er bildete für die verschiedenen Rassen das einigende Band, das die Regierung erst dann zerschneiden kann, wenn sich ein allgemeines Staatsgefühl gebildet hat, das keiner besonderen religiösen

Stütze bedarf. Im Kampf gegen den ungläubigen Briten wirkte die religiöse Parole stärker als die nationale, und noch heute ist es manchmal der Molla, der im „Niemandland“ die Stämme der Berge gegen die Engländer fanatisiert. Der Glaube schützt das Land vor dem Eindringen der bolschewistischen Ideen aus dem roten Rußland.

In einer Hinsicht weicht die afghanische von der Entwicklung in anderen mohammedanischen Ländern ab: die Bekehrung zum Islam hat vielfach Sitte und Denken, jedoch in keiner Hinsicht den Charakter des Volkes verändert. Der Afghane blieb freiheitlich gesinnt und wahrte seine Eigenart. Hier folgte keine unterwürfige Schar von Gläubigen blindlings einem Kalifen, und die nivellierende Kraft des Islams machte halt vor den Freiheiten des Stammes, die der Adel schützte. Das Recht der afghanischen Stämme, das Puschtunvalai, behauptete seinen Platz neben den Vorschriften des Koran. Wer dem Geistesleben des afghanischen Volkes nähertreten will, darf an diesem Widerstreit nicht vorübergehen. Die semitische Ausdrucksform des Korans verschleiert lediglich den afghanischen Kern, der in seinem tiefsten Wesen arisch geblieben ist, trotz den mannigfachen Wandlungen und Anpassungen.

Zu der Kluft zwischen Schrift- und Volkssprache gesellt sich die Spaltung in religiöses und urnationales Denken und Fühlen, der wir auch in den Literaturen begegnen, die sich beide Sprachen geschaffen haben.

Bis in die neueste Zeit hinein stand der gebildete Afghane, der Persisch schrieb und dachte, den Paschtu-Erzeugnissen der Volksliteratur ablehnend gegenüber. Im Überschwang des Reformeifers hielt man sie nicht allein für unnütz und wertlos, sie störten nach dieser Auffassung nur den dringlich gewordenen Anschluß an die westliche Bildung. Man wollte sozusagen ein völlig neues Gebäude, doch ohne Fundamente errichten. Nun scheint die Besinnung auf das nationale geistige Erbgut gekommen zu sein.

Die wirkliche Volksliteratur in Paschtu beruht auf mündlicher Überlieferung. Es ist dies verständlich, denn das einfache

Volk kann weder lesen noch schreiben, aber es hat ein Gedächtnis für die Abstammung des einzelnen, auf die der Afghane so stolz ist, und für die Taten der Vergangenheit. Der Afghane liebt zu erzählen und zu singen. Er hört zu, wenn die alten Volkslieder vorgesungen werden.

Die Lieder des Volkes besingen die Taten der Helden, den Kampf und die Liebe, das unvergängliche Thema der Menschheit. National könnten die Heldenepen genannt werden, wenn man den Stamm, nicht das Volk, als Nation auffaßt, denn über den Stamm hinaus ging kaum der Blick des einfachen Mannes aus dem Volke. Die Stämme befehdeten sich gegenseitig, doch zogen sie auch vereint gegen den äußeren Feind, und die Gesänge schildern die Siegeszüge in Indien, die Kämpfe gegen die Briten.

Sie mögen religiös gefärbt sein, zumal wenn die Gesänge die Taten des Glaubenskämpfers schildern, aber dies macht nicht ihr Wesen aus, doch der Charakter des Volkes kommt ohne die mohammedanische Tünche zum Vorschein. Das Volk preist seine nationale Ehre, die den Helden verpflichtet und in Konflikte stürzt. Drei Gebote muß er halten: Blutrache, Gastfreundschaft und die Schutzpflicht gegenüber dem, der sich über seine Schwelle flüchtet, mag er auch der gesuchte Todfeind sein. Doch das Wort braucht er nicht zu halten, wenn die Behauptung des Lebens es erfordert. Wer sich mit dem Feind versöhnt hat, muß in ihm den ärgsten Widersacher erblicken. Dem schuldigen Räuber der wilden Berge gebührt das Mitleid, wenn er der Gerechtigkeit zum Opfer fällt.

Ein wahrhaft nationaler Ton schwingt in den Gesängen mit, die mit der Feder entstanden und nicht dem Mund des einfachen Mannes entflossen. Hier dichtete ein Großer, der Führer eines Stammes. Der Verlust der völkischen Freiheit unter der Herrschaft der siegreichen Moguln kam ihm, dem Stammesführer, mehr zum Bewußtsein als dem Gefolgsmann, der ja seine Freiheit unter dem Führer behielt. Der Führer besinnt sich, daß er ein Afghane ist und einem Fremden gehorchen muß. Er ist stolz, ein Afghane zu sein, er schwört Feindschaft dem Mogulkaiser in Delhi, und lieber möchte er den Tod erleiden als in Knecht-

schaft leben. Diese Note fällt auf, denn die Knechtschaft war nicht hart, und Tausende von Afghanen dienten mit Freuden dem Mogul, der sie zur Herrschaft über die Inder benutzte.

Ahmed Shah, der Gründer des neuen Reiches, verfaßte mystische Oden in Paschtu, seine literarischen Neigungen vererbte er seinen Nachfolgern, die jedoch in Persisch schrieben.

Die persische Schriftliteratur des afghanischen Volkes wandte sich lediglich an den kleinen gebildeten Kreis, der sich die elegantere Sprache der Besiegten angeeignet hatte, um nicht nur das eigene Denken in die gefälligeren Laute der fremden Sprache zu kleiden, sondern auch um aus ihrem Kulturgut zu entlehnen und nachzudichten. Stärker als die Dichtung in Paschtu neigte sie zur religiösen Schwärmerei, zu theologischen Grübeleien, zum persischen Sufismus und Mystizismus. Wir können sie hier ebenso wie die Nachdichtungen nach iranischen und indischen Vorbildern füglich übergehen.

Wichtig für das Verständnis des Geisteslebens ist die historische Literatur der Afghanen. Es wäre grundfalsch, anzunehmen, daß der Afghane als rauher Krieger und Sohn der unwirtlichen Berge die Geschichte nur mit dem Schwerte schrieb, er hat seine Taten auch mit der Feder aufgezeichnet. Die Niederschriften scheinen nicht älter zu sein als die Zeit der Moguln. Der Stolz auf die Abstammung und die damit verbundene Vorliebe für Genealogie verführte den afghanischen Historiker, die unbekannte Vorzeit mit Sagen auszufüllen. Nimet Ullah, der gegen 1610 die Geschichte der Afghanen von der Erschaffung des Menschen an schrieb, kann sämtliche Vorfahren des geschichtlichen Führers des Volkes bis auf Adam mit Namen aufzählen. Die vermeintliche Abstammung von den Juden wird ausführlich beschrieben und belegt. Die Einzelheiten der Bekehrung des Volkes zum Islam gehören ebenfalls durchweg in das Reich der frommen Fabel. Das Buch schließt mit der Geschichte des afghanischen Kaisers Shir Shah von Indien und seiner Nachfolger ab, zwei Anhänge geben Beschreibungen der Lebensläufe berühmter afghanischer Heiliger sowie die Geschichte afghanischer Stämme.

Die Geschichte des neuen Reiches von Ahmed Shah bis auf

Emir Abdurrahman ist ausführlich schriftlich niedergelegt, das Buch selbst in der Regierungsdruckerei in Kabul gedruckt (Seradj et Tewarich — Laterne der Ereignisse —, Kabul 1331 d. H.). Der Emir Abdurrahman hat seine Memoiren hinterlassen, und zu meiner Zeit erschien in Kabul die Lebensbeschreibung des Königs Nadir, der gleichfalls ein Schriftsteller war.

Die Geschichtswerke sind mannigfaltig und reichhaltig. Natürlich sind sie für den heutigen Historiker nur Quellen, aus denen mit Vorsicht geschöpft werden muß, doch sie spiegeln mit Deutlichkeit den Charakter des Volkes, das Erwachen zum nationalen Bewußtsein wider.

König Nadir gründete 1930 als eine Art Akademie den „Literarischen Zirkel“ in Kabul, dessen zwölf Mitglieder er selbst ernannte, während sie sich später durch Zuwahl ergänzen sollen. Ehrenvorsitzender war zu meiner Zeit Seine Exzellenz Mohammed Nauruz Chan, Generalsekretär des Königs, ebenfalls ein Schriftsteller von Rang wie seine Kollegen im Zirkel. Mit Ausnahme von zwei Mitgliedern, die in Paschtu dichteten, schrieben die übrigen in Persisch. Zu den Ehrenmitgliedern gehörte unter anderen der Außenminister Faiz Mohammed Chan, der seinen Zeitvertreib der Muse widmet und sich auch in dem hier fast unbekanntem dramatischen Genre versucht; allerdings sind die Versuche bisher nicht gedruckt.

Der Zirkel verteilt alljährlich einen Geldpreis für das beste Werk der Dichtkunst.

Die literarische Aufgabe des Zirkels ist nationaler und fortschrittlicher Art. Es handelt sich weniger um eine Sammlung und Sichtung des nationalen Geistesgutes als um seine Fortentwicklung im nationalen Sinne und um die Annäherung an die westliche Bildung, die auch in Übersetzungen vermittelt werden soll.

In die nationale Aufgabe eingeschlossen ist die Pflege der Geschichte des Landes; dies würde sowohl bedeuten eine Prüfung der vorhandenen Quellen als auch die Ausarbeitung einer erschöpfenden geschichtlichen Gesamtdarstellung auf moderner wissenschaftlicher Grundlage.

Wenn dem Zirkel weiter zugewiesen ist, die Entwicklung der beiden Sprachen Persisch und Paschtu zu fördern, so dürfte dies seine Kräfte übersteigen, denn das Paschtu muß bei dem erdrückenden Übergewicht der ausgebildeteren persischen Sprache zu kurz kommen. Auch die Zahl der Paschtu schreibenden Mitglieder ist zu gering. Aus diesen Gründen wurde später, 1937, nach dem Erlaß des Königs über die Pflege des Paschtu ein besonderer Zirkel hierfür gegründet.

Der Zirkel gibt alljährlich ein voluminöses Jahrbuch heraus, das eine Übersicht über die Verwaltung und Entwicklung des Landes sowie über die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Zustände in anderen Ländern enthält. Auch für die literarische Monatschrift „Kabul“ zeichnet der Zirkel verantwortlich. Diese Revue bringt Artikel über das geistige Leben im Lande, Geschichte, Kulturgeschichte, literarische Versuche in Prosa und Poesie. Die Auflage erreichte zweitausend Stück. Beide periodische Veröffentlichungen erschienen ausschließlich in Persisch.

Eine dramatische Literatur hat sich bisher nicht entwickelt, und Theateraufführungen hat Kabul noch nicht erlebt. Allerdings werden im engeren afghanischen Kreise manchmal komische und sonstige Szenen zum besten gegeben, die improvisierten Charakters sind, zumal der Afghane dazu neigt, fremde Sitten und Anschauungen zu karikieren und zu bespötteln. Der Einfluß der Religion, welche die Frau aus der mimischen Darstellung verbannt, wird für die dramatische Lücke nicht allein ausschlaggebend sein, zumal es ja auch frauenlose Themen gäbe, eher dürfte der Schluß zutreffen, daß dem Afghanen das Talent hierzu abging und er bei der Abschließung von dem westlichen Kulturgut auch nicht in der Lage war, es sich nach Vorbildern anzueignen. Es besagt nichts, daß er burleske Szenen liebte, denn dies hat mit Kunst und Literatur nichts zu tun.

Heute scheinen Ansätze in der dramatischen Dichtung vorhanden zu sein, und in dem Maße, wie sich der Druck der Religion mindert, dürfte das Interesse wachsen und das Können sich entfalten. Das Kino, das ja nunmehr in Kabul spielt, könnte Anlaß und Brücke sein.

Der Literarische Zirkel besitzt ein eigenes Heim, das den Mitgliedern für die Zusammenkünfte dient und eine Bibliothek aufweist, die hauptsächlich englische unter den ausländischen Büchern führt. Öffentliche Vorträge wurden meines Wissens nicht gehalten, auch schienen Kurse irgendwelcher Art nicht erteilt zu werden. Das geistige Gremium wirkte in der Verborgenheit und Stille. Mit den Fremden kamen die Herren auf dem ihnen zugewiesenen Gebiet kaum in Kontakt, da es die Kenntnis der persischen Schrift zur Voraussetzung gehabt hätte.

Die Presse ist fast ausschließlich allerjüngsten Datums und, mit einer einzigen Ausnahme, Organ der Regierung. Diese läßt Zeitungen und Zeitschriften herausgeben, um Wissen und Neuigkeiten zu verbreiten. In Kandahar erschien je eine Wochenzeitung und Monatszeitschrift in Paschtu, die übrigen periodischen Veröffentlichungen bedienten sich der persischen Sprache.

Es gab eine einzige Tageszeitung, den „Eslah“, der 1934 in Kabul im 5. Jahrgang erschien unter dem bezeichnenden Titel „Reform“. Die Zeitung diente der Regierung gleichzeitig als Organ für die Bekanntgabe der Gesetze und der amtlichen Mitteilungen jeder Art; sie brachte die von der Regierung für gut befundenen Nachrichten aus dem Inlande in vorsichtiger Form und Auslandsmeldungen in neutraler Darstellung. Übersetzungen ausländischer, auch deutscher Presseartikel erläuterten dem einheimischen Leser die Interessen und die Auffassungen des Auslandes, wobei iranische und indische Verhältnisse besonders berücksichtigt wurden. Die vier Seiten starke Zeitung, die einen Artikel auch in Paschtu wiedergab, zählte gegen 6000 Leser. Sie war, abgesehen vom Radio, die schnellste Informationsquelle, da sie täglich die Meldungen des Reuter-Dienstes abdruckte, der erst kurz vor meinem Abgang eine Agentur in Kabul einrichtete.

Die andere Zeitung, die Kabul aufwies, „Anis“, der Freund, erschien nur wöchentlich und entsprang der privaten Initiative; sie war um drei Jahre älter als der Eslah. Man konnte sie als Mittelding zwischen Zeitung und Zeitschrift bezeichnen, da sie sowohl Gewicht legte auf übersichtliche Darstellung der Ereignisse im Auslande als auf verschiedenartige Artikel belehrenden

und unterrichtenden Inhaltes. Das religiöse Gebiet wurde nicht vergessen. Mit 16 Seiten Umfang brachte sie es auf 2000 Abonnenten. Sie war, wie übrigens auch der Eslah, gut redigiert. Von den Provinzstädten wiesen Mazar i Sherif, Herat, Kandahar, Djellalabad und Khanabad je eine wöchentlich erscheinende Zeitung auf.

Kabul war erstaunlich reich an Zeitschriften, da mit Ausnahme des Außen- und des Postministeriums jedes Ministerium monatlich eine periodische Veröffentlichung herausgeben ließ, die sich mit dem Wissensgebiet des einzelnen Ressorts befaßte. Es handelte sich um die Zeitschriften folgender Ministerien: Armee, Unterricht, Justiz, Gesundheit und Handel (vereinigt unter einem Titular mit Landwirtschaft und Finanz). Die Auflagenhöhe war zwischen 1500 bis 2000 Stück. Für den Ausländer mußten diese Zeitschriften allerdings weniger interessant sein, da sie sich über die afghanischen Zustände eigentlich ziemlich ausschwiegen, denn die Regierung zog es vor, sich hierüber in Stillschweigen zu hüllen. Wer vorhatte, sich aus der Wirtschaftszeitung Angaben über die einheimische Produktion, Ein- und Ausfuhr, Zolleinnahmen, Budgetziffern und dergleichen zu beschaffen, legte das Blatt bald enttäuscht weg. Die Regierung wollte erziehen und belehren, die Afghanen sollten erfahren, wie andere Nationen wirtschafteten und wie diese sich einrichteten. Die Schriften dienten der Förderung des allgemeinen und speziellen Wissens unter den Afghanen, nicht der Preisgabe des eigenen Entwicklungsstandes an den Ausländer. Etwas anders lag es bei der früher erwähnten illustrierten Kabul-Revue des Literarischen Zirkels, doch sie war unverfänglichen Inhaltes, da sie sich mit der schöngeistigen Literatur, mit Kulturgeschichte und historischer Wissenschaft befaßte. Hier brauchte nichts verborgen zu werden. Auch in der Zeitschrift des Unterrichtsministeriums konnte man manchmal Abhandlungen über archäologische Forschungen im Lande entdecken, und natürlich ließ das Justizministerium religiöse Erbauungsartikel schreiben, aber dies war ja nicht gerade das, was der Gesandte für seine wirtschaftspolitischen Berichte suchte.

Der Literarische Zirkel besaß übrigens Zweigstellen in Kanda-

har und Herat, die auch schöngeistige Monatszeitschriften herausgaben.

Spärlich ist die heutige Literatur, die außerhalb der periodischen Zeitschriften gesondert als Schrift, Broschüre oder Buch erscheint. Abgesehen von den theologischen, moralischen und historischen Werken handelt es sich um Übersetzungen, wissenschaftliche Abhandlungen und nur in verschwindend geringem Umfang um poetische Erzeugnisse. Die Gedichte von heute sind so ziemlich patriotischer Art zur Verherrlichung der Regierung, was ja verständlich erscheint, wenn man sich in die Gefühle der Menschen hineinversetzt, die die Schreckensherrschaft des Räubers erlebten. Die Stunde für die Novelle, den Roman hat noch nicht geschlagen, denn ohne die Liebe geht es dabei wohl nicht ab, aber das Volk kann sie in Paschtu besingen, jedoch der Literat könnte sie wohl kaum in einem persisch geschriebenen Roman schildern. Es steht nicht allein die Religion entgegen, sondern es fehlt der Gegenstand, wenn der Roman unter Afghanen im Lande spielen sollte. Liebe in unserem Sinne ist dort unbekannt. Der Afghane kauft die Frau, und mögen sich auch die Sitten verfeinert haben, grundsätzlich ist die Liebe ausgeschaltet, wenn die Verwandtschaft die Heirat vermittelt, und der Ehemann die Frau erst nach der Hochzeit sieht.

Von Bucherfolgen, von Schriften, über die man sprach, hörte ich in Kabul nichts. Eine neuere Paschtu-Literatur blieb mir unbekannt.

Es ist ja auch zu bedenken, daß der Kreis, der Bücher lesen kann, außerordentlich eng ist. Der überwiegenden Masse des Volkes sagt die geschriebene Literatur nichts, da sie nicht lesen kann, auch dann nicht, wenn sie Persisch verstünde.

Die Macht des Molla ist nicht ausgeschaltet, nur eingeschränkt. Bis um die Wende des Jahrhunderts beherrschte er das Geistesleben ausschließlich. Er war Geistlicher, Erzieher und Richter. Seine Kenntnisse fußten auf dem Koran und dessen theologischen Auslegungen, von einer modernen Wissenschaft hatte er nie etwas vernommen. Die geistlichen höheren Lehranstalten, die Medressen, sorgten für seine Ausbildung. In

einfachen Koranschulen unterrichtete er eine äußerst geringe Anzahl Kinder des Volks, die dabei kaum lesen lernten, in den Familien der Großen lehrte er den Knaben. Diese konnten dann den arabischen Koran lesen, ohne ihn in der unbekanntem Sprache zu verstehen, sie lasen und schrieben Persisch, machten sich auch mit der klassischen Literatur des Iran bekannt, rechneten notdürftig, und das Leben, die Erfahrung, bildete sie weiter aus. Um 1900 mag es im Lande tausend Knaben gegeben haben, die mit einer derartigen Erziehung in der Familie abgeschlossen.

Dieses dürftige geistige Rüstzeug reichte nicht aus, dem Staat die Beamten zu liefern, die er trotz der Abgeschlossenheit und den bescheidenen Ansprüchen für die auch noch so langsame Entwicklung einer Art zeitgemäßerer Verwaltung benötigte. Besonders störend erwies sich die Unkenntnis jeder fremden Sprache. Emir Habibullah richtete also 1901 eine moderne höhere Lehranstalt in Kabul ein, die Mekteb i Habibije, an der akademisch vorgebildete Mohammedaner aus Indien lehrten. Zum erstenmal gab es an einer Schule in Afghanistan Lehrfächer für Mathematik, Naturwissenschaften und Englisch. Lange dauerte es nicht, da die plötzliche Neuerung die Gemüter der Lehrer und Schüler verwirrte, und bald kam die Schule als politischer Umsturzherd in Verruf. Verhaftungen und Todesurteile braubten sie des besten Materials an Menschen, und sie führte dann ein kümmerliches Dasein. Immerhin konnte sie im Lauf der Jahre wenigstens ein bescheidenes Teilchen mehr erreichen als der Molla es je vermochte. Habibullah gründete ferner in Kabul fünf Volksschulen und ein Seminar für die Ausbildung von Lehrern. Aus den Hofleuten seiner Umgebung, die sich um die Schulen zu kümmern hatten, entstand der Kern des späteren Unterrichtsministeriums unter Amanullah, der überhaupt erst Ministerien einrichtete.

Amanullah fügte zwei weitere höhere Schulen mit modernen Lehrfächern hinzu, 1922 ein Lyzeum unter französischen Lehrkräften und 1924 eine Oberrealschule nach deutscher Art unter der Leitung des Dr. Iven, der die Schule mehr als zehn Jahre betreuen sollte. In Kabul und in der Provinz entstanden Volks-

schulen, Dutzende von Schülern wurden zur Ausbildung nach Deutschland und Frankreich entsandt. Auch Offiziere begaben sich nach Europa, um ihr Können zu vervollkommen. Dem neuen Unterrichtsministerium wurde ein türkischer Schulfachmann beigegeben, und bei dem türkischen Berater blieb es bis heute. Mit diesen Maßnahmen wurde der Boden vorbereitet, dem die junge Intelligenz westlicher Prägung entwuchs.

Am 15. April 1924 eröffnete Dr. Iven die „Mekteb Ali Ämani“ mit zwei deutschen Volksschullehrern, vier afghanischen Lehrkräften und 120 Schülern. König Amanullah vertraute der Schule seinen jüngsten Bruder und seinen Sohn an. Die Anstalt wuchs in der Folgezeit auf acht deutsche Herren und mehr als 700 Schüler an. 1934 bestanden die ersten sechs Abiturienten die Reifeprüfung. Die sichere Aussicht auf sofortige Anstellung im höheren Staatsdienst, ja auf Entsendung nach Deutschland, um dort auf Kosten der Regierung ein akademisches Studium zu absolvieren, mußte Scharen begabter Kinder zum Besuch der Schule anlocken. Allerdings hatten sie höheren Anforderungen zu entsprechen, als sie in der Regel deutschen Schülern gestellt werden. Das, was das deutsche Kind in seiner Umgebung durch tägliche Anschauung mühelos erfährt, muß der Afghane in der Schule erlernen, denn er sieht weder eine Eisenbahn noch einen Dampfer fahren. Für die mannigfachsten Begriffe fehlt ihm die praktische Vorstellung, er lernt sie auswendig und versucht, sie sich an der Hand von Bildern zu erklären. Zu den zwei Sprachen, die das Kind beherrschen muß, Persisch und Paschtu, kommt noch Deutsch hinzu, das es in Wort und Schrift meistern soll, und die persische Schrift ist überdies völlig verschieden von der deutschen. Es muß sich mit der islamischen Gedankenwelt vertraut machen und mit der deutschen, und wenn dann der Abiturient in deutscher Sprache eine Abschlußarbeit über die Romantik in der deutschen Dichtung schreibt, dann können wir die Belastung seines Gehirns ermessen. Ich war gerührt, als ich die ersten Prüfungsarbeiten las. Gern entsinne ich mich eines reizenden Vorfalls während eines Spazierganges in den Bergen von Paghman. Ich begegnete einer Gruppe von Knaben, die ich auf Persisch nach dem Wege fragte. Ein dreizehnjähriger ant-

wortete auf Deutsch, er begleitete mich und erzählte in gutem Deutsch von seinen Lehrern, kramte sein Schulwissen über Deutschland aus, freute sich, später hoffentlich dort studieren zu können. Er war ein Tertianer dieser Schule, und seine Kameraden staunten ihn an, wie er sich mit mir in meiner Sprache unterhielt.

Die Schule hatte mannigfache Hindernisse zu überwinden. Ein Schulgeld wurde nicht erhoben, doch als die Regierung in der Anfangszeit den bescheidenen Monatsbeitrag von vier Mark für die mittägliche Speisung erhob, blieben fast alle Schüler weg, da die Eltern zu arm waren, diese Summe zu erschwingen. Dr. Iven ließ dann den Unterricht am Nachmittag ausfallen, womit sich Mittagessen und Beitrag erübrigten.

Der schwerste Schlag traf die Schule mit dem Ausbruch der Revolution, denn der „Sohn des Wasserträgers“ ließ sie schließen. Er hielt nichts von europäischer Bildung, und die ehemaligen Schüler verbrannten zu Hause Bücher und Hefte, da sie fürchteten, bei der neuen fanatischen Richtung als ungläubige Ketzer verschrien zu werden. Eine Verwilderung der Sitten setzte ein. Die deutschen Lehrer wurden entlassen und flüchteten bald aus dem Lande, doch Dr. Iven blieb. Die Schule wurde von den *Kuhistanis* des Räubers besetzt, die in dem strengen Winter Bänke, Tische, Türen, Dielen und Fensterrahmen verfeuerten. Die Bestände an Büchern und Lehrmitteln wurden teils zerstört, teils gestohlen. Nichts blieb in der Schule zurück, die auch bald ein Stall für Kamele, Ziegen und Schafe wurde.

Am 15. Oktober 1929 zog Nadir Chan siegreich in Kabul ein, und bereits am 9. November konnte Dr. Iven die Schule mit 123 Schülern wieder eröffnen. Die afghanischen Lehrer fanden sich ein, bis auf einen, den der Räuber hatte hinrichten lassen. Nur ein deutscher Lehrer kehrte zurück, doch neue Kräfte wurden aus Deutschland entsandt. Die Regierung beschaffte die notwendige Einrichtung, und die Anstalt blühte kräftig auf, als ein peinlicher Zwischenfall sie in Verlegenheit brachte. Im September 1933 verübte ein afghanischer Lehrer in der britischen Gesandtschaft einen politischen, dreifachen Mord. Er gehörte zu den Anhängern des gestürzten Königs Amanullah

und wollte der jetzigen Regierung durch seine ebenso törichte als verbrecherische Tat Ungelegenheiten bereiten. Die Regierung ließ jedoch den aufgetauchten Verdacht fallen, daß sich in der Schule ein politischer Unruheherd gebildet hätte, da die Schule als solche mit ihren afghanischen Lehrern und Schülern der Tat völlig fern stand. Der Mörder wurde mit fünf Mitverschworenen aufgehängt, doch änderte die Regierung den Namen der Schule in Nedjat, um auch aus ihrer Bezeichnung das Andenken an Amanullah auszulöschen.

Kurze Zeit darauf geschah das unglücklichste Verbrechen: Ein Obersekundaner erschoss den König Nadir bei einer Preisverteilung in Gegenwart der deutschen Lehrer. Das Ende der deutschen Leitung der Anstalt schien geschlagen zu haben, aber es gelang, auch diesen Schlag zu überwinden. Aus der Untersuchung ging die Schule als völlig unbeteiligt hervor. Leider war der afghanische Direktor in die unselige Tat verwickelt, die er mit fünfzehn anderen mit dem Tode büßte. Vorübergehend sank die Zahl der Schüler um mehr als zweihundert, und die eingehende Reinigungsaktion entvölkerte besonders die oberen Klassen. Um der Stimmung im Volke Rechnung zu tragen, wurde im Laufe eines Jahres das deutsche Lehrpersonal völlig erneuert.

Aus der geistigen Entwicklung des Landes ist diese Bildungsanstalt nicht mehr wegzudenken. Alljährlich vergrößert sich der kleine Kreis der Intelligenz um die Anzahl der Abiturienten, die, versehen mit dem gediegenen Rüstzeug deutschen Wissens, die Schule verlassen. Ihnen gesellen sich die jungen Afghanen zu, die aus Deutschland nach dem Abschluß ihrer Studien in die Heimat zurückkehren. In die letzte Zeit meiner amtlichen Tätigkeit fallen Vereinbarungen, die eine verstärkte Entsendung afghanischer Schüler nach Deutschland vorsehen. Ferner konnte ich noch den Grundstein zu der Einrichtung einer technischen Schule unter deutscher Leitung legen.

Die einzige Universität des Landes bestand aus der medizinischen Fakultät in Darülfünun, früher Darülaman, bei Kabul. Zu meiner Zeit unterrichteten an ihr nur türkische Professoren, die zum größten Teil eine deutsche Ausbildung besaßen. Hier

wird allmählich ein kleiner Stamm afghanischer Ärzte vorgebildet, die es bisher im Lande nicht gab. Indische Mediziner ersetzen sie bis in die neueste Zeit, als Deutsche und Türken gerufen wurden. Inzwischen dürften auch einige Medizinstudenten ihr Studium in Deutschland und Frankreich beendet haben.

Es gab eine philosophische Fakultät, die noch mitten im Versuchsstadium stand. Die deutschen und französischen Lehrer der beiden höheren Schulen wirkten auch hier, doch konnte ich mir kein richtiges Bild von dem Stand und dem Ziel der Fakultät machen. Möglicherweise soll sie die künftigen Lehrer für die gehobenen Schulen heranbilden.

Technische Hochschulen fehlen, so daß afghanische Ingenieure ihr Wissen in Indien und Europa erwerben müssen. Einstweilen ist Afghanistan auf fremde Fachleute angewiesen.

Die Rechtswissenschaft ist ein Kind der Theologie und gehört zur Domäne der Geistlichkeit, ein Molla steht dem Justizministerium vor. Es sieht nicht so aus, als ob in absehbarer Zeit eine grundlegende Änderung eintreten wird, zumal auch kein dringendes Bedürfnis an einer Neugestaltung des Rechtswesens auf westlicher Basis vorliegt. Soweit es sich um die Regelung internationaler Rechtsfragen handelt, steht dem Außenministerium die Mitwirkung eines türkischen Juristen zur Verfügung.

Die unter deutscher Leitung stehende höhere Offiziersschule fördert nicht allein die militärischen Kenntnisse, sie erzieht auch den Menschen, sie schafft den Typ des soldatischen Führers, den sie charakterlich bildet und mit deutschem Pflichtgefühl erfüllt. Der so vorgebildete Offizier wird auch im geistigen Leben des Volkes eine Stellung erringen.

Die Altertumsforschung liegt in den Händen der französischen archäologischen Mission, die auf Grund des Vertrages vom 9. September 1923 für dreißig Jahre das Monopol der Ausgrabung besitzt. Die Funde werden zwischen beiden Ländern geteilt. Das sehenswerte Museum in Kabul verdankt der Arbeit der Mission den größeren Teil seiner Schätze und seine An-

ordnung. Sie steht unter der Leitung des ausgezeichneten Professors Hackin, der gleichzeitig Konservator des Musée Guimet in Paris ist; seine mannigfaltigen, hervorragenden Veröffentlichungen über die Ergebnisse der Grabungen haben die Kenntnis von der Vergangenheit des Landes in unerhörter Weise bereichert. Es ist vornehmlich die buddhistische Kultur, die sich in gewaltigem Umfange in Afghanistan entfaltet hatte und für einen Zeitraum von mehreren Jahrhunderten dem Lande ihren Stempel aufdrückte, auch finden sich in viel bescheidenerem Umfang Reste aus der Zoroastrischen Zeit. Es genügt, auf die Stätten hinzuweisen: Bamian, Balch, Kapischa, Paitava bei Tcharikar, Hadda, Kabul und Umgebung.

Die Kunstgewerbeschule in Kabul besitzt Klassen für Zeichnen und Malen, die sich der besonderen Fürsorge des Schuldirektors Abdul Ghafur Chan erfreut. Letzterer hat eine gründliche Ausbildung in Deutschland genossen und ist ausübender Künstler. Seine Gemälde schmücken die Wände des königlichen Palais. Anscheinend haben die Mollas niemals Schwierigkeiten gegen die Abbildung des menschlichen Körpers erhoben, die von der religiösen Anschauung in anderen mohammedanischen Ländern sonst so verpönt wird. Die Arbeiten der Zeichen- und Malklassen werden auch auf den Ausstellungen zum Djäschenfest gezeigt. Die amtlichen Veröffentlichungen tragen nie Bedenken, Bilder von Personen zu bringen.

Vielleicht läßt sich noch erwähnen, daß deutsche Fachleute als Leiter der Regierungsdruckerei und als Meister der Lithographie tätig sind und Schüler heranbilden.

Die kulturelle Entwicklung des Landes wird von der Regierung nicht allein gefördert, sondern bis in die Einzelheiten hinein gelenkt. Nicht nur der Schulbesuch ist kostenlos, auch die Lehrbücher werden ohne Entgelt abgegeben, und die Schüler erhalten eine freie Verpflegung zu Mittag. Ja, die Studenten der Medizin werden in einem Internat beköstigt und untergebracht, ohne daß sie hierfür etwas zu entrichten haben; Handwerkerschüler beziehen sogar eine kleine Vergütung in Geld. Dafür beansprucht der Staat, über den Schüler zu verfügen, der Staat bestimmt die Ausbildung, den Werdegang und die

weitere Verwendung. Er verteilt die Abiturienten der höheren Lehranstalten auf die Universität des In- oder Auslandes, er weist sie einem Beruf zu.

Für die Einführung der allgemeinen Schulpflicht sind Pläne ausgearbeitet, die schrittweise in die Praxis umgesetzt werden. Natürlich wird noch geraume Zeit vergehen, bis das verderbliche Übel des Landes, die gänzliche Unwissenheit der überwiegenden Mehrzahl der Bevölkerung, wenigstens aus der Jugend ausgerottet ist.

Streiflichter

Elphinstone schreibt von den Afghanen: „Sie lieben die Freiheit, sind treu zu ihren Freunden, freundlich zu ihren Untergebenen, gastfrei, tapfer, ausdauernd, mäßig, arbeitsam und vorsichtig; sie neigen weniger als ihre Nachbarn zur Falschheit, Hinterlist und zum Betrug.“ Zu ihren Fehlern rechnet er: Rachsucht, Neid, Habgier, Raubgier und Hartköpfigkeit.

Sehr ungünstig äußerte sich General Stolettof, der Führer der russischen Gesandtschaft an dem Hof des Emirs Shir Ali. Wir lesen in der Reisebeschreibung des Gesandtschaftsarztes Dr. Jaworskij: „Es waren das seinen Worten nach freche Diebe und Räuber. Ihr verräterisches Wesen ist sprichwörtlich geworden.“

Von Ausländern, die im Lande tätig waren, kann man Urteile hören wie: bestechlich, geldgierig, beschränkt, eingebildet und falsch.

Elphinstone nahm einen ausgezeichneten Eindruck von den Afghanen mit, er machte im allgemeinen nur günstige Erfahrungen, seine weiteren Urteile beruhen nicht auf Beobachtungen sondern Erkundigungen. Stolettof kannte die Afghanen überhaupt noch nicht, als er sich zu Dr. Jaworskij aussprach, und er war es, der die Afghanen mit dem Versprechen russischer Hilfe betrog. Die unvoreilhaften Meinungen einiger Ausländer, die nur in einen kleinen Ausschnitt des afghanischen Lebens einblickten, sind durchweg auf Enttäuschungen wegen ihrer eigenen Fehlschläge zurückzuführen.

Der fremde Gesandte genießt von seiner höheren Warte einen weiteren Überblick, er kommt mit den führenden Persönlichkeiten näher in Berührung, er sieht sie nicht allein handeln, sondern erkennt und versteht ihre Beweggründe, er ist auch besser in der Lage, das Unwesentliche von dem Eigentümlichen zu trennen. Allerdings muß er gelten lassen, daß

ihm selbst mit besonderer Vorsicht und Rücksicht begegnet wird.

Wer über Afghanen urteilen will, darf weder den Tadjik-Händler im Basar noch seinen Hezareh-Diener mit dem typischen Vertreter der afghanischen Rasse verwechseln, auch ist es untunlich, eine schlechte Erfahrung aus dem alltäglichen Verkehr zu verallgemeinern.

Unbestritten ist die Liebe zur Freiheit, die soldatische Natur der Afghanen. Dies beweist ihre Geschichte und wird täglich erhärtet durch den Widerhall der Gewehrschüsse im Niemandsland, durch das Krachen der britischen Bombenabwürfe. Die Pathanen in Britisch-Indien liefern der englischen Armee das beste Material an Menschen, und mein Urteil kann auf Grund eigener Anschauung und nach den Berichten der deutschen Militärinstruktoren nur lauten: vorzüglich. Der Soldat muß sich unterordnen, muß gehorchen können, und der Afghane versteht es, niemals erlebte ich eine Disziplinlosigkeit, nie hörte ich davon. Offiziere bis zum Oberst einschließlich, die höhere Truppenführer werden wollen, müssen einen mehrjährigen Kursus an der Kriegsschule durchmachen, wobei sie ohne Rücksicht auf ihren Rang zu einem Bataillon zusammengestellt werden, um als gewöhnliche Soldaten Dienst zu tun. Erst nach Beendigung des Tagesdienstes legen sie ihre Rangabzeichen wieder an. Den Befehl über das Offiziersbataillon führte der ausbildende deutsche Lehrer, der nicht einmal Uniform trug.

Der König erscheint stets in Uniform, die für den Afghanen ein Ehrenkleid ist. Den Großen der Stämme, die sich um die Regierung verdient machten, werden militärische Grade als höchste Auszeichnung verliehen, in Generalsuniform dienen sie am Hofe als Adjutanten des Herrschers.

Die Afghanen untereinander fühlen sich sämtlich gleich, weil sie freie Männer sind, nicht weil die islamische Religion jeden Bekenner als gleichen Glaubensbruder betrachtet, denn in manchen mohammedanischen Ländern ist ebenso wie in christlichen die Gleichheit des Menschen kaum mehr als ein theoretisches Dogma, das in der Praxis nicht angewandt wird. Da der Afghane auf seine Abstammung stolz ist, achtet er das Vorrecht

der Geburt, doch liebt er nicht den Emporkömmling, da dies seinem Gefühl der Gleichheit widerstreitet. Hier liegt die Wurzel des Neides.

Es ist schwierig, einen Afghanen nach seinem Äußern zu beurteilen, da er Reichtum und Rang nicht zur Schau trägt und die Liebe zum Prunk ihm unbekannt ist. Für eine deutsche Expedition wollte ich einmal ein Haus in der Nachbarschaft mieten, und mein Landsmann verhandelte mit dem Eigentümer im Hofe der Gesandtschaft. „Chalifa“, Meister, nannte er ihn, mit der Anrede, die man dem einfachen Mann aus dem Volke gibt, wenn man nicht weiß, wer er sein könnte. Mir fiel etwas an dem in unscheinbarer Landestracht gekleideten Mann auf, der sich Anrede und wohlwollenden Ton ohne Widerspruch gefallen ließ, und ich fragte meinen daneben stehenden Diener Mohammed Akram, der mit dem mir Unbekannten als gleich zu gleich sprach. „Ist er schon ein General und ein sehr, ein mächtiger Mann“, lautete die Antwort. Meine Einladung zum Tee lehnte der Herr ab, denn ich als Fremder müßte ihn zuerst in seinem Haus besuchen, was ich einige Tage darauf tat. Später kam er zu mir in großer Uniform gelegentlich eines größeren Empfanges. Jeden Afghanen zeichnet ein höfliches und sicheres Benehmen aus, so daß der Fremde im Zweifel ist, wer von ihnen hoch oder niedrig sein mag. Ich beobachtete die beiden lehmbespritzten Handlanger am Neubau der Gesandtschaft, die sich gegenseitig förmlich begrüßten und sich nach dem Befinden des anderen in den gleichen Ausdrücken erkundigten, wie es die Vornehmen taten. Sie grüßten mich in der gleichen Weise, niemals ließen sie sich gehen oder trieben Lärm.

Der afghanische Postbote, der auf deutsch „guten Tag“ und „auf Wiedersehen“ erlernt hatte, reicht mir die Hand und fragt nach meiner Gesundheit, als ob er der Postminister wäre.

Es mag sein, daß ein Ausländer von einem Afghanen, der sich bereits in europäischen Umgangsformen bewegte, unhöflich behandelt wurde, doch niemals dürfte er einer Taktlosigkeit begegnet sein. Erstaunlich ist die angeborene Höflichkeit des Herzens, die dem Afghanen verbietet, auch unbewußt verletzend zu wirken. Diese Erfahrung bestätigte sich stets bei der

Erörterung von Fällen, die man als peinlich bezeichnen mußte, und immer berührte mich wohltuend der Takt. Der Vorgesetzte wahrt gegenüber dem Untergebenen die Form, der sich seinerseits achtungsvoll doch ungezwungen benimmt, kriechen kann er nicht. Nichts würde ihn mehr verbittern als wegwerfender Ton.

Der Offizier der Ronde, der die Wache der Gesandtschaft kontrolliert, raucht aus der gleichen Wasserpfeife, aus der der Soldat soeben einen Zug genommen hat, er hockt mit ihm auf dem Boden vor der gemeinsamen Schüssel und unterhält sich; verläßt er die Gesandtschaft, so nehmen die Soldaten Haltung an, und stramm öffnet der Posten das Tor. Er präsentiert vor mir, doch beachtet er nicht meine Frau, denn dies ist er nicht gewohnt, bis ich den Offizier bitten lasse, die Wache über unsere Sitten aufzuklären. Sofort ändert sich das Verhalten, und der einfache Posten schenkt meiner Frau eine Wachtel und einen Hund. Da er von der Frau des Gesandten Notiz nehmen soll und darf, so erklärt er ihr auch, wie man Wachteln fängt und verehrt ihr die selbst angefertigte Lockpfeife.

Der Ausländer, auf den die Durchreise durch Indien einen Eindruck gemacht hat, vermißt zu seiner Verwunderung die Unterwürfigkeit gegenüber dem Europäer, die er eigentlich erwartet hatte. Der Afghane sieht in ihm den Gast des Landes und den Angestellten seiner Regierung, deren Würde er gegenüber dem Fremden hochhalten möchte. Ein Minister erzählte mir lächelnd den Rat seines Türhüters, der sich empörte, daß der ausländische Sachverständige zu ihm, dem Minister, in etwas heftigem Tonfall mit hastigen Bewegungen der Hände sprach: „Herr, der Fremde hat keine Achtung vor unserer Regierung, du mußt ihn prügeln lassen.“ Auch der einfache Mann des Volkes kommt uns ernst vor, das afghanische Kind lacht und tobt nicht wie das unsrige. Jeder legt Gewicht auf Haltung und Würde. Die Kunst der Selbstbeherrschung wird früh geübt, und nichts stößt den Afghanen an dem Fremden mehr ab, als der Verlust der Fassung, ein jäher Zornausbruch oder würdeloses Benehmen in der Trunkenheit. Der Fremde hat dann endgültig sein Gesicht verloren. Sicherlich trinken einige der höheren

Kreise heimlich, früher, bis zu dem strengen Verbot durch Dost Mohammed, war dies wohl auch die Regel, doch die breite Masse des Volkes war und ist völlig enthaltsam. Tritt der trunkene Europäer ihm nicht zu nahe, so hat der gutmütige Afghane Mitleid mit ihm. Als jemand in der Nähe der Gesandtschaft in einen Djui fiel, weil er nicht mehr sicher auf den Beinen war, eilte der Posten nach und zog ihn aufs Trockene, stellte ihn gegen einen Baum und fischte dann noch das verlorene Gebiß aus dem Wasser. Doch sind sie spottlustig, und öfters sah ich meine Soldaten, die sich unbeobachtet glaubten, den schwankenden Gang eines vom Wein Berauschten nachahmen.

Die Sklaverei ist seit etwa vierzig Jahren von Emir Abdurrahman aufgehoben worden, und für die gütige Seite des afghanischen Volksscharakters spricht, daß sie niemals unmenschliche Form angenommen hatte. Der Afghane verachtete den turkmenischen Menschenjäger wie den usbekischen Sklavenhändler, und er selbst machte grundsätzlich niemanden zum Sklaven. Heute behandelt er den Dienstboten gut, der in der Stadt gewöhnlich ein Hezareh ist und das afghanische Selbstgefühl nicht besitzt.

Das Bewußtsein der eigenen Persönlichkeit läßt Kränkungen ernster Art nicht vergessen, leicht neigt der Mann zur Rachsucht, der sich zu Unrecht verletzt glaubt. Die Sitte der Blutrache kommt der Neigung entgegen, und vor einer Reihe von Jahren fiel ein Italiener ihr zum Opfer. Es wäre für einen Fremden gefährlich, selbst in der Notwehr oder fahrlässig zu töten.

Wenn ein Beurteiler die Treue des Afghanen rühmt, so unterstreicht der andere ihre angebliche Falschheit. Meine eigene Erfahrung bestätigt als Grundsatz, daß das gegebene Wort geachtet wird, ein Wortbruch gilt als schimpflich. Die afghanische Regierung stand zu den geschlossenen Verträgen, sie tilgte die Regierungsschulden, die der frühere König Amanullah eingegangen war. Auch die vertraglichen Ansprüche der vor dem „Sohn des Wasserträgers“ geflüchteten Fremden wurden nachträglich geregelt, und mir ist kein einziger Fall bekannt geworden, daß eine Regierungsstelle versuchte, das Recht zu Ungunsten eines Fremden zu beugen. Der Afghane der Regierung oder

des Volkes fühlt sich durch seine Unterschrift verpflichtet, und die Regierung legte ihre Verpflichtung weitgehend aus. Auch der wegen eigenen Verschuldens entlassene Fremde erhielt noch einige Monatsgehälter und das Geld für die Rückreise, denn man wollte sich in Kabul nichts nachsagen lassen. Wenn Streitpunkte über den Umfang der Verpflichtungen entstanden, so wurden sie nicht willkürlich erhoben, sondern sie wurden begründet. Gewiß erschwerte manchmal das Mißtrauen einen befriedigenden Ausgleich, da der Afghane fürchtet, von dem Fremden übervorteilt zu werden, doch wird er eine einwandfreie Beweisführung nicht bestreiten. Der Beamte neigt zu Bedenken, er scheut eine Verantwortung, die ihm eine Haftung aufbürdete, denn die Rechenmaschine der sparsamen Regierung arbeitet unerbittlich genau, so daß die Reklamation des Fremden bedächtig geprüft wird und viele Instanzen durchwandert. Natürlich hat mancher das Gefühl, nicht voll befriedigt worden zu sein, doch wäre es völlig ungerecht, der Regierung einen bösen Willen zuzuschreiben. Mit geschäftlichen Klagen gegen afghanische Privatpersonen wurde die Gesandtschaft niemals befaßt, sie bezahlten also ihre Schulden.

Ich glaube nicht, daß eine fremde Regierung jemals Anlaß hatte, den Afghanen mangelnde Vertragstreue vorzuwerfen, jedenfalls hörte ich keine einzige Andeutung bei den Unterhaltungen mit meinen diplomatischen Kollegen, die sicherlich ihrem Herzen Luft gemacht hätten.

Dem Orientalen sagt man allgemein den Hang zur Faulheit und zum Müßiggang nach, aber ich brauche zu dieser verbreiteten Auffassung, die ich in ihrer Verallgemeinerung nicht teile, hier keine Stellung zu nehmen, da ich den Afghanen wegen seiner rassischen Eigenart nicht für einen Orientalen in dem gebräuchlichen Sinne dieses Begriffes halte. Zu kraß hebt er sich von dem Inder ab. Die Natur zwingt den Afghanen zur ständigen und sorgfältigen Arbeit, andernfalls wäre der Hirte mit seinen Herden verloren. Der Bauer verhungerte, wenn er sein Land nicht pflächlich bewässerte, da er dies nicht dem im Sommer ausbleibenden Regen überlassen kann. Ohne Ausnahme rühmte jeder Beobachter den emsigen Fleiß des afghanischen Land-

wirtes, der sauber sein Feld bestellt und an den Bergabhängen jedes noch so kärgliche Stückchen Boden ausnutzt. Die Handwerker in den offenen Basarständen scheinen keine Unterbrechung ihrer Arbeit zu kennen, so unermüdlich hämmern und schmieden sie. Flott war das Tempo der Maurer und Zimmerleute bei dem zweimaligen Umbau der Gesandtschaft, ohne Pause schleuderte der Handlanger die Ziegel in die Höhe, und kein Drückeberger brauchte zur Arbeit angehalten zu werden. Das Klima gewöhnt den Bewohner an große Hitze und übermäßige Kälte, er muß die steilen Gebirgspfade erklimmen und durch reißende Bäche waten, ausdauernd wird der Afghane, nichts fällt von selbst in den Schoß, Armut, Mangel und harte Natur stählen den Menschen für den Kampf um das Dasein, die Notwendigkeit ist der Vater des Fleißes und der Regsamkeit.

Das Land lebt ausschließlich von der Frucht seiner Arbeit, ihm fließen weder Renten zu noch haben sich bisher die Schätze des Bodens geöffnet, die das Ausland gegen hohe Abgaben ausbeuten könnte. Es wird weder Petroleum noch Kohle noch Eisen noch Edelmetall gefördert.

Die Arbeit wird geachtet, und jeder soll ihr Erträgnis genießen, auch die Regierung denkt nicht daran, es zu schmälern. Die Abgaben auf Land und Vieh sind gering, kein Steuerdruck lastet auf dem Volk, auch wird keine Ausbeutung zugelassen. Der Brotpreis ist so erstaunlich niedrig, daß wirkliches Elend nicht heimisch ist. Maschinell betriebene Mühlen durften nicht errichtet werden, da sonst die Unzahl der einfachen Wassermüller ihren Erwerb einbüßen und die moderne Fabrik ein Monopol zum Schaden des Volkes erhalten könnte. Lieber soll auch der Reiche das grob gemahlene Mehl verzehren.

Der Fremde zahlt keine Steuern, denn er darf kein Land besitzen; der ausländische Angestellte erhält seine Bezüge ohne jeden Abzug. Er spürt die Hand des Staates in seiner Tasche nur dann, wenn er für seinen Bedarf Waren einführt, die zollpflichtig sind.

Das Geld ist nicht der Gott der Afghanen, wegen seiner Erwerbssucht schätzen sie den Juden gering und beschneiden ihm die Flügel. Als arbeitsame Menschen lieben sie den Besitz,

doch scheint es weder Wucherer noch Schieber zu geben, denn niemals hörte ich sei es eine Anspielung sei es eine Klage. Wer die afghanische Verwaltung für korrupt erklärt, ist nicht urteilsfähig, denn er hält unvermeidliche Begleiterscheinungen für das Wesen der Dinge. Eine Regierung, die das Volk nicht mit Steuern erdrückt, die keine Ausbeutung zuläßt, dem Hakim in den Provinzen nicht die Gelegenheit gewährt, sich auf Kosten des Volkes zu bereichern, die vom Ausland keine politischen Gelder nimmt, die jede Anleihe ablehnt, ist ihrem Wesen nach integer, und hieran ändert nichts, daß ein Unternehmer den Staat betrügt und ein Beamter ihm dabei hilft. Auf die Entdeckung folgt eine harte Strafe. Als der Handelsminister den anderen Flügel der Gesandtschaft einreißen und neu aufrichten ließ, baute der Unternehmer, der den Überschuß in die Tasche steckte, so flüchtig und billig, daß mir die Sache bedenklich vorkam, denn die neuen Wände zeigten Risse und neigten sich. Der aufsichtführende Baumeister der Regierung schien blind zu sein, und ich wandte mich an die maßgebliche Behörde mit der Bitte um Prüfung der baulichen Sicherheit. Der afghanische Architekt erschien sofort, sah sich alles genau an und bat mich, den neuen Flügel nicht zu betreten. Am nächsten Tage erschien der Unternehmer, der einen recht betrübten Eindruck machte, in Begleitung von zwei Soldaten und riß den Bau wieder ein. Die Regierung hatte ihm eine kurze Frist gesetzt, die Arbeit auf eigene Kosten von neuem zu beginnen und den Flügel jetzt mit gebrannten Ziegeln zu errichten. Bis zur Fertigstellung blieb er unter soldatischer Bedeckung, und der Unternehmer arbeitete mit seinen Leuten ohne Rücksicht auf Kanonenschuß und Vesperpfeifen des Mashin Chane, selbst bei Fackelschein. Dann wurde der Bau mustergültig. Der verantwortliche Baumeister der Regierung hatte eine Rücksprache auf der Polizei. „Ist er schon ganz schwarz im Gesicht, hat er schon so viel Watschen bekommen“, flüsterte mir mein unvergleichlicher afghanischer Leibdiener Mohammed Akram zu. Allen lag die Furcht des Herrn in den Gliedern.

Wenn die Regierung auf ihre Weise gerecht und rücksichtslos gegen den Schuldigen vorging, so hütete sie sich andererseits,

Leistungen ohne Bezahlung zu verlangen. Sie bezahlte auch den inländischen Lieferanten, pünktlich erhielten die Arbeiter und Beamten ihren Lohn. Nicht jeder war mit der Regierung zufrieden, doch niemand gebrauchte den Ausdruck „Erpressung“, und ich glaube, daß sich der völkische Charakter in den Methoden der Regierung widerspiegelt.

Während eines Winters hörten bei außerordentlich strenger Kälte nach großem Schneefall die Zufuhren nach Kabul auf, Heizungsmaterial und Lebensmittel wurden knapp, und die Regierung öffnete ihre Depots und rationierte die Zuteilungen an Holzkohle, Mehl und Hammelfleisch, ohne daß eine Teuerung eintrat. Da ich für einen Abend Gäste hatte, mußte ich mich an die Behörde wegen eines größeren Kontingentes wenden, das ich sofort erhielt, sonst wäre mein Koch mit leeren Händen aus dem Basar zurückgekehrt. Der Vorfall hat mir große Freude bereitet.

Es gibt nur wenige Menschen, die den Besitz verachten und auf die Vermehrung ihres Einkommens verzichten, und viele unterliegen den Verlockungen des Goldes; es versteht sich von selbst, daß Armut, Mangel und hartes Leben die irdischen Güter dem Afghanen begehrenswert erscheinen lassen, aber es ist falsch und ungerecht, hieraus eine Eigenart des Volkscharakters machen zu wollen. Sie unterscheiden sich hierin in nichts von den „anständigen Normalvölkern“. Auch das an sich gültige Urteil des gelehrten Sir Mountstuart Elphinstone ist ein wenig von oben herab, denn Habgier und Raffsucht sind allgemein menschliche Schwächen. Weit vernichtender müßte ein afghanisches Buch ausfallen, das die britische Bereicherung in Indien schildern wollte.

Mich hat niemand betrogen, und ich brauchte niemanden zu bestechen, auch hörte ich von keinem Deutschen — Angestellten oder Geschäftsmann —, daß er zu diesem Mittel greifen mußte. Als eine militärische Eskorte meine Frau und mich auf der Reise nach Kandahar begleitete, fiel es mir schwer, den Offizier zu bewegen, für sich und seine Soldaten auf der Fahrt meine Einladung zu Reis, Brot und Tee anzunehmen, da der Herr erklärte, daß er eine Anweisung auf Verpflegung besäße.

Ihm nach Beendigung der Reise ein Geldgeschenk für die Soldaten zu geben, zeigte sich unmöglich. Der Offizier erklärte mir sehr bestimmt, daß der afghanische Soldat sich Pflichterfüllung nicht bezahlen lasse; ihm genüge die Ehre, uns sicher geleitet zu haben. Auf meinen Wunsch machte unser afghanischer Dolmetscher dem Herrn noch eingehend klar, daß mir jede kränkende Absicht fernegelegen hatte. Ein Offizier, der mich nach Ghardez führte, nahm von mir nichts anderes an als mein Photo mit Unterschrift. Ich kann mich nicht entsinnen, jemals angebettelt worden zu sein. Der Diener in einem fremden Hause erwartete und erhielt nie ein Trinkgeld.

Habgier ist der Auswuchs der Selbstsucht, doch tritt diese bei dem Afghanen völlig hinter seiner Liebe zur Freiheit, seiner Anhänglichkeit an den Stamm, seinen Stolz auf sein Volk zurück. Auch reimt sich Raffsucht nicht mit Treue zum gegebenen Wort, Güte zu dem Untergebenen und der Gleichheit im Verkehr untereinander zusammen. Selbstverständlich gibt es die gleichen Ausnahmen wie anderswo.

Ich möchte auch das Urteil mancher Ausländer korrigieren, die den Afghanen für beschränkt und eingebildet erklären, Borniertheit und Arroganz sind ja Kinder der gleichen Mutter, die aber keine Afghanin ist. Die lange Abgeschlossenheit des Landes hat natürlich dazu beigetragen, eine geistige Selbstgenügsamkeit gepaart mit religiösem Vorurteil und Unwissenheit großzuzüchten, doch bestätigen die mehrjährigen Erfahrungen der deutschen Schullehrer, daß der Afghane schnell lernt und leicht begreift. Mancher Fremde würde scheitern, wenn er die Nedjat-Oberrealschule in Kabul absolvieren sollte, wo er außer Deutsch noch Persisch und Paschtu, dazu die arabische Schrift und neben den Lehren des Koran auch die Auffassung des Westens sich aneignen müßte. Schneller erfaßt der Afghane die Fremdsprache als der Fremde eine der beiden Landessprachen, nach dem Studium im Ausland kehrt er mit völliger Beherrschung des Deutschen zurück, während nur wenige Ausländer nach mehrjährigem Aufenthalt in Afghanistan einigermaßen Persisch meistern, ohne es jedoch je schreiben und lesen zu können. Gewiß wird mancher Afghane, der sich im

Ausland Kenntnisse erworben hat, sein Wissen überschätzen, sich sogar dem Fremden in Kabul überlegen halten, doch ist dies nach meinen Beobachtungen mehr eine unbewußte Abwehrstellung gegenüber der Überheblichkeit, die der Ausländer zuzeiten herauskehrt. Man darf den Stolz auf die Abstammung, das Volk, die Heimat mit den wilden und kahlen Bergen nicht schief auslegen, nicht über das „gottgegebene“ Afghanistan, das „auserwählte“ afghanische Volk spötteln, hier prägt sich ein starkes Rasse- und Heimatgefühl aus, das Achtung verdient. Sie haben die geschichtliche Berechtigung, stolz zu sein, diese „Preußen Zentralasiens“.

Allein der Umstand, daß die Fremden von der Regierung berufen werden, um aufzubauen, zu erziehen und zu lehren, beweist zur Genüge, daß die führende Schicht weder eingebildet noch beschränkt ist.

Jemand meinte, es könnte nicht wundernehmen, wenn der Afghane mäßig sei und Enthaltensamkeit übe, da Karglichkeit und Armut ihm das üppige Leben und der Koran das Trinken verböten. Der Spötter übersieht, daß es eine recht wohlhabende Schicht gibt, die gleichfalls einfach lebt und keinen Aufwand treibt. Selbst der königliche Hof verzichtet auf wirklichen Luxus, und wenn auch die führenden Kreise beginnen, sich in Behausung, Einrichtung und Haushalt zu modernisieren, so würde man in Indien und in Europa ihre Lebensführung noch als recht bescheiden bezeichnen. Bei niemandem sah ich eine kostspielige Wohnungseinrichtung, nirgends wurde geschlemmt, das Diner bei dem König würde jeder als gut bürgerlich bezeichnen. Sie lehnen bewußt Glanz und Pracht ab, weil es ihrer Natur nicht liegt, Gepränge und Lärm sind ihnen verhaßt, und sie lieben nicht, aufzufallen.

Die Gastfreundschaft ist eine afghanische Eigenschaft, die wir in diesem Umfang nicht mehr besitzen und auch nicht besitzen können. Das moderne Verkehrsmittel, das Hotel, das Restaurant, die Vergnügungsstätte enthebt uns von solcher Verpflichtung, und des Bedürftigen nimmt sich die öffentliche Fürsorge an. Hier sind die Verhältnisse noch patriarchalischer, urwüchsiger, der Wanderer, der Reisende empfindet noch das

Bedürfnis des Schutzes, der seßhafte Bewohner die Verpflichtung zur freundlichen Aufnahme. Selbst die fortschreitende Zeit hat diese Eigenschaft nicht geschwächt. Den Ausländer betrachtet der Afghane, der Herr des Landes, als Gast, dem eine besondere Rücksicht gebührt. Auch der einfache Mann des Volkes kehrt dem Fremden in seinem Benehmen den Gastgeber heraus, auch dem Fremden von Rang und Stand, denn dieser hat mit der Grenze des Landes die Schwelle des großen afghanischen Hauses überschritten, das sie alle, hohe und niedrige Afghanen, gemeinsam bewohnen. Als wir auf der Höhe von Jagdalak hielten, um uns im Schatten einer Lehmmauer auszuruhen, näherte sich ein Treiber, der zwei mit Körben beladene Esel begleitete. Er hielt an, als er unseren Wagen erblickte, und es brannte heiß die Sonne, er griff in den Korb und gab meiner Frau einen saftigen Granatapfel, wartete, bis sie ihn verzehrt hatte. Dann legte er ihr noch zwei weitere in die Hand und trottete mit freundlichem Gruß seines Weges; der Herr des Landes hatte dessen fremde Gäste willkommen geheißen. Ich würde ihn beleidigt haben, hätte ich ihm Geld geboten. Es sind wirkliche Geschenke, sie unterscheiden sich von den Sitten des Negers in Afrika, der eine Gegengabe erwartet. Einmal besuchte ich das obere Tal der Loghar, um dort eine bestimmte Art von Schildkröten aufzustöbern, und der einsetzende Regen zwang mich, in einem Dorf haltzumachen. Die Bewohner räumten mir die einfache Moschee ein, ein Schuppen mit offener Vorderseite, sie zündeten ein Feuer an, brachten Reis, Fett und Hammelfleisch, dazu Brot und Melonen. Ich war ihr Gast; zum Abschied mußte ich noch drei Hühner annehmen. Mohmands waren sie, die die Regierung hier angesiedelt hatte, heilig hielten sie die Verpflichtung zur Gastfreundschaft. Natürlich fingen sie selbst eine Schildkröte, die sie mir in den Wagen legten.

Auf meinen Reisen war ich fast ausnahmslos Gast, die afghanische Regierung in Kabul übte gegenüber den fremden Diplomaten die echte Gastfreundschaft des Landes aus.

Es wäre an sich schon eine Beleidigung, die Frage zu erörtern, ob der Afghane ehrlich ist, denn in seinem Lande wird, wie wohl überall, Treu und Glauben hoch geschätzt. In Kabul sind Ein-

bruchsdiebstähle und Veruntreuungen durch Diener eine Seltenheit, doch kommen sie natürlich vor. Der Fremde genießt einen erhöhten Schutz, zumal die Polizei ein Eigentumsvergehen, das ihn schädigt, als eine Verletzung der nationalen Ehre und Bruch der Gastfreundschaft ahndet. Ein deutscher Tourist, dem im Basar die Kamera von einem unbekannt gebliebenen Taschendieb weggeschnappt wurde, erhielt den Wert ersetzt, da der Vorfall der Polizei peinlich war. In meinem Hause war nichts abgeschlossen, die afghanischen Diener hatten allein die Obhut über meine Sachen; als ich einen neuen einstellen wollte, bat mich der Chefdiener, einen anderen zu wählen, da der von mir ausgesuchte in einem Haus tätig gewesen wäre, in dem sich ein Diebstahl ereignet hätte, so daß meine Diener Sorge hegten, mit einem Verdächtigen zusammen zu arbeiten. Nie kam bei mir etwas vor.

Den Ausdruck „das von Räubern wimmelnde Afghanistan“ habe ich mehrfach in Büchern gelesen, und dann bin ich ohne Waffe durch das weite Land gereist. Natürlich gibt es räuberische Überfälle, und ich möchte mich ebensowenig dort an einer entlegenen Stelle nachts im Freien schlafen legen wie in Europa. Aber der Bewohner des Landes besitzt keine verbrecherische Veranlagung, die kriminellen Elemente werden von der Staatsgewalt in Schranken gehalten, die Landstraßen sind sicher, und nach dem Übeltäter greift die harte Hand der Regierung mit unfehlbarem Erfolge. Zu meiner Zeit geschah keinem Fremden ein Leid, und selbst während der Revolutionswirren unter Batcha Sakkao wurde keinem Deutschen ein Haar gekrümmt, wenngleich zügellose Horden einige ausplünderten. Sie mordeten jedoch nicht, denn selbst ihnen fehlte wie den Afghanen überhaupt die Neigung zur gewollten Grausamkeit. Die Greuelthaten gegenüber dem eigenen Volk liegen auf anderem Gebiet, sie wurden von dem Berufsräuber Batcha Sakkao angeordnet und ausgeführt.

Afghanistan kam durch die Grenzstämme in Verruf, welche auf den Paßstraßen die Reisenden ausplünderten, was sie für ihr gutes Recht hielten. Sie lebten davon, da der karge Boden sie nicht ernährte, doch gewährten sie gegen Bezahlung der

Karawane Schutz. Erst bei seiner zweiten Reise zog Burnes durch den Khyber, den er das erstemal wegen der wilden Veranlagung der Khyber-Stämme gemieden hatte. Dieses Mal ließ er sich von den Stämmen eine Eskorte geben, die ihn ohne Belästigung durch den Paß geleitete, und bei der Abrechnung in Dakka wunderte sich Burnes über den geringen Preis für den Schutz. Die Khyber-Leute hielten den geschlossenen Pakt.

Als ich 1934 nach Ghardez reisen wollte, machten mich einige Ausländer auf die angebliche Unsicherheit der Straße zwischen diesem Ort und Ghazni aufmerksam, so daß ich bei dem Premierminister eine leichte Andeutung machte, worauf er jede Besorgnis für unbegründet erklärte. Zur besseren Verständigung unterwegs gab er mir einen Offizier mit. Nach Verlassen von Ghardez sah ich bei einer Ortschaft zu meinem Unbehagen Ansammlungen von Menschen, während ich doch sonst überall ohne jedes Aufsehen durchfuhr, auch verstand ich meinen Begleiter nicht, was er meinte, indem er auf die Menschen hinwies. Dann aber schien der regelrechte Überfall zu kommen: aus den Falten der Berge ritten sie im Galopp zur Straße, zu meinem Erstaunen in Stärke eines Regimentes und in militärischer Ordnung. Das Ganze reihte sich in Linie auf, der Führer parierte sein Pferd und ritt an meinen Wagen, der hielt. Mein Offizier sprang heraus und nahm Haltung an. Der General — ich erkannte sofort seinen Rang — grüßte und fragte mich höflichst, ob ich mit meiner Reise zufrieden sei, und ob die Bevölkerung mich freundlich aufnehme. Da ging mir ein Licht auf, und in dem nächsten Dorf machte ich bei der verdächtigen Zusammenrottung der Leute halt, um den zur Bewillkommnung bereitgestellten Tee zu trinken. „Sie freuen sich alle, den deutschen Gesandten zu sehen“, erklärte mit Stolz mein Reiseführer. Niemals nahm ich mehr das Wort Unsicherheit in den Mund, denn es schien mir, als ob ich eine Lehre erhalten hätte. Hoffentlich hat das Regiment mir die außerplanmäßige Felddienstübung nicht verargt.

In dem „wilden“ Ghardez wurde ich übrigens sehr freundlich aufgenommen, nachdem wir den Altimur-Paß mit den steilen Spitzkurven überquert hatten. Ein deutscher Tischler, der sich als Ingenieur ausgegeben hatte, baute die Straße vor Jahren,

es muß ein ganzer Kerl gewesen sein, obwohl er später freiwillig sein Leben beschloß. Auf der Zitadelle in Ghardez wollten meine liebenswürdigen Führer mir die Mittagskanone in Tätigkeit vorführen, aber es war noch eine halbe Stunde bis zwölf, und so lange mochte ich nicht warten, denn ich hatte im Krieg schon genug Kanonen schießen hören. Sie waren durchaus nicht um einen Ausweg verlegen und donnerten den Schuß nun halt dreißig Minuten zu früh los, worauf zur gleichen Sekunde ganz Ghardez die Arbeit unterbrach und zur Mittagsrast überging. Ein Glück, daß hierzulande die Frau nicht mittags für den Mann kocht, sonst hätte meine Anwesenheit Anlaß zu unzähligen ehelichen Zwistigkeiten wegen unfertigen Mahles gegeben, doch in dem Haus, das mich gastlich aufnahm, herrschte Aufregung, da der Gastgeber sich mit dem Frühstück in Verspätung glaubte. Es klärte sich dann alles auf, und um die richtige Mittagsstunde standen die dampfenden Schüsseln auf dem Tisch. Mit mir saßen gegen zehn Personen am Tisch, etwa zwanzig standen herum und sorgten, daß ich reichlich erhielt.

Der Afghane war nie fremdenfeindlich, eine Beobachtung, die bereits Elphinstone machte. Obwohl ein fanatischer Mohammedaner, zeigte er sich nicht unduldsam, auch nicht, als er noch über Millionen von Hindus herrschte. Die wenigen Europäer, die damals nach Afghanistan gelangten, wurden nicht wegen ihres Glaubens belästigt. Die Abschließung des Landes hatte eine ausschließlich politische Ursache, die Furcht vor der Ausbreitung der britischen Macht, die noch heute Nepal, und mit Erfolg, veranlaßt, das Land hermetisch abzusperren. Die Regierung von Nepal treibt die Vorsicht so weit, daß sie nicht einmal eine Straßenverbindung mit Britisch-Indien zuläßt, obwohl sie im Innern des Landes Autostraßen anlegt. Die Kraftwagen werden in zerlegtem Zustand hineintransportiert und im Lande zusammengesetzt. Die Afghanen hatten schon ganz recht: Erst kommt der Brite als Forscher, dann als Politiker und zum Schluß mit dem Gewehr in der Hand. Als die Trümmer der Armee Elphinstone sich vor dem letzten Kampf noch einmal an die Gnade des Siegers wandten und ihren General zu Verhandlungen entsandten, rieten die Stammesführer dem Sultan

Akbar, den alten General Elphinstone umzubringen, da ein abschreckendes Beispiel gegeben werden müßte. Sie bedeuteten, daß sie gleich zu Anfang gefordert hätten, den politischen Unterhändler Burnes zu töten, da er später ein Heer ins Land bringen würde, und ihre Befürchtungen seien eingetroffen. Sultan Akbar behielt den kranken General bei sich als Gast, den anzurühren die Ehre des Afghanen verbot, doch die Armee ließ er ohne Erbarmen zugrunde gehen.

Die bitteren Erfahrungen haben in dem Afghanen ein Mißtrauen gegenüber dem Fremden eingewurzelt, das jedoch auf keiner grundsätzlich feindlichen Einstellung beruht. Kein Engländer könnte in Kandahar wohnen, doch darf ein Deutscher dort ungestört seiner Beschäftigung nachgehen. Einige Unregelmäßigkeiten, die das Fremdenregime unter Amanullah entstehen ließ, haben die Vorsicht der Regierung verdoppelt, und der ausländische Angestellte soll sich äußerster Korrektheit befleißigen, um die Beamtenschaft nicht argwöhnisch zu machen. Jeder Fremde kann nach seinen Sitten und Gebräuchen leben, und die Regierung bewilligt ihm ein Jahreskontingent geistiger Getränke, die sie dem Afghanen vorenthält. Doch der fremde Brauch darf nicht die öffentliche Ordnung stören, und in den Provinzstädten, wo der Einheimische noch nichts von fremden Sitten weiß, kann sich die europäische Frau nicht unverschleiert im Basar zeigen. Das Volk muß erst allmählich belehrt werden, daß dies in Europa keine Schamlosigkeit bedeutet. Der afghanische Diener versteht es durchaus, daß sein ausländischer Brotgeber Schinken und Schweinefleisch isst, doch lehnt er es ab, ihm diese Gerichte zuzubereiten, denn er darf die unreinen Speisen nicht berühren.

Die Regierung ist außerordentlich vorsichtig, und wo sie einen Zwischenfall befürchtet, beugt sie vor. Auf den Reisen, die ich mit meiner Frau nach Ghazni und Kandahar unternahm, begleitete uns eine Eskorte von Soldaten, die jedes unliebsame Vorkommnis durch ihre Anwesenheit ausschalten sollten, denn jeder sah ja nun die Autorität der Regierung, folglich konnte es sich um nichts Anstößiges handeln, wenn die Frau nicht ihr Gesicht verhüllte. Früher durchstreifte ich allein die Basare von

Ghazni und Kandahar, und ich kam mir etwas merkwürdig vor, als uns nun jetzt unter Vorantritt des Offiziers zwölf Soldaten mit blanker Waffe durch das Tor des Hakim zum Basar von Ghazni heraufführten. Sobald der Afghane sieht, daß es sich um einen willkommenen Gast der Regierung handelt, schwingt das Mißtrauen in Herzlichkeit um. Meine Frau reiste öfters allein im Kraftwagen von Kabul nach Peshawar, ohne anderes als Freundlichkeiten zu erleben, allerdings leitete die unsichtbare Hand der Regierung die Reise in der Stille bis zur Grenze. Diese höfliche Aufmerksamkeit wäre aber sicherlich nicht vonnöten gewesen. Dem deutschen Gesandten begegnete nie ein Mißtrauen, da Deutschland als der Freund des Landes gilt, und ich brauchte für meine Person nirgends einen Schutz, vielleicht eine Begleitung, die erklärte, wer ich war, und dies genügte.

Es wäre dem Fremden nicht möglich, sich auf eigene Rechnung im Lande niederzulassen, denn das Volk möchte nicht ausgebeutet werden, wie es in Indien unter der britischen Herrschaft der Fall ist. Als vorübergehender Gast oder als Helfer der Regierung ist er willkommen, nicht als Kaufmann und Händler, der dem Einheimischen den Erwerb fortnimmt. Auch der Arzt muß Angestellter der Regierung sein, deren Weisung er zu befolgen hat. Kein Fremder darf einen Einfluß ausüben, der etwa die Selbständigkeit der Regierung in den Schatten stellte und den Stolz des Volkes kränkte.

Der Afghane überträgt den Stolz auf seine Nation auch auf die Zugehörigkeit zur mohammedanischen Religion, deren Bekenner er seit länger als einem Jahrtausend geworden ist. Seiner Religiosität scheint das Nationalgefühl zugrunde zu liegen, was seine Duldsamkeit erklärt, denn er setzt afghanisch und mohammedanisch gleich, und er achtet in dem Fremden den Vertreter einer anderen Rasse und folglich auch den Bekenner einer anderen Religion. Ein Nicht-Mohammedaner könnte nicht die Zugehörigkeit zum afghanischen Staatsvolke erwerben, und der König schwört in seinem Throneid, die Rechte des Volkes zu verteidigen und den Glauben zu schützen. Es wäre nicht denkbar, im Lande ein christliches Gotteshaus zu errichten, denn dies würde in den Augen des Volkes ein Zurückweichen des

Staates vor dem Einfluß des Auslandes bedeuten. Daß es nicht religiöser Fanatismus ist, beweist der ungezwungene Verkehr mit dem Ausländer, der unter afghanischem Dach hausen und am afghanischen Tisch speisen kann, ohne daß der Afghane die Berührung durch einen „Unreinen“ fürchtet, abgesehen von vereinzelt Fanatikern, die nicht typisch für das Volk sind. Die Vorherrschaft des Nationalgefühls, das das religiöse aufgesogen hat, läßt sich deutlich bei den unabhängigen Grenzstämmen feststellen, deren Religiosität sich in der Beobachtung der zum Landesbrauch gewordenen äußeren Vorschriften erschöpft und die dem Molla kaum eine Bedeutung zuerkennen, es sei denn, daß er zum Kampf gegen die Engländer aufruft. Der Kampf geht um die Freiheit, nicht um die Religion.

Als Mohammedaner kann der Afghane eine christliche Frau heiraten, die ihren Glauben nicht zu wechseln braucht, da keine Vorschrift des Koran ein Hindernis abgibt. Eine Reihe von Afghanen hat in Deutschland deutsche Mädchen geheiratet, und ein Teil dieser afghanisch gewordenen Frauen lebt im Lande. Die Regierung hat zu meiner Zeit schließlich diese Mischehen verboten, da sie die Einheit der Rasse in Frage stellen und die Familie dem Volke entfremden könnten. Der Entschluß der Regierung ist nur zu begrüßen, zumal sich Unzuträglichkeiten auf anderem Gebiet herausstellten, wenn der Ehemann zum Beispiel, um seine Familie zu versöhnen, noch eine zweite Frau aus der eigenen Rasse dazu nahm. Ich hatte mich mit einem Fall zu beschäftigen, wo die in Berlin standesamtlich getraute deutsche Frau noch in der Heimat geblieben war, der afghanische Partner in Kabul sich inzwischen erneut verheiratet hatte, jedoch durchaus bereit war, seine deutsche Frau bei sich aufzunehmen. Vier sind ja gesetzlich erlaubt.

Trotz der Tragik — der deutschen Ehe war ein Kind entsprossen — hatte die Angelegenheit einen leicht komischen Beigeschmack, dem ein Mißverständnis zugrunde lag. Der Afghane stellt die Bezeichnung „Herr“, im Persischen „Chan“, gesprochen Hahn, dem Namen nach, so daß der Standesbeamte das männliche Attribut für den Familiennamen hielt, auch fand er die Schreibweise nicht orthographisch richtig, so daß die deut-

schen Ausweispapiere der Berliner Afghanenfrau auf eine Frau Hahn lauteten, und diesem Namen konnte man den afghanischen Ursprung beim besten Willen nicht mehr ansehen.

Der Afghane ist ein offener Mensch, und die sogenannte Ungründlichkeit der asiatischen Seele habe ich bei ihm nicht entdeckt. Meine Aussprachen mit den typischen Vertretern des Volkes stießen frei zum eigentlichen Thema vor, ohne daß ein Schleier einen rätselhaften Hintergrund verhüllte, und vielleicht kann ich mich so ausdrücken, daß ich niemals das Gefühl hatte, mit jemandem von anderer Denkart zu sprechen. Man konnte sich gegenseitig restlos verständigen, in der vollen Bedeutung des Wortes, sobald das Vertrauen hergestellt war. Ein solches Verhältnis setzte natürlich voraus, daß auch der Diplomat ein offenes Wort vertrug und sich auch die unangenehme Wahrheit anhört, der der Afghane sonst aus Höflichkeit ein Mäntelchen umhängt. Schroffheiten vermeidet er nach Möglichkeit, und mancher Ausländer, der sich mißliebig gemacht hatte, jedoch die höflichen Redensarten auf seine Weise auslegte und glaubte, fest zu sitzen, war sehr erstaunt, dann festzustellen, daß es mit seinem Vertrag zu Ende war und die afghanische Regierung bei der Gesandtschaft schon längst um Benennung eines Ersatzmannes nachgesucht hatte. Was ihm gegenüber schonend und höflich sein sollte, empfand er als „falsch“.

Erstaunlich war die überlegene Menschenkenntnis, die auf Urteilsfähigkeit und Beobachtungsgabe schließen ließ. Ich mußte die Treffsicherheit ihrer Beurteilung anerkennen, auch wenn sie die wesentlichen Merkmale charakterisierten, welche die einzelnen in Kabul vertretenen Nationen unterschieden. Auch der einfache Mann beobachtete scharf, selbst wenn er teilnahmslos tat, und mancher Diener wird die Schwächen und Eigentümlichkeiten seines ausländischen Herrn genauer erkannt haben, als diesem lieb gewesen sein dürfte.

Der Afghane ist interessiert und lernbedürftig, der Gebildete sucht sich über fremde Verhältnisse zu unterrichten, und in der Regel ist er ausreichend informiert. Ein Stammesführer, der am Hofe Dienst tat und niemals die afghanische Grenze überschritten hatte, setzte mich durch Fragen über die Beziehungen

zwischen Partei und Staat in Erstaunen. Eine Propaganda, die sie beeinflussen sollte, machte keinen Eindruck, sie wichen ihr mißtrauisch aus, da sie eine verborgene Absicht argwöhnten. Sie urteilten lieber nach den Leistungen, sie schätzten den unmittelbaren Nutzen für ihr Land ab, und nur, wo der Eigennutz des einzelnen mitsprach, konnte das Treiben einer Clique gedeihen. Die nationale Leidenschaft wurde von außen nicht herausgefordert, sie fühlten sich auf einer sicheren Insel als unberührte Zuschauer der Geschehnisse in der großen Politik, sie konnten es sich leisten, objektiv zu sein. Aber nichts stieß sie mehr ab, als der Versuch einer Einmischung in ihre eigenen Verhältnisse, und sei es nur das Angebot eines Rates. Wie sie sich uns gegenüber verhielten, so sollte auch der Fremde ihre eigenen Zustände als uninteressierter Zuschauer betrachten.

Die Afghanen fühlen sich mit Recht nicht durch ihre Geschichte belastet, obwohl sie zweimal die Ermordung eines britischen Gesandten aufweist. Bei einer näheren Prüfung der englischen Darstellungen ergibt sich, daß die Vorfälle von den Briten selbstverschuldet waren und keinen Schatten auf den Charakter des afghanischen Volkes werfen können, zumal die Briten eine Lehre zogen, nachdem sie den ersten Fehler wiederholt und die gleiche bittere Erfahrung gemacht hatten. Auch die britische Geschichtsschreibung gibt ziemlich offen zu, daß der erste Einfall in Afghanistan im Jahre 1839 nicht provoziert, sondern völlig willkürlich erfolgte. Die Sucht der Briten, schwächeren Staaten eine Garantie ihrer Unabhängigkeit aufzuzwingen, ist durchaus keine Erscheinung der Zeit nach Versailles, sie ist die Folge eines Übels, das sie sich in Indien zugezogen haben. Das Übel ist die Einbildung von der Bedrohung Indiens, sei es zu Wasser (Suez, Singapore) oder auf dem Landwege (Afghanistan). Die Geschichte der seewärts gerichteten Besorgnisse ist hinlänglich bekannt, doch sind die afghanischen Vorgänge in Dunkel gehüllt, weil sich dem entlegenen Lande bisher nicht das allgemeine Interesse zugewandt hatte.

Als die erste britische Gesandtschaft unter Sir Mountstuart Elphinstone 1809 am Hofe des afghanischen Königs Shah Shudja in Peshawar erschien, suchte England die Freundschaft

des Königs von Kabul, da Indien für bedroht von Napoleon gehalten wurde. Das bisher unbeachtete afghanische Reich, das die britische Ausdehnung in Indien nicht störte und wegen seiner inneren Wirren hieran auch nicht denken konnte, wurde für würdig befunden, den Schutzwall Indiens gegen einen französischen Vormarsch aus Persien zu bilden. Mit dem Sturz Napoleons konnte der abgeschlossene Bündnisvertrag als nur historisch interessantes Dokument im Archiv begraben werden, und Afghanistan versank für die Briten wieder in Vergessenheit.

Mit der Bedrohung der afghanischen Stadt Herat durch die Perser im Jahre 1837 lebte die Furcht um Indien wieder auf, denn unter den persischen Mänteln wurden russische Soldaten vermutet, die weiter nach Kabul und dann nach Delhi marschieren könnten. Die britischen Besorgnisse waren mehr als vorausschauend, da Indien weder völlig im englischen Besitz war noch das britische Indien an Afghanistan grenzte, denn das unabhängige Reich der Sikhs lag dazwischen. Doch die Briten fühlten sich bereits als die rechtmäßigen Anwärter auf ganz Indien und Afghanistan. Sie kamen daher auf den Gedanken, die Unabhängigkeit Afghanistans zu „garantieren“, mit andren Worten, Afghanistan sollte auf seine Unabhängigkeit verzichten, zu keinem anderen Staat außer England in Beziehung treten und ein britischer Vasallenstaat ohne eigene Außenpolitik werden. Es war das Rezept, das die Engländer mit so großem Erfolg in Indien angewandt hatten. Für den Verkauf der Freiheit des Volkes wurde dem Maharadscha der Besitz seiner Herrschaft garantiert. Es fragte sich, ob dieses Rezept, das so manche englische Wunde in Indien geheilt hatte, auch in Afghanistan half, das heißt, ob man die Afghanen wie die Inder behandeln konnte. Eine Lektüre des schon dreißig Jahre alten Buches des Sir Mountstuart Elphinstone hätte die Briten warnen sollen, zumal auch Sir Alexander Burnes, der 1837 als „Handelsagent“ an den Hof des Emirs Dost Mohammed nach Kabul entsandt worden war, ernste Bedenken äußerte. Jedoch setzte sich der Generalgouverneur von Indien, Lord Auckland, den sein Ratgeber Sir William Macnaghten bestärkte, über jeden Einwand hinweg.

Afghanistan schien nach dem Sturz des Shah Shudja ein dem politischen Untergang geweihtes Land, in dessen Herrschaft sich einige Teilfürsten teilten, die noch dazu miteinander uneinig waren. Hier mußte der Brite ein leichtes Spiel haben, und so kam es zu dem verderblichen Abkommen zu dritt, am 25. Juli 1838 zwischen den Briten, dem Flüchtling Shah Shudja und dem Maharadscha der Sikhs, Ranjit Singh. Shudja sollte als britischer Vasallenkönig wieder auf den Thron in Kabul gesetzt werden, womit Afghanistan praktisch dem britischen Imperium einverleibt war. Wer sich von den Afghanen der neuen Regelung widersetzte, sollte als Rebell behandelt werden, denn er verweigerte ja dem „angestammten“ König von britischen Gnaden den Gehorsam. Die Engländer übersahen geflissentlich, daß ein König in Afghanistan seine Herrschaft nur mit Zustimmung des Volkes ausüben durfte. Zu Anfang verlief alles für die Briten günstig, die ihren König Shudja — den „puppet king“, wie sie ihn selbst nannten — 1839 zuerst in Kandahar und dann in Kabul auf den Thron setzen konnten. Dost Mohammed überlieferte sich den Briten, da er als Wirkung des reichlich ausgestreuten britischen Goldes Verrat in den eigenen Reihen fürchtete.

Sir William Macnaghten war von Anfang des Feldzuges an bei König Shudja als britischer Gesandter akkreditiert worden, er hatte das politische Heft in der Hand, ja sogar der englische Befehlshaber der Expeditionsarmee hatte sich nach seinen Weisungen zu richten.

Das Jahr 1841 eröffnete sich mit einem glänzenden Ausblick für das britische Heer in Kabul, unter dessen Schutz König Shudja in der Königsburg von Bala Hissar regierte, allerdings hatte er wenig Mühe damit, denn das Regieren nahm ihm der britische Gesandte mit seinen *political officers* ab.

Die Afghanen waren jedoch zur Besinnung gekommen, und am 2. November brach der Sturm des Volkes los. Burnes, den man für den Urheber des ganzen Übels hielt, wurde ermordet, und General Elphinstone sah sich bald mit seinem Heer in dem Militärlager am Fuß der Hügel von Sherpur außerhalb der Stadt Kabul eingeschlossen. Shudja schloß die Tore der Burg von Bala

Hissar, die seine arabische Leibwache verteidigte. Sultan Mohammed Akbar, ein Sohn des gefangenen Emirs Dost Mohammed, übernahm die Führung des Volkes im Kampf um seine Freiheit. Afghanistan war einig in dem Willen geworden, die britischen Eindringlinge mit ihrem König Shah Shudja aus dem Lande hinauszujagen. Die Briten waren weder von dem afghanischen Volk gerufen noch von ihm in der geringsten Weise provoziert worden, die britischen Besorgnisse wegen einer nebelhaften russischen Bedrohung Indiens berührten es nicht. Es war auch nicht Sache Afghanistans, den britischen Besitz in Indien zu garantieren. Den ihnen aufgezwungenen Shah Shudja erkannten die Afghanen nicht als ihren Herrscher an, was ihre eigene Sache war. Dafür galten sie nun in den britischen Augen als Rebellen, doch das eingeschlossene Heer mußte bald mit den Rebellen verhandeln, um das Leben zu retten. Am 11. Dezember 1841 schloß der Gesandte Macnaghten mit den Großen der Stämme unter Führung des Sultans Akbar einen Vertrag, der dem in verzweifelter Lage befindlichen Heer nebst dem König Shudja freien Abzug nach Indien gegen die Verpflichtung ermöglichen sollte, daß niemals wieder eine britische Armee in Afghanistan einfallen würde. Es dämmerte den in internationaler Politik unerfahrenen Afghanen, daß der Vertrag wertlos sein würde, sobald das Heer in Sicherheit war, und Sir William Macnaghten sagte dies auch sicherlich sich selbst. Es lag gar nicht in seiner Macht, für seine Regierung ohne ihre ausdrückliche vorherige Sanktion eine solche weitgehende Verpflichtung einzugehen, die niemals die Afghanen vor einem weiteren Überfall bewahrt hätte, wenn dies seiner Regierung in Zukunft zweckmäßig erscheinen sollte. Die Afghanen hegten ernstliche Zweifel an dem Wert der Unterschrift, zumal die Engländer, nachdem sie sich in Kabul sicher gefühlt hatten, mehrmals von ihrem Wort abgewichen waren. Der Bruch vielfacher Versprechungen hatte die Afghanen, die der Verlockung des Goldes unterlegen waren, schon längst von der britischen Seite abgezogen. Sultan Akbar beschloß, die Ehrenhaftigkeit des Gesandten auf die Probe zu stellen und schlug ihm einen Geheimvertrag vor. Nach diesem sollte König Shudja mit Unter-

stützung des englischen Heeres weiter in Kabul regieren und einer der Hauptführer des Volksaufstandes durch plötzlichen Handstreich verhaftet werden. Auch diesen Vertrag unterschrieb Macnaghten, und Sultan Akbar wies das Schriftstück den Großen des Landes vor, die den englischen Verrat erkannten. Macnaghten wurde am 23. Dezember zu einer Konferenz außerhalb des Militärlagers gebeten und niedergehauen.

Der klare Tatbestand spricht für sich selbst: Sir William Macnaghten verschuldete seinen Tod durch eigenen Verrat. Er fühlte selbst das Bedenkliche seines Doppelschrittes, allerdings nicht das Unehrenhafte, denn er dachte nur politisch, und hier galt jeder Vorteil, auch sein eigener, denn er war der Inspirator des unglücklichen Einfalls in das Land gewesen, und mit dem schmähhlichen Abzug der Armee aus Kabul mußte es mit seiner Laufbahn wohl zu Ende sein.

Die Beurteilung politischer Morde unterliegt besonderen Gesetzen, wenn sie dem Wohle des Volkes dienen.

Die tödlichen Streiche der empörten Afghanen trafen den Feind und Verräter, nicht den Gesandten, denn diese Eigenschaft besaß der unglückselige Sir nicht gegenüber den Führern des afghanischen Volkes. Er war Gesandter am Hofe eines Scheinkönigs, den die afghanische Nation ablehnte, für sie selbst konnte er lediglich der politische Führer der feindlichen Expeditionsarmee sein. Er war nach Kabul an der Spitze einer Armee gekommen, mit dem Schwert in der Hand, nicht mit einem Beglaubigungsschreiben, das die rechtmäßige Regierung in Kabul etwa anerkannt hätte. Man kann also nicht von einem „Gesandtenmord“ sprechen. Nachdem die Afghanen die Wertlosigkeit einer englischen Unterschrift, die in der Lage der Verzweiflung gegeben wird, erkannt hatten, mußte sich General Elphinstone über das weitere Schicksal seines Heeres eigentlich im klaren sein; es konnte für ihn nur zwei Möglichkeiten geben: Kampf oder Übergabe. Er wählte dagegen den Weg der Verhandlungen, von deren Ergebnis er sich einen freien Abzug versprach. Doch Sultan Akbar, der den ersten Vertrag als grundsätzlich bestehend anerkannte, war gar nicht in der Lage, ihn durchzuführen,

denn die Großen bestanden auf Vernichtung oder Kapitulation. Es erwies sich als unmöglich, dem abziehenden Heer Verpflegung und Transportmittel zu verschaffen, es mußte sich mit eigener Kraft den Rückzug erfechten, und dabei ging es zugrunde. Sultan Akbar konnte lediglich den kranken General, einige Offiziere sowie die Frauen und Kinder retten. Seine ritterliche Behandlung der Gefangenen haben die Engländer anerkannt.

Die Rachearmee, die im Herbst des gleichen Jahres erneut Kabul besetzte, zog sich nach Befreiung der Gefangenen und Sprengung des Basars schleunigst wieder zurück, um nicht das Schicksal des Heeres Elphinstones zu erleiden. Dost Mohammed kehrte auf den Thron zurück, und die Briten ließen die Hände von Afghanistan. Sie hüteten sich klüglich, für die Ermordung ihres Gesandten eine Sühne zu verlangen. Die rauhen Sitten der Afghanen gegenüber einem frivolen Feind bewahrten sie vierzig Jahre vor einem weiteren britischen Überfall. Dann aber kam wieder ein britischer Gesandter: Sir Louis Cavagnari.

Emir Shir Ali empfing 1879 eine russische Gesandtschaft und, da er es ablehnte, auch eine britische nach Kabul einzulassen, fühlte sich England abermals in Indien bedroht, obwohl die Russen nicht die Absicht hatten, über Indien herzufallen. Die britische Regierung erklärte dem Emir den Krieg, und ihre Armee erkämpfte sich den Durchmarsch durch den Khyberpaß. Shir Ali starb auf der Flucht in Mazar i Sherif, sein Sohn, der schwächliche Emir Yakub, schloß mit dem britischen Unterhändler Cavagnari den Frieden von Gandamak, 8. Juni 1879. Um seinen Thron zu retten, wurde Yakub in Gandamak britischer Vasall. Er verpflichtete sich, Außenpolitik nur mit britischer Vermittlung zu führen, keine diplomatische Vertretung einer anderen Macht in Kabul zuzulassen, jedoch eine ständige britische Gesandtschaft in Kabul aufzunehmen. Yakub Chan war im Begriff, ein indischer Maharadscha zu werden, und der britische Gesandte sollte nichts anderes bedeuten als der bekannte British Resident, der bei den indischen Fürsten die Rolle des politischen Vormundes spielt. Sir Louis Cavagnari begab sich sofort auf seinen neuen Posten in Kabul, wurde von dem Emir

Yakub als britischer Gesandter in Antrittsaudienz empfangen, und dieses Mal schienen die Engländer gewonnenes Spiel zu haben. So leicht war die Unterwerfung Afghanistans aber doch nicht, denn bereits wenige Wochen später, am 3. September, wurde der Gesandte mit dem gesamten Personal in der Königsburg, in deren unterem Teil er die Gesandtschaft eingerichtet hatte, von den empörten Herater Regimentern ermordet. Es läßt sich nicht bestreiten, daß die bedauerliche Tat eine schwere Verletzung des Völkerrechts war, unter dessen Schutz die sakrosankte Person des Gesandten steht. Doch trägt an ihr die englische Verblendung die einzige Schuld. Es war unsinnig, dem freiheitsliebenden Volk der Afghanen einen derartig entwürdigenden Vertrag aufzuzwingen, den keine afghanische Regierung halten konnte. Der Emir mußte machtlos dem Sturm auf die Gesandtschaft zusehen, er hütete sich, einzugreifen, da dies ihm selbst das Leben gekostet hätte. Der unter Lord Roberts anrückenden Rachearmee übergab er sich als Gefangener und dankte ab. Nach dem Einzug in Kabul hing Lord Roberts einige der Täter auf, wurde in Sherpur eingeschlossen, von einer Entsatzarmee befreit und zog sich wieder aus Afghanistan zurück. Der Vertrag von Gandamak wurde zerrissen, und das Land blieb frei.

Die britische Regierung hatte sich der Lehre von 1842 erinnert, das afghanische Volk erwies sich wieder als zu hart, um gebeugt zu werden. Je rauher die Afghanen auftraten, je bitterer die Erfahrungen schmeckten, welche die Briten sammelten, um so wohltätiger waren die Folgen für das Land, das sich seine Freiheit bewahrte. Unter diesen Umständen kann der rückschauende Betrachter der Geschehnisse keinen moralischen Maßstab anlegen, zumal die Herater Soldaten keine Experten des Völkerrechts waren, und dies mußten die Briten wissen, bevor sie einen Gesandten in Kabul einsetzten, der in Wirklichkeit der politische Kontrolleur eines freien Volkes sein sollte. Es ist schwer einzusehen, wie das einfache Volk seine Auffassung auf andere Weise zum Ausdruck hätte bringen sollen.

Amanullah ließ sich 1921 im Frieden von Kabul die tatsächliche Unabhängigkeit des Landes von der britischen Regierung

bestätigen, und als sich dann richtige Gesandte in Kabul einfanden, dachte kein Afghane daran, ihnen feindlich zu begegnen. Selbst die Horden des Räuberkönigs machten vor den Toren der Gesandtschaft halt.

Elphinstone schrieb in seinem grundlegenden Buch die Beobachtung nieder, daß der König von Kabul keine neuen Steuern erheben kann. Als Shah Shudja, an dessen Hof in Peshawar er sich 1809 befand, zum Kampf gegen seinen Bruder Mahmud Geld für seine Truppen benötigte, bot er seine Juwelen zur Verpfändung aus, doch niemand wollte ihm Geld darauf leihen, da der mögliche Sieger Mahmud das Geschäft nicht anerkannt hätte. Der Engländer bemerkt mit Bewunderung, daß der König ungeachtet seiner schwierigen Lage auf gewaltmäßige Mittel verzichtete. Und dabei war Shah Shudja bereits von dem Hochmut des im Purpur Geborenen befallen, aber hier war die Grenze, die er nicht überschreiten durfte. Auch in der Folgezeit konnte man keinem König in Kabul nachsagen, daß er sein Land auspreßte. Er wäre hierzu nicht in der Lage gewesen.

Die Regierung der großen Emire Dost Mohammed und Abdurrahman wird gemeinlich als despotisch bezeichnet, weil sie das Land organisierten, Aufstände unterdrückten, Verschwörungen hart bestrafte und Schuldige hinrichten ließen. Ihr Wille galt, da die Stämme sich unterordneten, denn beide Herrscher hatten nach den englischen Einfällen die Unabhängigkeit des Volkes wiederhergestellt. Die Autorität des wirklichen Führers des Volkes hatte sich durchgesetzt, aber auch sie achteten die Rechte der Stämme und hüteten sich, das Volk zu bedrücken. Sie hätten es nicht gekonnt.

Die Regierung des heutigen Königs ist in sämtlichen Fragen von grundlegender Bedeutung, vor allem in Finanzangelegenheiten, an die Zustimmung des Parlamentes gebunden. Die Gerichte, die nach dem Recht des Koran entscheiden, sind unabhängig und der staatlichen Einwirkung entzogen. Willkürakte sind unzulässig, auch die Schuldigen an dem jüngsten Königsmord wurden in öffentlicher Gerichtsverhandlung abgeurteilt.

Der König, bisher der erste unter den Führern der verschiedenen Stämme, ist allmählich ein konstitutioneller Herrscher

geworden, den die geschriebene Verfassung verpflichtet. Man darf diese Entwicklung nicht mißverstehen, denn sie ist nur die Festlegung eines seit jeher bestehenden Zustandes unter Anpassung an die Erfordernisse der neuen Zeit. Absolut war der König niemals, wie bereits Elphinstone hervorhebt, und der Ausdruck Parlament ist die zeitgemäße Umschreibung für die Abordnung der afghanischen Stämme, auf die es ja im Grunde genommen allein ankommt. Die Stämme besitzen jetzt eine von ihnen gewählte Vertretung, welche die Maßnahmen des Herrschers und seiner Regierung kontrolliert. Natürlich ist die neue Form, die einer alten Einrichtung gegeben wurde, nicht unwesentlich, denn in ihr liegt der Ansatz der Entwicklung eines modernen Staates. Parlamentarisch ist das Regime nicht, denn es fehlen die politischen Parteien, und aus diesem Grund ist das afghanische Parlament wohl eine wirkliche Vertretung des Volkes, seine Abgeordneten erläutern ihren „Wählern“ die Absichten der Regierung, der sie wiederum die Stimmung im Volke vermitteln. Auf den Buchstaben der westlichen Vorbildern entlehnten Verfassung kommt es dabei nicht an, so daß ein näheres Eingehen auf die Konstitution des Königreiches Afghanistan, die unter König Nadir erlassen wurde, ein völlig verzerrtes Bild ergäbe.

In einer Hinsicht ist allerdings eine zweifache Wandlung eingetreten: der König steht nicht mehr wie früher den Großen des Landes gegenüber, denn zwischen beide Pole haben sich zwei andere Faktoren eingeschoben, nämlich die Regierung und die Volksvertretung. Unter Amanullah, der die erste Verfassung schuf, war seine Regierung mit seinem königlichen Willen identisch, und die Abgeordneten folgten, als es zum Bruch kam, dem Willen des Volkes, das sich gegen seinen König erhob. Bis dahin hatten sie geschwiegen.

Ganz so liegen die Dinge heute nicht mehr. Der König folgt dem Rat seiner Regierung, und das Parlament bildet sich eine Meinung. Weiter voraus läßt sich zur Zeit nichts übersehen.

Zwei Gestalten fallen aus dem gewohnten Rahmen heraus: Amanullah und der Räuber, der ihn stürzte. Die amtliche afghanische Chronik erkennt zwar den Sohn des Wasserträgers nicht

als rechtmäßigen Herrscher an, eine Auffassung, die dem Ehrgefühl der Nation entspricht, doch vor der Geschichte hat er in Kabul regiert. Der Charakter des früheren Königs Amanullah weist Züge auf, die nicht afghanisch erscheinen, und ich begegnete mancher Meinung im Lande, die ihn nicht als Volla Afghanen anerkannte, da seine Mutter nicht eine Afghanin von Rasse war. Meine afghanischen Gewährsleute tadelten das mangelnde Gefühl für die eigene Würde, die der Afghane so schätzt, er ließ sich gehen, und manchmal saß ihm der Schalk im Nacken, er liebte Scherze, für die der Afghane kein Verständnis aufbringt. Daneben zeigte er sich hochmütig und selbstherrlich, er vertraute zu sehr sich selbst und schien vergessen zu haben, welches Volk er regierte und unter welchen Umständen er zur Regierung gelangt war. Man könnte trotz den tiefen Verschiedenheiten eine Parallele zu Shudja ziehen, der auch nicht der berufene Erbe des Thrones war und sich für den auserwählten Herrscher hielt, dem sich das Volk zu beugen hatte. Der Erfolg des Augenblickes ersetzte ihm die Macht, die sich auch Amanullah nicht auf die Dauer zu schaffen wußte. Sie glaubten an sich selbst, doch beugten sie nicht den Gefahren vor, mit denen sie nach den Vorgängen, die sie auf den Thron setzten, rechnen mußten. Die letzte Entschlußkraft fehlte beiden, sie verzagten, als es nicht mehr genügte, zu befehlen, um den Thron zu retten.

Ich habe den früheren König Amanullah nur flüchtig während seines Staatsbesuches in Berlin, 1928, kennengelernt, als der greise Reichspräsident von Hindenburg die Güte hatte, mich ihm vorzustellen. Da Amanullah Türkisch sprach, konnte ich mich mit ihm unterhalten, und obwohl unser Gespräch keine Tiefen schürfte, hatte ich den Eindruck, vor jemandem zu stehen, der sich eine Aufgabe im Leben gesetzt hatte. Wir beide ahnten damals vieles nicht, ich lernte später gründlicher das afghanische Wesen kennen und Amanullah das europäische, das er mit Befehl nach Afghanistan verpflanzen wollte.

Eine reichlich schimmerlose Presse hatte dem Europabesuch des damaligen Königs Amanullah den kitschigen Anstrich der Visite eines Kalifen aus dem Morgenland gegeben, die Kredite für den Ankauf von Fabrikanlagen in Deutschland wurden als

verloren bezeichnet, und Spötter belächelten mitleidig das Geschenk eines großen Junkersflugzeuges. Man fand den Aufwand übertrieben, denn was war schon Afghanistan! Die amtliche Propaganda hatte dem deutschen Volk verschwiegen, daß Afghanistan als unser verspäteter Kriegsverbündeter gegen England losgeschlagen und als erstes Land der Nachkriegszeit England zum Nachgeben gezwungen hatte. Der afghanische Hammerschlag gegen das Eingangstor nach Indien hallte dröhnend im Bau des britischen Imperiums wider, und London beeilte sich, Frieden zu schließen. Die Fabrikanlagen sind bezahlt und aufgerichtet, das Flugzeug fliegt heute noch, und Afghanistan ist uns wertvoll für den Ausbau unserer großen Luftlinien. Vielleicht lag es an der Persönlichkeit Amanullahs, daß sich manches in das Operettenhafte umgebogen hatte, jedoch galt die Aufnahme weniger seiner Person als dem befreundeten Lande.

Im Lande wird ihm nachgesagt, daß er nicht allein überstürzt, sondern willkürlich vorging, daß er in die Rechte des Volkes eingriff und seine Gefühle verletzte. Als einen Despoten kann man ihn trotzdem nicht bezeichnen, wenn er auch ungeachtet seines volkstümlichen Gebarens hart und sicher, auch ungerecht auftrat, und Grausamkeit lag ihm fern.

Er hatte so sehr den Boden unter den Füßen verloren, daß sich der des Lesens und Schreibens unkundige Räuber Batcha i Sakkao während des Aufstandes der Südstämme als lachender Dritter auf den Thron setzen konnte, da auch die Armee das Vertrauen verloren hatte. Es muß allerdings erwähnt werden, daß die Garde und die Offiziersschule die Ehre der Fahne hochhielt, bis der König selbst der Krone entsagte. Jetzt lernte das Land zum erstenmal kennen, was ein wirklicher Despot ist. Er hat seine „Erinnerungen“ einem Schreiber diktiert, und ein ungenannter englischer Übersetzer hat sie veröffentlicht. Ich zweifle nicht daran, daß sie im Kern authentisch sind. Neben einer sarkastischen Menschenkenntnis spricht aus ihnen eine bestialische Verachtung der menschlichen Persönlichkeit, wenngleich dem Räuber ein genialer Zug nicht abzustreiten ist. Er, der Nicht-Afghane, schwelgte in Grausamkeiten, er ließ aus

Geldgier und Vergnügen morden. Die Keller der Ark und der heutige Flugplatz sahen entsetzliche Szenen. Niemals hatte sich ein afghanischer Herrscher zu solchem Treiben herabgelassen. Er war ein seltsamer Schützer der Religion und der Rechte des Volkes, bald fiel die Geistlichkeit von ihm ab. Selbst die Tadjiken in Kabul, die Amanullah ebenfalls gegen sich aufgebracht hatte, verwünschten ihn, den Tadjiken aus Kuhistan.

Als er nach seinem Sturz aus Kabul in die heimatlichen Berge flüchtete, lieferten ihn seine Landsleute an König Nadir aus, der ihn nach kriegsgerichtlichem Urteil erschießen ließ. Der Afghane erwiderte die an ihm verübten Grausamkeiten nicht in der gleichen Weise, nur der tote Räuber wurde an den Füßen aufgehängt, damit sich jeder von seinem Ende überzeugen konnte. Er wußte übrigens selbst, daß er schließlich so enden würde, aber es machte ihm nichts aus.

Sein teuflischer Charakter hinderte ihn nicht, den tapferen Gegner zu achten, während er andererseits Amanullah verachtete, weil er sich wankelmütig zeigte und dem letzten Entscheidungskampf bei Ghazni auswich. Ich weiß es aus dem Munde des heutigen Kriegsministers Seiner Königlichen Hoheit Mahmud Shah, daß der Räuber ihn nach der Einnahme Kabuls kommen ließ, um ihm zu sagen, daß ihm als tapferem Soldaten kein Leid geschehen würde. Er entließ ihn in die Provinz, wo Mahmud Shah unverzüglich die Stämme zum Kampf gegen den Sohn des Wasserträgers organisierte. Dagegen ließ Batcha i Sakkao zwei Brüder des geflüchteten Königs Amanullah hinrichten.

Manchmal ist ein Ausländer geneigt, die Untaten unter der Herrschaft des Räuberkönigs dem afghanischen Volk anzukreiden, doch der Afghane ist unbeteiligt. Batcha i Sakkao ist ebensowenig typisch für die Afghanen wie Bela Khun für die Ungarn.

Ausblick

Afghanistan ist an der Arbeit, sich zu einem Staat zu festigen, der sich gegenüber dem Ansturm der neuen Zeit behauptet. Die im Fluß befindliche Entwicklung wird durch keinen Druck von außen gestört. Keine Grenze des Landes wird bedroht. Der Iran dürfte seit langem verzichtet haben, geschichtliche Erinnerungen an Herat aufzufrischen, zumal ja auch die Erhaltung des Friedens unter den Orientstaaten die unerläßliche Voraussetzung ihrer aller Unabhängigkeit ist. Es bahnt sich im Gegenteil so etwas an wie eine Solidarität des Orients gegenüber dem noch immer imperialistischen Westen, trotz dem in neuerer Zeit anscheinend abweichenden Kurs der Türkei.

Rußland, ob zaristisch oder rot, hegte niemals Absichten auf Afghanistan, und nur die britische „*nervousness*“ unterschob der Politik an der Newa finstere Pläne gegen Indien auf dem Weg über Afghanistan, wobei allen künftigen Möglichkeiten, die der zeitgenössische Staatsmann nicht in die Rechnung der gewissen Zukunft stellen darf, weit vorausgegriffen wurde. Solange die zaristische Periode abgeschlossen bleibt, ist das letzte Wort über die afghanischen Dinge zwischen Moskau und London gesprochen: Indien darf nie an ein bolschewistisches Rußland grenzen, folglich muß Rußland die afghanische Unabhängigkeit achten. Mit einer Verschiebung der europäischen Gleichgewichtslage kann sich die Auffassung in London ändern, doch braucht man sich hierüber nicht heute den Kopf in Kabul zu zerbrechen. Kommt Zeit, kommt Rat.

Die Enthaltensamkeit, die Rußland instinktiv übte, erlernte England nach bitteren Erfahrungen. Dreimal zogen sich die Briten aus Afghanistan zurück, obwohl sie die militärischen Sieger schienen, und der erste Feldzug ist auch heute noch in schmerzlicher Erinnerung als „*the most melancholy episode in the Indian frontier history*“. Die kühlere Überlegung bewog Eng-

land stets, Afghanistan sich selbst zu überlassen, denn es konnte nicht im britischen Interesse liegen, die Millionen der ohnehin schwierigen Pathanen in Indien durch eine Unterwerfung Afghanistans zu verdoppeln, nachdem die britische Regierung bis heute nicht imstande war, die afghanischen Stämme im „Niemandsländ“ zwischen Afghanistan und Indien zu befrieden. Nur um Afghanistan dauernd zu kontrollieren, hätten die 60000 Mann britischer Truppen, die genügen, um 300 Millionen Inder in Gewalt zu halten, um die gleiche Anzahl verstärkt werden müssen. Und überdies wären 70 Millionen Mohammedaner, die mit Stolz auf das unabhängige Afghanistan blicken, für immer in die Opposition gegangen. Die Rücksichten, die England auf seine mohammedanischen Untertanen in Indien nimmt, gehen den anderen vor.

Es ist eine ebenso allgemeine wie falsche Auffassung, daß Afghanistan in der Zeit vor dem Weltkriege seine Unabhängigkeit der russisch-britischen Rivalität verdankte, denn weder 1839 noch 1879 hinderte Rußland die Briten, das Land besetzt zu halten. Die Eigenart und die Stärke des afghanischen Volkes erhielt dem Land die Freiheit, und es liegt nicht in der englischen Linie, starke Völker zu unterjochen, wobei die Iren und die Buren, die schließlich doch wieder frei wurden, als Ausnahme die Regel bestätigen. So schmal das Geisteserbe sein mag, das die Ahnen dem heutigen Afghanen hinterließen, sie vererbten ihm mit der Liebe zur Freiheit den einzigartigen Volkscharakter, der ihn im hellsten Licht von dem Nachbarn im weiten Umkreis abhob. Das Buch, mit dem der britische Gesandte Sir Mountstuart Elphinstone am Hofe des Königs Shudja der englischen Öffentlichkeit die erste Kenntnis der afghanischen Verhältnisse übermittelte, ist voll von Bewunderung, obwohl der Verfasser die politischen Verfallserscheinungen ausführlich bemerkt. Auch Burnes schreibt mit Achtung von den Afghanen. Sie erschienen den Briten völlig verschieden von den Indern, und der wackere Professor B. Dorn, der 1829 in London die englische Übersetzung der Geschichte der Afghanen von Nimetullah herausgab, schreibt nachdenklich in der Vorrede, daß sie wohl der indo-teutonischen Rasse angehören mögen. Dabei

las er in der Geschichte des Nimetullah die angebliche Abstammung von den Juden, die Elphinstone bereits mit einem höflichen Zweifel erwähnte. Vielleicht hat der Ruf, den sich die Afghanen erwarben, Stendhal bewogen, sie mit den Italienern des 13. Jahrhunderts zu vergleichen. Stendhal verglich dabei die Leidenschaften, die er gleich gewaltig fand, und darin hat er recht, denn die Afghanen sind ein leidenschaftliches Volk. Ihre Leidenschaft ist der Drang nach Freiheit.

Erscheint die Lage nach außen gesichert, soweit sich dies heute voraussehen läßt, so bedarf sie im Innern der Festigung, denn die Bildung des Staatsgefüges ist noch im Werden. Aber es ist nicht etwa ein Problem der Nationalitäten, das einer Lösung harret, denn eine solche Frage besteht nicht mehr, ungeachtet der verschiedenen Rassen, aus denen sich das afghanische Staatsvolk, die Nation, zusammensetzt. Tadjiken, Hezarehs und Usbeken haben die staatsbildende Kraft längst verloren, und ihre Interessen sind mit den afghanischen zu eng verschmolzen, als daß sie sich je loslösen könnten. Die sonstigen Splitter zählen überhaupt nicht mit. Längst sind die Zeiten vorbei, wo sich ein Häuptling der Hezarehs oder der Usbeken einen kleinen Raubstaat gründen konnte, dem heute, ganz abgesehen von der militärischen Überlegenheit der Afghanen, die materiellen Voraussetzungen für die Existenz fehlten. Rein wirtschaftlich sind diese Minderheiten, wenn man sie so nennen will, auf den Bestand eines afghanischen Staates angewiesen. Möglich ist, daß die in Angriff genommene Neuregelung der Sprachenfrage, die das Paschtu zur Amtssprache erheben will, zu Schwierigkeiten führt, die jedoch kaum ernsterer Art werden können. Es ist lediglich eine Sache staatsmännischer Geschicklichkeit, zumal weder Hezarehs noch Usbeken ein Geistesgut zu verlieren haben, denn sie besaßen nie ein solches.

Wie die Geschichte lehrt, waren die Afghanen sich selbst die größten Feinde, und die Lust zu Aufruhr bildete die Kehrseite des Freiheitsdranges. Es wäre den Briten in den beiden ersten Feldzügen von 1839 und 1879 unmöglich gewesen, mit den eingesetzten Streitkräften Kabul zu erreichen, wenn sie nicht vorübergehend die Unterstützung eines Teiles des afghanischen

Volkes besessen hätten. „Gold schmilzt Eisen“, sagt ein kluger arabischer Spruch, dessen Gültigkeit die Engländer öfters bei der Behandlung der afghanischen Dinge erprobten. Auch heute noch gilt der Satz, zumal die Armut leichter der Verlockung unterliegt, wenn es gelingt, dem Eigennutz ein nationales oder religiöses Mäntelchen umzuhängen. Man darf nicht in den Fehler verfallen, hierin eine ausschließlich afghanische Eigentümlichkeit zu sehen, denn auch die Geschichte großer europäischer Völker kennt in der Vergangenheit ähnliche Vorgänge, doch lebt der Afghane in mancherlei Hinsicht noch in einer Zeit, die unser nationales Denken seit langem überwunden hat.

Das Wahlrecht des Volkes verhinderte eine Despotie, ermöglichte andererseits die Bruderkriege, in denen die Prätendenten gegeneinander mit den Waffen um die Zustimmung des Volkes kämpften. Wenn auch verwerflich, so ist es begreiflich, wenn ein unterlegener Bewerber, Shah Shudja, sich an den Briten anlehnt und mit dem Feind des Landes die Heimat überfällt, um sich den Thron zu sichern. Solche Gelegenheiten spielten dem Engländer einen Einfluß auf die Wahl des Trägers der Krone zu, und wenn er zweimal solchen gewaltigen Persönlichkeiten wie den Emiren Dost Mohammed und Abdurrahman zur Herrschaft verhalf, so fiel das britische Bedürfnis nach Ruhe an der Grenze mit dem einmütigen Willen der Nation zusammen, die in diesen beiden die Garanten ihrer Unabhängigkeit sah. Gegenüber der Geschlossenheit des Volkes verzichtete der Brite auf die Ausnutzung des militärischen Anfangssieges.

Die Stämme beugen sich noch widerwillig dem Herrn in Kabul, der sie in einen organisierten Staat einfügen will, und es ist gerade die Möglichkeit einer britischen Unterstützung, welche den schlummernden Geist der Unruhe plötzlich wachruft, sobald sich Vorwand und Gelegenheit bieten. Wird der außenpolitische Kurs der Regierung in Kabul den Briten verdächtig, dann ist auf einmal die heilige Religion durch den Herrscher bedroht, gegen den sich Stämme erheben, und die Hintergründe des Sturzes Amanullahs sind ungeklärt. Natürlich trug auch er die Schuld, da er mutwillig eine Gefahr heraufbeschwor, ohne die Mittel zu besitzen, sie zu meistern.

Der Freiheitsdrang der Stämme und der fanatische Glaube des Volkes bieten die sicherste Gewähr für die Behauptung der nationalen Unabhängigkeit, sie bergen aber auch den Keim der Anarchie in sich.

Auch der Staat in Asien, auch Afghanistan, ist heute auf die Dauer verloren, wenn es nicht gelingt, das Volk zu einer Nation zusammenzuschließen und es mit nationalem Willen und Bewußtsein zu erfüllen. Garant der Unabhängigkeit kann nur die bewaffnete Volksmacht sein.

Die Voraussetzungen sind gegeben: Die afghanische Rasse hat die unbestreitbare Führung, sie besitzt die staatsbildende Kraft, den nationalen Willen und den unbeugsamen Charakter. Die harte Natur hat harte Menschen erzeugt, die gewohnt sind, sich zu behaupten, die Erhaltung des Lebens zu erkämpfen. Es sind geborene Soldaten. Was noch fehlt, ist die Erziehung, die Organisation des Volkes, die Schaffung eines im Innern einheitlichen Staatsgebildes.

Der afghanische König hat es leichter, weil die Afghanen ein kräftiges und freiheitsliebendes Volk sind, er hat es schwerer, weil sein Wille allein nicht ausreicht, denn er herrscht nicht über Untertanen, sondern freie Männer. Reformmaßnahmen können hier nicht aufgezwungen werden, die Regierung muß vorsichtiger vorgehen, wenn sie die Freiheiten der Stämme beschneidet, um dem Volk die Freiheit zu erhalten. Ihr Ziel ist auch die Unterordnung der Geistlichkeit unter die Gewalt des Staates, denn ein Wille muß dominieren, doch läßt sich dies nur in Abständen unter Schonung der religiösen Gefühle des Volkes erreichen, auf dem Umwege über die Erziehung durch die Schule. Bildung ringt die Unwissenheit nieder, und Unwissenheit ist der Nährboden des kirchlich gesinnten Rückschritts. Hier setzt der Hebel der Regierung an, die das Volk erziehen will, damit es begreift, warum es folgen soll.

Die gleiche Sorge wendet die Regierung der Bildung einer schlagfertigen Armee zu. Es genügt dabei nicht, das Heer neuzeitlich zu bewaffnen und zu trainieren, Offizier und Soldat müssen gleichfalls im nationalen Sinne erzogen werden. Der Soldat soll lernen, dem militärischen Führer zu gehorchen, nicht

dem Stamm, der ihn zu den Fahnen entsandt hat. Ist es gelungen, eine ausgerüstete und ausgebildete Armee rückhaltlos an den Fahneneid zu binden, dann sitzt die Regierung fest im Sattel, und Molla und Rebell muß Frieden halten. Kein äußerer Feind kann mehr im trüben fischen.

Für die Durchführung des noch langwierigen Reformwerkes braucht die Regierung Ruhe nach außen. Sie hat es daher klüglich vermieden, sich irgendwie in die häufigen Kämpfe der unabhängigen Grenzstämme hineinziehen zu lassen, wobei sie Takt und Geschicklichkeit aufwenden mußte. Die Stämme reichen in das afghanische Gebiet hinüber, aus dem sie Zuzug erhalten und wohin sie sich zurückziehen, wenn der Engländer sie scharf bedrängt. Politische Rücksichten oder Einsichten kennen die fanatischen Stämme nicht, sie verstehen weder die notwendigerweise vorsichtige Haltung der Regierung in Kabul, noch können sie die Aussichten für einen militärischen Enderfolg abschätzen. Sie fechten für ihre Freiheit gegen den Engländer, der sie bisher nicht unterjochen konnte, und das ist für sie eine ausreichende Parole. Selbstverständlich findet dieser heilige Glaubenskrieg in manchem afghanischen Herzen begeisterten Widerhall, ein Grund mehr für die Regierung, es mit den Mollas nicht zu verderben, die ihre neutrale Haltung als probritisch und ungläubig verschreien könnten. Die Kunst des Lavierens besteht für die Regierung in Kabul eben darin, es weder mit der nationalen Stimmung im Lande noch mit den kämpfenden Stämmen noch mit den Briten zu verderben. Letztere schätzen diese Taktik richtig als den bestmöglichen Ausweg ein. Afghanistan ist im Begriff, sich zu einem politischen Machtfaktor zu entwickeln. Damit ist die Bedeutung des Landes vor dem Zugangstor des Landweges nach Indien gegeben. In einem Punkt besteht jedenfalls kein Zweifel: bei weiterer ungestörter Entwicklung besitzt das Land die an Gewißheit grenzende Möglichkeit, sich gegen jeden Angriff mit Erfolg zu verteidigen. Auch folgender Zusatz dürfte kaum einem Zweifel begegnen: selbst heute wäre die Aussicht eines Angriffes äußerst unsicher, wenn er nicht mit solchen überlegenen Kräften unternommen würde, daß der Einsatz den Gewinn bei weitem überstiege.

Es ist nicht einzusehen, aus welchen Gründen ein Angriff gegen das Land erfolgen sollte, das keinen seiner Nachbarn bedroht, sondern sich in Frieden entwickeln möchte. Der Zweck könnte nur der sein, eine Entwicklung zu verhindern, die in Zukunft eine Bedrohung darstellte.

Müßig wäre es, jetzt zu überlegen, welche außenpolitische Zukunftsziele das Land verfolgen könnte, da die europäischen Dinge mit ihren Rückwirkungen auf die kolonialen Besitzungen in Asien zu sehr in Fluß sind.

Zwei Bemerkungen seien erlaubt.

Es kann in Kabul keine Neigung entstehen, den Blick auf die jetzigen Sowjetrepubliken Tadjikistan und Usbekistan zu richten, denn sie haben eine nichtafghanische Bevölkerung und gehörten nie zum historischen Afghanistan. Auch hat die Sowjetunion niemals die Unabhängigkeit Afghanistans bedroht. Beide Völker lebten stets in Frieden miteinander.

Das Problem der unabhängigen afghanischen Stämme an der anglo-indischen Grenze bedarf einer späteren Endlösung, und in Britisch-Indien, soweit es früher zu Afghanistan gehörte, leben Millionen von Afghanen.

